Ein deutsches Bilderbuch 1870–1918

Jackson Library -UNCG
ff DD220 .G52 1982 c.1 NGUV
Glaser / Ein deutsches Bilderbuch 1870-1918 :
3 0510 07577675

University of North Carolina at
Greensboro, North Carolina 27412-5201
Walter Clinton Jackson Library

JUL 12 1984

DATE DUE

DEC 30 1984 X

AUG 8 1984 X

DEC 3 1991 #

DEC 5 1991 #

BRODART, INC. Cat. No. 23-221

Glaser/Pützstück
Ein deutsches Bilderbuch
1870 – 1918

Hermann Glaser
und Walther Pützstück

Verlag C. H. Beck

Ein deutsches Bilderbuch 1870–1918

DD
220
G52
1982

Die Gesellschaft einer Epoche in alten Photographien

Mit 425 Abbildungen

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

[Ein deutsches Bilderbuch achtzehnhundertsiebzig bis neunzehnhundertachtzehn]
Ein deutsches Bilderbuch 1870–1918: d. Gesellschaft e. Epoche in alten Photogr. / Hermann Glaser u. Walther Pützstück. – München: Beck, 1982.
ISBN 3 406 08672 1
NE: Glaser, Hermann [Hrsg.]

ISBN 3 406 08672 1

© C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck) München 1982
Reproduktionen der Abbildungen: Brend'amour, München
Satz: Hieronymus Mühlberger KG, Augsburg
Druck und Bindung: Passavia Passau
Printed in Germany

Inhalt

1. Klassengesellschaft . . . . Seite 8

5. Vergnügungen . . . . . Seite 204

2. Arbeitswelten . . . . . Seite 38

6. Schulen . . . . . Seite 260

3. Verstädterung . . . . . Seite 108

7. Krieg und Revolution . . . Seite 292

4. Familienleben . . . . . Seite 166

Vorwort . . . . . Seite 7

Anmerkungen . . . . . Seite 317

Bildnachweis . . . . . Seite 320

671064

Vorwort

Als der deutsche Naturwissenschaftler und Forschungsreisende Alexander von Humboldt 1839 in Paris das photographische Verfahren von Daguerre als neue revolutionäre Erfindung kennenlernt, ist er zutiefst davon beeindruckt, daß die Natur sich so gewissermaßen selbst, „in unnachahmlicher Treue", male. Noch viel bedeutsamer war freilich die kultur- wie gesellschaftsgeschichtliche Bedeutung der Photographie: Nun konnte man die alltägliche Erscheinungswelt festhalten, den Habitus der „Leute", die Lebensformen wie die Lebensorte. In einem 1865 in der ‚Photographischen Correspondenz' erschienenen Artikel heißt es mit Recht: „Diese Photographien werden die Ahnenbilder des Bürgertums der Neuzeit bilden, als teure Vermächtnisse für die Nachkommen der Familie einen unschätzbaren Wert besitzen, und zur Fortpflanzung und Förderung der Bürgertugenden in der Zukunft gewiß kräftig anspornend wirken." Seit der Erfindung der Photographie steht uns ein schier unerschöpfliches, oft jedoch wenig beachtetes Bildmaterial zur Verfügung, das uns über die Vergangenheit mit großer Genauigkeit „ins Bild" zu setzen vermag.

Die Photos dieses Bandes, überwiegend aus privaten Quellen stammend, wollen weniger nostalgische Sehnsüchte befriedigen; sie wollen vor allem geschichtliche Information vermitteln. Sie verdeutlichen dabei den „Perspektivenwechsel", der sich allgemein in der Geschichtsbetrachtung und Geschichtswissenschaft vollzieht; sie tun dies auf eine ergreifende und betroffen machende Weise. „Man denkt sich nicht mehr so leicht in die Pupille Gottes oder des Weltgeistes hinein; es fällt schwerer, sich in die Position der Mächtigen zu versetzen und die gesellschaftlichen Probleme von oben als Ordnungs-, Herrschafts- oder Integrationsfragen zu analysieren" (Lutz Niethammer). Uns interessieren vielmehr die konkreten, lebendigen, subjektiv handelnden (und hier subjektiv sich abbildenden) Individuen; wir wollen Lebensgeschichten entschlüsseln, die allgemeine Bedeutsamkeit des Besonderen entdecken. Aus Geschichten für Geschichte lernen, aus Bildern geschichtlichen Überblick und Einblick gewinnen – das ist die Absicht dieses Bandes.

Die Bilder aus dem „alten Deutschland", die hier vorgestellt werden, bedeuten Spurensicherung in vielerlei Richtung:
– Sie stellen gleichermaßen eine Menschen- wie Landschaftskunde dar, helfen geistige, soziale, kulturelle „Landkarten" lesen;
– sie sind zu verstehen als eine optische Sozialgeschichte „von unten"; sie setzen uns auf die Fährte anonymer, vielfach vergessener Alltagskultur;
– sie verweisen auf Bewußtseinszustände, beinhalten individuelle wie kollektive Seelenzustände.

Das Porträt des „alten Deutschland", das auf diese Weise gezeichnet wird, setzt sich aus sieben Einzelansichten zusammen:

Klassengesellschaft – das sind die Spitzen und Stützen, Schichten und Stände der Gesellschaft und die in ihr wirkenden Kräfte und Mächte. Im Spannungsfeld sozialer Irrungen und Wirrungen entstehen reformorientierte und revolutionäre Bewegungen; am Ende des Ersten Weltkrieges kommt das Gehäuse strenger hierarchischer Ordnung zum Einsturz; die Massengesellschaft formiert sich.

Arbeitswelten – auf der einen Seite massenhafte Konzentration von Menschen und Maschinen in den Fabriken, von Menschen und Gütern in den Warenhäusern; auf der anderen weiterhin Familienbetriebe bei Handwerk und Handel. Heere von Angestellten in Büros und Banken, Heere von Landarbeitern auf den Gütern der Großgrundbesitzer; zugleich ein intensives Bemühen um wirtschaftliche Selbständigkeit, was sich etwa in Klein- und Kleinstläden niederschlägt. Dem Niedergang von Berufen mit alter handwerklicher Tradition steht das Aufkommen neuer, wesentlich umfangreicherer Berufsfelder gegenüber.

Verstädterung – zwiespältig die Rolle der Stadt im Industrialisierungsprozeß. Landflucht bewirkt enorme Bevölkerungskonzentrationen; trotz Fortschrittsoptimismus wird man der dadurch heraufbeschworenen Probleme kaum Herr. Man empfindet die „Dämonie der Großstadt" – und entwickelt ein neues Gefühl für Großstadtheimat, die als Wiege ungeahnter zivilisatorischer Möglichkeiten erscheint.

Familienleben – die es bestimmenden höchst unterschiedlichen Sozial- und Wohnverhältnisse geben Aufschluß über die Sehnsüchte der Zeit: über solche, die im Pomp erstickten; solche, die in der Trostlosigkeit verkümmerten; solche, die in Geborgenheit gestillt werden konnten.

Vergnügungen – sie haben ein Flair, das die Rückerinnerung wehmütig macht. Freizeit wurde mit Phantasie und Naivität genutzt; die Gesellschaft schuf sich heitere Binnenräume, die der Misere des Alltags und Werktags entgegenzuwirken vermochten. Der überwiegende Teil der Bevölkerung konnte freilich nur vom Rande her an dem teilhaben, was die bürgerliche Welt auszeichnete: die „graziöse Kunst, das Leben zu verschönern".

Schulen – das Schulsystem verfestigte zwar die Klassenunterschiede (die verschiedenen Stände schickten ihre Kinder jeweils in verschiedene Schulen); aber in den einzelnen Strängen des Bildungswesens ergaben sich fortschrittliche Entwicklungen – so entstand zum Beispiel die öffentliche Volksschule. Die Industrialisierung ließ mit ihren eigenen Anforderungen an die Ausbildung neben den Humaniora die „Realien" als gleichberechtigt erscheinen. Die innere Reform freilich blieb stecken.

Krieg und Revolution – nach über vierzig Jahren Frieden gingen in Europa die Lichter aus; grausam, erbittert, schonungslos setzte das „Völkerringen" ein. Die Bande kultureller Gemeinsamkeit zerrissen; das Ende hinterließ tiefgreifende Verbitterung. Die aus der Monarchie hervorgehende deutsche Republik war eine Demokratie, die zu wenig Demokraten hatte; der Versailler Friedensvertrag verhinderte ihre Konsolidierung; wirtschaftliche und soziale Krisen waren vorprogrammiert.

Was an Lust und Leid, Arbeit und Freude, Erfahrung und Wissen, Not und Glück in diesen Bildern steckt, wird durch die Bild- und Einleitungstexte „zum Reden" gebracht. Während die Photos punktuell, persönlich, subjektiv Wirklichkeit angehen, wird mit der Darstellung zu Beginn des jeweiligen („großflächig" angelegten) Kapitels ein objektivierender, den allgemeinen Begründungszusammenhang aufzeigender Rahmen geliefert.

Bildgeschichten aus dem „alten Deutschland": wehmütig registrieren wir, daß so vieles der Entfremdung zum Opfer gefallen ist; Trauerarbeit müssen wir leisten, weil so viele Sehnsüchte und Hoffnungen so vieler Menschen in Elend und Not untergingen; stolz können wir sein, weil dennoch das Prinzip Hoffnung und beharrlicher Arbeitswille bewirkten, daß der Fortschritt kein leerer Wahn blieb; dankbar dürfen wir sein, daß mit der Kultur der Leute die Basis für unsere heutige demokratische und republikanische Identität gelegt wurde.

Klassengesellschaft

1. Klassengesellschaft

Der junge Baron Botho von Rienäcker in Theodor Fontanes 1888 erschienenem Roman ‚Irrungen Wirrungen' ist Lene, der Pflegetochter der Waschfrau Nimptsch, in aufrichtiger Liebe zugetan. Beide erleben einen glücklichen Sommer. Da wird Botho durch einen Brief seiner Mutter auf die „Familienpflichten" hingewiesen: er soll das elterliche Gut durch die Heirat mit einer reichen Cousine sanieren. „Botho, als er gelesen, war in großer Erregung. Es war so, wie der Brief es aussprach, und ein Hinausschieben nicht länger möglich. Es stand nicht gut mit dem Rienäckerschen Vermögen, und Verlegenheiten waren da, die durch eigene Klugheit und Energie zu heben er durchaus nicht die Kraft in sich fühlte. ‚Wer bin ich? Durchschnittsmensch aus der sogenannten Obersphäre der Gesellschaft. Und was kann ich? Ich kann ein Pferd stallmeistern, einen Kapaun tranchieren und ein Jeu machen. Das ist alles, und so hab ich denn die Wahl zwischen Kunstreiter, Oberkellner und Croupier. Höchstens kommt noch der Troupier hinzu, wenn ich in eine Fremdenlegion eintreten will. Und Lene dann mit mir als Tochter des Regiments. Ich sehe sie schon in kurzem Rock und Hackenstiefeln und ein Tönnchen auf dem Rücken!' In diesem Tone sprach er weiter und gefiel sich darin, sich bittre Dinge zu sagen. Endlich aber zog er die Klingel und beorderte sein Pferd, weil er ausreiten wollte."

Bei seinem Spazierritt kommt er an einem Steinkreuz vorüber, das an einen im Duell gefallenen Edelmann erinnert.

„ ‚Lehrreich. Und was habe ich speziell daraus zu lernen? Was predigt das Denkmal mir? Jedenfalls das eine, daß das Herkommen unser Tun bestimmt. Wer ihm gehorcht, kann zugrunde gehn, aber er geht besser zugrunde als der, der ihm widerspricht.' Während er noch so sann, warf er sein Pferd herum und ritt querfeldein auf ein großes Etablissement, ein Walzwerk oder eine Maschinenwerkstatt, zu, draus aus zahlreichen Essen Qualm und Feuersäulen in die Luft stiegen. Es war Mittag, und ein Teil der Arbeiter saß draußen im Schatten, um die Mahlzeit einzunehmen. Die Frauen, die das Essen gebracht hatten, standen plaudernd daneben, einige mit einem Säugling auf dem Arm, und lachten sich untereinander an, wenn ein schelmisches oder anzügliches Wort gesprochen wurde. Rienäcker, der sich den Sinn für das Natürliche mit nur zu gutem Rechte zugeschrieben, war entzückt von dem Bilde, das sich ihm bot, und mit einem Anfluge von Neid sah er auf die Gruppe glücklicher Menschen. ‚Arbeit und täglich Brot und Ordnung. Wenn unsre märkischen Leute sich verheiraten, so reden sie nicht von Leidenschaft und Liebe, sie sagen nur: ‚Ich muß doch meine Ordnung haben.' Und das ist ein schöner Zug im Leben unsres Volks und nicht einmal prosaisch. Denn Ordnung ist viel und mitunter alles. Und nun frag ich mich: War mein Leben in der ›Ordnung‹? Nein. Ordnung ist Ehe.' So sprach er noch eine Weile vor sich hin, und dann sah er wieder Lene vor sich stehen, aber in ihrem Auge lag nichts von Vorwurf und Anklage, sondern es war umgekehrt, als ob sie freundlich zustimme. ‚Ja, meine liebe Lene, du bist auch für Arbeit und Ordnung und siehst es ein und machst es mir nicht schwer . . . aber schwer ist es doch . . . für dich und mich.' "[1]

Die Romanszene gleicht einer Momentaufnahme der Klassengesellschaft in der wilhelminischen Epoche. Ordnung wird als das Beste empfunden, als die Grundbedingung, auf der Staat und Familie beruhen; wer dauernd dagegen verstößt, geht zugrunde. Die Standesverhältnisse sind klar geregelt; mag die Liebe des jungen Herrn der Oberschicht zu Lene aus der Unterschicht auch tief empfunden sein – die „Pflicht" der Herkunft und dem Besitz gegenüber machen daraus eine Liebelei. Unbefragt bleibt der Sinn solcher Ordnung, sie wird als gegeben hingenommen und akzeptiert. Die Komposition der Szene macht deutlich: Offensichtlich ist auch für die Beherrschten das Leben „in Ordnung"; man will gleichermaßen unter sich bleiben, will nicht die gegebenen Verhältnisse in Frage stellen. So wie Lene denn tapfer und resignierend die Trennung hinnimmt. Bei der letzten Begegnung sagt sie:

„ ‚Ja, Erinnerung ist viel, ist alles. Und die hab ich nun und bleibt mir und kann mir nicht mehr genommen werden. Und ich fühle ordentlich, wie mir dabei leicht zumute wird.'

Er umarmte sie. ‚Du bist so gut.'

Lene aber fuhr in ihrem ruhigen Tone fort: ‚Und daß mir so leicht ums Herz ist, das will ich nicht vorübergehen lassen und will dir alles sagen. Eigentlich ist es das Alte, was ich dir immer schon gesagt habe, noch vorgestern, als wir draußen auf der halb gescheiterten Partie waren, und dann nachher, als wir uns trennten. Ich hab es so kommen sehn, von Anfang an, und es geschieht nur, was muß. Wenn man schön geträumt hat, so muß man Gott dafür danken und darf nicht klagen, daß der Traum aufhört und die Wirklichkeit wieder anfängt. Jetzt ist es schwer, aber es vergißt sich alles oder gewinnt wieder ein freundliches Gesicht. Und eines Tages bist du wieder glücklich und vielleicht ich auch.'

‚Glaubst du's? Und wenn nicht, was dann?'

‚Dann lebt man ohne Glück.'

‚Ach Lene, du sagst das so hin, als ob Glück nichts wäre. Aber es ist was, und das quält mich eben, und ist mir doch, als ob ich dir ein Unrecht getan hätte.'

‚Davon sprech ich dich frei. Du hast mir kein Unrecht getan, hast mich nicht auf Irrwege geführt und hast mir nichts versprochen. Alles war mein freier Entschluß. Ich habe dich von Herzen liebgehabt, das war mein Schicksal, und wenn es eine Schuld war, so war es meine Schuld. Und noch dazu eine Schuld, deren ich mich, ich muß es dir immer wieder sagen, von ganzer Seele freue, denn sie war mein Glück. Wenn ich nun dafür zahlen muß, so zahle ich gern. Du hast nicht gekränkt, nicht verletzt, nicht beleidigt, oder doch höchstens das, was die Menschen Anstand nennen und gute Sitte. Soll ich mich darum grämen? Nein. Es rückt sich alles wieder zurecht, auch das. Und nun komm und laß uns umkehren.' "[2]

Theodor Fontane beschreibt, kritisiert und verurteilt die Klassengesellschaft auf die ihm eigene Weise: Er klagt nicht an, er schildert nur schlicht das tragische Scheitern von Menschlichkeit am starren System. Aber die Klassengesellschaft damals war nicht mehr allein geprägt durch die verinnerlichte Bereitschaft, Ordnung als Trennung von Schichten und Ständen hinzunehmen.

Um die Polarität zu veranschaulichen, die das Spannungsfeld gesellschaftlicher Irrungen und Wirrungen in der Epoche bestimmte, sei der dichterisch-realistischen Momentaufnahme das vierzig Jahre früher erschienene ‚Manifest der Kommunistischen Partei' von Marx und Engels gegenübergestellt. Dort wird die Geschichte aller bisherigen Gesellschaften als die Geschichte von

vorhergehende Seite:

1 Kaisermanöver um 1900: Wilhelm II. und seine Begleitung beobachten die Truppenbewegungen.

2 Zwei Schutzleute, Berlin Friedrichstraße. In den Instruktionen von 1892 für einen preußischen Gendarmen werden die „Tugenden, die der Gendarm zur Ausfüllung seiner Stellung und zum Zwecke seiner Bestimmung besitzen muß", wie folgt charakterisiert: „Pflichttreue, Gehorsam, moralischer Lebenswandel (derselbe schließt in sich: a) Nüchternheit . . ., b) Nichtannahme von Geschenken . . ., c) Vermeidung von Spiel und Schulden . . ., d) Fleißiges Beiwohnen des Gottesdienstes, wenn es der Dienst erlaubt), Unparteilichkeit, Energie beim Einschreiten (ohne barsch und beleidigend zu sein), stramme militärische Haltung, gute Kameradschaft."

Klassenkämpfen beschrieben, in der Freier und Sklave, Patrizier und Plebejer, Baron und Leibeigener, Zunftbürger und Geselle, kurz, Unterdrücker und Unterdrückter stets einen offenen oder versteckten Kampf gegeneinander geführt hätten. Die aus dem Untergange der feudalen Gesellschaft hervorgegangene moderne bürgerliche Gesellschaft habe die Klassengegensätze nicht aufgehoben, sondern nur neue Klassen, neue Bedingungen der Unterdrückung, neue Gestaltungen des Kampfes an die Stelle des alten gesetzt. Die gegenwärtige Epoche zeichne sich jedoch dadurch aus, daß sie die Klassengegensätze vereinfache. Die ganze Gesellschaft spalte sich mehr und mehr in zwei große feindliche Lager: Bourgeoisie und Proletariat. Das Proletariat werde seine politische Kraft dazu benutzen, der Bourgeoisie nach und nach alles Kapital zu entreißen, alle Produktionsinstrumente in den Händen des Staates, d. h. des dann herrschenden organisierten Proletariats zu zentralisieren und die Masse der Produktionskräfte möglichst rasch zu vermehren. „Mögen die herrschenden Klassen vor einer kommunistischen Revolution zittern. Die Proletarier haben nichts in ihr zu verlieren als ihre Ketten. Sie haben eine Welt zu gewinnen. Proletarier aller Länder vereinigt Euch!"[3]

Dieser Aufruf zur revolutionären Umgestaltung der Gesellschaft, zur Überwindung der Klassengesellschaft durch Klassenkampf, beeinflußte die soziale Entwicklung bis zum Ersten Weltkrieg. Dabei dominierte jedoch, wie die Geschichte der sozialen Strömungen und Bewegungen, vor allem die Geschichte der Sozialdemokratischen Partei deutlich macht, der Glaube an eine evolutionäre Entwicklung. Ein solches Politik- und Kulturbewußtsein der Arbeiterschaft, in seinem Überbau stark von humanitärem Idealismus geprägt, war Teil des „deutschen Sonderwegs": Das Zusammentreffen von verspäteter Industrialisierung, verspäteter Nationalstaatsbildung und erfolglosen bürgerlichen Revolutionen, bei gleichzeitigem Überleben vergleichsweise starker, ungebrochener vorindustrieller wie obrigkeitlich-bürokratischer Eliten, Institutionen und Umgangsformen, verhinderte eine radikale gesellschaftliche Umwälzung im Deutschland des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Die Feststellung Ludwig Bergers, daß die Lokomotive den „Leichenwagen der Aristokratie" gezogen habe, verweist lediglich auf eine mit der Industrialisierung einhergehende „Umstellung" der Eliten; war der Adel nun auch weniger Stand denn Gesellschaftsklasse, so blieb seine Machtposition doch weitgehend unbeschränkt, zumal ihm durch Adelsverleihung ständig neue Kräfte zuflossen, die sich ihre Stellung (um ein Wort Moltkes über die Vergabe von Orden abzuwandeln) verdienten, erdienten, erdienerten oder erdinierten. Die der Industrialisierung eigene Mobilität lief sich am Feudalsystem fest. Nach erreichter Gleichstellung der hohen Beamtenschaft mit dem alten Geblüt strebte die leistungsbewußte liberale Bourgeoisie allerdings gar nicht mehr so sehr die Nobilitierung, als den Titel eines Kommerzien-, Kommerzial-, Ökonomie-, Sanitäts- oder Justizrats an. Neben dem Adel war jetzt die Bürokratie stilprägend geworden. Die Klassengesellschaft blieb dadurch unangetastet; sie erhielt allerdings ein moderneres Aussehen.[4]

Zur Zeit des Zweiten Reiches war die Zahl der Alt- und Neuadeligen etwa gleich hoch; adlig jedenfalls waren die Inhaber der staatlichen Führungspositionen in überwiegendem Maße – im Preußen des Jahres 1910 zum Beispiel 92% der Oberpräsidenten, 64% der Regierungspräsidenten, 57% der Landräte, 68% der Polizeipräsidenten; alle Oberpräsidenten, 89% der Landräte, 83% der Regierungspräsidenten, 47% der Polizeipräsidenten stammten aus Familien von Grundbesitzern, Beamten und Offizieren.

„Versuchen wir ein zusammenfassendes Bild der Führungspersonen und der Führungsstruktur in Verwaltung, Diplomatie und Armee zu gewinnen, so kommen wir zu dem erstaunlichen Ergebnis, daß die im 17./18. Jahrhundert entstandene höfisch-adelige Welt des Fürstenstaats noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts real gegenwärtig gewesen ist. In den Kreisen dieser adelig-hochbürgerlichen Gesellschaft herrschten noch immer oder verstärkt wieder Vorstellungen vom monarchischen Prinzip und Gottesgnadentum, vom Adelsprimat und von Lehenstreue. Menschen wurden ständisch qualifiziert, Familientradition und -geltung beeinflußten das Connubium und die Karriere. Sie begründeten Defacto-Privilegien, die in den geltenden modernen Verfassungen keine Begründung mehr fanden. Ein weitverzweigtes Konnexionsnetz aufgrund korporativer, familiärer und personeller Beziehungen bedeckte das Stellengefüge von Offizieren und Beamten, das offiziell lediglich aufgrund von Berechtigung verleihenden Prüfungen, Leistungsbeurteilungen und dem Grundsatz der Anciennität besetzt wurde." In allen übrigen mehr oder weniger bürgerlichen Bereichen, die der Staat entweder schon vor oder erst im 19. Jahrhundert an sich gezogen und entwickelt hatte, habe dieses Netz gefehlt. „Ihre Stellen wurden in weit stärkerem Maße durch reine Leistungsauslese bürgerlich besetzt. Sie waren von spezifisch bürgerlichem Geist getragen. Alle Tätigkeiten dieser Bereiche sind im 19. Jahrhundert einem zunehmend ausgebildeten Prüfungs- und Berechtigungswesen sowie der Professionalisierung und der Auffächerung der einzelnen Berufe ausgesetzt gewesen."[5]

Innerhalb des Fürstenbundes, der den Namen Deutsches Reich führte, war der König von Preußen „Bundespräsident", mit dem Titel eines Deutschen Kaisers. Der „preußische Kern" dominierte nicht nur aufgrund der großen Rolle, welche die Armee in Preußen spielte; der preußische Landtag erwies sich als eine besondere Stütze der Klassengesellschaft: er war nach den Grundsätzen des Dreiklassen-Wahlrechts zusammengesetzt, während bei den Wahlen zum Reichstag das allgemeine und geheime Wahlrecht für Männer galt.

Nach Johannes Willms wurde mit der Reichsverfassung von 1871 jener Kompromiß festgeschrieben, der die innere Entwicklung Preußens seit einem halben Jahrhundert bestimmt hatte: Die immer stürmischer verlaufende wirtschaftliche Entfaltung, die durch eine liberale Wirtschafts- und Zollpolitik entscheidend gefördert worden war, sollte in ihren sozialen Auswirkungen gegenüber dem politischen System abgeschottet werden. Aus solchem Verlangen habe sich dann der groteske Zwittercharakter des Deutschen Reiches ergeben, der eine liberal-kapitalistische Wirtschaftsordnung mit einer autoritären, obrigkeitsgläubigen politischen Ordnung vereinigt vorstellte. Wenn Bismarck sich des öfteren über das Dreiklassen-Wahlrecht mokierte und die Vorzüge des allgemeinen Wahlrechts pries, so stand dahinter die Einsicht, daß sich die eigenbrötlerischen Interessen der Klassen mit höherem Einkommen nie mit einer auf Dauer und Kontinuität angelegten Politik vereinbaren ließen. In den liberalen, stets besserwisserischen Kreisen habe der Geist des Widerspruchs seine Heimat – nicht in den Massen.[6]

Reform von oben sollte diese Massen „staatstreu" halten und aufbegehrende Bedürfnisse befrieden. Eine solche Rechnung ging zwar nicht auf; sie war aber auch nicht völlig falsch kalkuliert. Der obrigkeitlichen „Fürsorge" wurde durch Drängen von unten wesentlich mehr abgerungen, als diese ursprünglich zu geben bereit gewesen war.

Hatte Karl Marx die Auflösung der bisherigen Weltordnung, die Revolution von Grund auf verkündet, so wollte Ferdinand Lassalle, der 1863 den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein gründete, eine soziale Evolution in Gang setzen, d. h. seine Ziele im Rahmen der bestehenden bürgerlichen Ordnung verwirklichen. Selbst das Königtum sollte als „soziales Volkskönigtum"

erhalten bleiben, so daß Bismarck Verbindung mit Lassalle aufnahm. Sie führte jedoch zu keinem Ergebnis.

In den nachfolgenden Jahrzehnten rangen Marxisten und Anhänger Lassalles um Einfluß auf die sozialistische Bewegung. In ihr spielten August Bebel und Wilhelm Liebknecht eine führende Rolle. Bebel war Vorsitzender des Leipziger Arbeiterbildungsvereins geworden und dort mit Liebknecht zusammengetroffen. Bei beiden hinterließen die Schriften von Marx und Engels einen sehr starken Eindruck, so daß auch sie sich gegen die Lassalleaner wandten. Die verschiedenen Arbeitervereine, die sich 1868 in Nürnberg der Ersten Internationale angeschlossen hatten, gründeten 1869 in Eisenach die Sozialdemokratische Arbeiterpartei; diese wurde durch Bebel und Liebknecht im Norddeutschen Reichstag vertreten. Das Eisenacher Programm war durch einen „verwaschenen" Marxismus gekennzeichnet; es ging von der Feststellung aus, daß „die heutigen politischen und sozialen Zustände in höchstem Grade ungerecht" seien und mit größter Energie bekämpft werden müßten. Als Hauptforderungen wurden verkündet: allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlen, Aufhebung der Vorrechte des Standes, des Besitzes, der Geburt und Konfession, Trennung von Staat und Kirche und von Schule und Kirche, unentgeltlicher Unterricht in allen öffentlichen Bildungsanstalten und allgemeine Schulpflicht, Unabhängigkeit der Gerichte, unentgeltliche Rechtspflege.

Im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 enthielten sich die Abgeordneten der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei bei der Debatte über die Kriegskredite der Stimme, weil sie die Bismarcksche Außen- und Innenpolitik ablehnten. Nach der Abschaffung des französischen Kaisertums 1871 traten Bebel und Liebknecht gegen die Fortführung des Krieges auf. Sie wurden verhaftet und 1872 noch nachträglich in einen Hochverratsprozeß verwickelt. Die Partei wie ihre Vorsitzenden gingen jedoch gestärkt aus dieser Zeit hervor. 1875 konnte die Lassallesche Richtung der Partei eingegliedert werden (Gothaer Programm). Das Erfurter Programm von 1891 (nun Sozialdemokratische Partei Deutschlands – SPD) schwenkte auf den streng marxistischen Kurs ein; schon die Präambel zeigte dies deutlich: „... Immer größer wird die Zahl der Proletarier, immer massenhafter die Armee der überflüssigen Arbeiter, immer schroffer der Gegensatz zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten, immer erbitterter der Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat, der die moderne Gesellschaft in zwei feindliche Heerlager trennt und das gemeinsame Merkmal aller Industrieländer ist."[7] Der Konflikt verschärfte sich aber weniger wegen dogmatischer Einseitigkeit oder Radikalisierung der SPD, sondern hauptsächlich wegen der Bismarckschen Unterdrückungspolitik, die noch auf Jahrzehnte hinaus die deutsche Geschichte belastete und mitverantwortlich war für das Scheitern des Miteinanders sozialistischer und bürgerlicher Kreise in der Weimarer Republik.

Der Versuch der Arbeiterschaft, dem Staate gleichberechtigt eingefügt und als vollwertige Staatbürger anerkannt zu werden, schlug fehl; ihre Abkapselung war die unausbleibliche Folge. Die bürgerlichen und konservativen Kräfte bauten ihre führende Stellung weiter aus; die Trennung der Nation war vollzogen. In seinen ‚Gedanken und Erinnerungen' (erschienen 1898) sprach Bismarck von den „sozialdemokratischen Verrücktheiten": Die Führer der SPD würden Anklang finden, „da die Massen stumpf und unentwickelt" seien und sich von der Rhetorik geschickter und ehrgeiziger Führer unter Beihilfe eigener Begehrlichkeit stets „einfangen" ließen.

Zwei von Anarchisten auf den alten Kaiser Wilhelm I. verübte Attentate, mit denen nachweislich die Sozialdemokratie nichts zu tun hatte, nahm der Reichskanzler zum Anlaß, ein „Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie" durchzubringen (1878), das die Partei zwar bestehen ließ, aber ihre Organisationen und die öffentliche Werbung verbot. Viele Hunderte Sozialisten wurden ausgewiesen oder in die Gefängnisse gesteckt; der Belagerungszustand wurde über eine Reihe von Industriestädten verhängt. Bismarck konnte dabei anknüpfen an die Ressentiments der liberalen Kreise gegenüber den Sozialisten, freilich auch an die Empörung über ihre häufig starrsinnige marxistische Argumentation und ihre betont antikirchliche und teilweise antireligiöse Haltung. Für die Entwicklung der SPD war das Sozialistengesetz eher positiv; sie konnte ihren Einfluß während der Verbotszeit erheblich steigern und festigen; die Mitgliederzahl stieg sprunghaft an.

So sehr auch Bismarck die Sozialdemokratische Partei auszuschalten suchte, er sah durchaus das soziale Problem und die Notwendigkeit, die Lebensbedingungen der Arbeiterschaft zu verbessern. Doch sollte dies vom Staate aus geschehen. In einer „kaiserlichen Botschaft" wurden Fürsorge- und Schutzmaßnahmen angekündigt und 1883 (Krankenversicherungsgesetz), 1884 (Unfallversicherungsgesetz) und 1889 (Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz) verwirklicht. Arbeitnehmer und Arbeitgeber mußten die Beiträge gemeinsam aufbringen; der Staat leistete wesentliche Zuschüsse. Die Gesetzgebung war fortschrittlich und übertraf die der anderen Länder (etwa Frankreichs) bei weitem. Typisch für sie jedoch war, daß sie dekretiert, also verordnet wurde und die parlamentarische Mitarbeit umging.

Auch die Gewerkschaften entwickelten sich weiter. Sie waren im Revolutionsjahr 1848 auf lokaler Basis entstanden, waren teilweise in der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei aufgegangen oder zusammen mit ihr der Ächtung verfallen. 1892 kam es zu Neubildungen; Streiks und Arbeitskämpfe wurden häufiger. Die Praxis von Tarifverträgen kam auf – allerdings noch ohne gesetzliche Basis. Eine Art Betriebsvertretung wurde seit 1916 möglich; das volle Koalitionsrecht kam erst mit der Weimarer Verfassung.

Gegen 1890 trug sich Bismarck mit dem Gedanken, das Sozialistengesetz zu verlängern. Die Sozialdemokratie sollte vollends niedergeschlagen werden. Doch damit traf der Reichskanzler auf den Widerstand des neuen Kaisers Wilhelm II., dem eine Verschmelzung der verschiedenen Klassen zu einem „einheitlichen deutschen Volk" vorschwebte. Die Entlassung Bismarcks hätte so eine allgemeine Versöhnung einleiten können. Die ‚Ausarbeitungen' Wilhelms II. ‚zur Arbeiterfrage' spiegelten im Grundsätzlichen den Wunsch, das gesellschaftliche Klima zu verbessern, strotzten freilich in ihren Einzelheiten von monarchischem Dünkel und politischer Engstirnigkeit.

Der Normalarbeitstag von 8 Stunden, der Ausschluß der Frauenarbeit und die weitgehende Beschränkung der Kinderarbeit werden mit den Bemerkungen abgelehnt, daß dann der erwachsene Arbeiter seine freie Zeit im Wirtshaus verbringen und auch mehr an agitatorischen Versammlungen teilnehmen könne; die Frau müßte auf den für den Haushalt notwendigen Zuschuß verzichten und die heranwachsenden Kinder würden sich „außerhalb des Hauses herumtreiben und sittlich verwahrlosen und verwildern". Die Verworrenheit der kaiserlichen Vorstellungen von der sozialen Frage sowie sein politischer Romantizismus, der in dem Wunsche nach der Einheit aller Stände gipfelte, die er kraft seiner pathetischen Appelle glaubte erreichen zu können, ist in vielen Zeugnissen überliefert. So erklärte er öffentlich, er wolle die Hand jedes Mannes ergreifen, „er sei edel oder unfrei", wobei jeder Schüler schon hätte wissen können, daß immerhin die Leibeigenschaft in Deutschland abgeschafft worden war.

Trotz allem gewann die Bewegung des „Revisionismus", die sich zur geschichtlichen Evolution bekannte, in der deutschen Sozialdemokratie immer mehr an Boden. Deren revolutionäres Programm hatte weitgehend deklamatorischen Charakter. Bereits bei den Reichstagswahlen von 1890 war die SPD mit

1 427 000 Stimmen zur stärksten Partei Deutschlands geworden; die nächsten Jahre brachten weitere Steigerungen; von anderer Seite geschah so gut wie nichts, um diese Kräfte an die Verantwortung im Staate heranzuführen. Bei Kriegsausbruch 1914 waren die Sozialdemokraten spontan bereit, sich für einen Staat einzusetzen, an dem sie politisch und vor allem gesellschaftlich noch immer so gut wie keinen Anteil hatten. Am 4. August sagte der Kaiser in seiner Thronrede: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche"; und Karl Bröger, der Arbeiterdichter, schrieb zu Beginn des Krieges in seinem Gedicht ‚Bekenntnis', nun habe sich erwiesen, daß Deutschlands ärmster Sohn auch sein getreuester sei.

Die Klassengesellschaft im wilhelminischen Zeitalter glich einer Pyramide, deren Spitze mit dem Kaiser der breiten Basis der sozialen Unterschichten gegenüberstand, und die sich von dieser Basis hierarchisch nach oben aufbaute. Der Darstellung von Gerhard A. Ritter und Jürgen Kocka in ihrer ‚Deutschen Sozialgeschichte' folgend, kann man vier „Niveaus" unterscheiden:

– Zu den Unterschichten zählten gewerbliche Lohnarbeiter, Heimarbeiter, Dienstboten, aber auch Randexistenzen wie Asylbewohner, Vagabunden und Prostituierte. „Sie unterscheiden sich von bürgerlichen Gruppen dadurch, daß sie entweder über keinen regelmäßigen und auskömmlichen Lebensunterhalt verfügen oder ihren Lebensunterhalt durch unselbständige Handarbeit oder andere untergeordnete Tätigkeiten verdienen. Die Grenze zwischen den sozialen Unterschichten und den Kleinbürgern ist nicht exakt zu bestimmen. So unterscheiden sich zum Beispiel die oft zum Kleinbürgertum gerechneten unteren Beamten, die mit Routinesachen befaßten einfachen Angestellten und viele der ohne Gesellen und maschinelle Hilfsmittel arbeitenden, oft am Rande des Elends lebenden Kleinmeister in ihrer ökonomischen Lage nicht vom Industriearbeiter, wenn sie sich auch meist in ihrer Selbsteinschätzung vom Proletariat bewußt distanzierten und kleinbürgerliche Verhaltensweisen zu kopieren versuchten. Andererseits konnten hochqualifizierte Facharbeiter der Industrie eine durchaus kleinbürgerliche Existenz führen."[8] Zu den Arbeitern, einschließlich Landarbeitern und der Mehrzahl der Verkäufer, gehörten 1882 mit 10,7 Millionen etwa 56% und 1907 mit 17,8 Millionen etwa 63% der erwerbstätigen Bevölkerung. Dazu muß man noch die Zahl der etwa 1,7 Millionen in häuslichen Diensten beschäftigten Personen hinzuzählen, die 1882 9% und 1907 6% der Erwerbstätigen ausmachten. Somit waren vor 1914 über zwei Drittel aller Erwerbstätigen sowie deren Angehörige zu den sozialen Unterschichten zu rechnen.

– Das Kleinbürgertum umfaßte all diejenigen, denen zumindest bewußtseinsmäßig (nicht immer von den wirtschaftlichen Verhältnissen her) der Absprung vom Proletariat gelang. Es gehörten dazu Facharbeiter, Kleingewerbetreibende, Kleinkaufleute, kleinere Beamte, Kleinbauern, Handlungsgehilfen und Angestellte aller Art. Seit der Jahrhundertwende bürgerte sich für diese Schicht der Begriff „Mittelstand" ein; er schloß auch mittlere Beamte, Privatangestellte und die weniger gut gestellten Vertreter der freien Berufe ein. „Der vage, emotional aufgeladene, an eine angeblich bessere, ‚ständische' Vergangenheit erinnernde und die These von der dichotomischen Klassengesellschaft implizit verneinende Begriff stand zunehmend in politischen Zusammenhängen: im Wort ‚Mittelstand' schwang einerseits die Vorstellung von der Bedrohung durch Industrialisierungsfolgen, vom Zerriebenwerden zwischen Kapital und Arbeit mit. Die Prognose des ‚Kommunistischen Manifests' wurde von vielen Betroffenen und Beobachtern als Bedrohung oder als Hoffnung geteilt: ‚Die bisherigen kleinen Mittelstände, die kleinen Industriellen, Kaufleute und Rentiers, die Handwerker und Bauern' – 50 Jahre später hätten Marx und Engels wahrscheinlich hinzugefügt: die Handlungsgehilfen und meisten Angestellten – ‚fallen ins Proletariat hinab . . .'. –

Andererseits galt der Mittelstand aber nicht nur seinen Angehörigen, sondern auch vielen Beobachtern und Politikern als etwas Schützenswertes, als ‚gesunde Mitte', als ein ‚Glied, dessen Bestehen für das Staatsleben so notwendig ist, daß die geforderten Opfer nicht dagegen in Betracht kommen' (Bismarck). Als systemerhaltendes Polster zwischen den sich bekämpfenden großen Lagern priesen sich diese kleinbürgerlichen Gruppen an, begründeten sie ihre zunehmend organisierten Forderungen nach sozialem Protektionismus, nach Schutz vor Proletarisierung, häufig auch nach Privilegien. Als Bündnispartner gegen die proletarische Herausforderung wurden sie von den Regierungen, den agrarischen und industriellen Führungsschichten begrüßt und – innerhalb enggezogener Grenzen – mit ‚Mittelstandspolitik' hofiert. – Das Wort ‚Mittelstand' umfaßte also Gruppen mit äußerst verschiedenen Interessen und Funktionen, Gruppen, auf die sich die Industrialisierung sehr verschieden auswirkte. Die Industrialisierung führte keineswegs zur generellen Ausschaltung des Handwerks, vielmehr dehnte es sich (gemessen an den Beschäftigtenzahlen und definiert als Betriebe mit bis zu fünf oder bis zu zehn Beschäftigten) aus, wenn auch weniger schnell als die Industrie. Eine Verdrängung des Handwerks durch die große Industrie geschah vor 1914 nur in einigen Branchen, so vor allem im Textilgewerbe, in der Produktion (aber nicht in der Reparatur) von Schuhen, in Teilen des Nahrungsmittelgewerbes und bei der Anfertigung von Kleidern, die zunehmend von Konfektionsindustrien (häufig in verlagsmäßiger Organisation) übernommen wurde. Daneben entstanden in Verbindung mit der Industrie, vor allem für die Installation, Reparatur und Wartung technischer Geräte, neue Handwerkszweige. Aber auch in den nicht bedrohten Gewerben führten neue Techniken und neue Marktbedingungen zu tiefgreifenden Strukturveränderungen, die von den Betroffenen vorwiegend nicht als neue Chancen, sondern als Bedrohung und Abstieg erlebt wurden."[9]

– Besitz und Bildung: hier finden wir den eigentlichen Kern des Bürgertums vor, das sich im Gefolge der Französischen Revolution emanzipiert hatte. Die Übergänge nach unten zu den kleinbürgerlichen und mittelständischen Gruppen erwiesen sich als fließend. Auch die Abgrenzung nach oben war durchlässig, zumal sich im Prozeß der Industrialisierung rasche Verschiebungen ergaben, etwa aus einem einfachen Handwerksmeister ein respektabler Fabrikbesitzer wurde. Besitzbürger und Bildungsbürger waren zwar in ihrer wirtschaftlichen Situation nicht gleichgelagert; doch verband sie ihr Bewußtsein zu einer Schicht. Im Zentrum der oberen Mittelschicht befand sich das Beamtentum, das sich bei ständig wachsenden Dienstleistungsaufgaben (Post, Bahn, Kommunalbetriebe etc.) quantitativ enorm ausweitete. Schließlich gehörte ein größerer Teil der freien Berufe zu dieser Klasse.

– Die „Spitzen der Gesellschaft" umfaßten die höfische Gesellschaft der deutschen Bundesstaaten und die Angehörigen des Hochadels sowie des grundbesitzenden Landadels, wegen ihrer Herrschaftsfunktionen auch die hohen Militärs und Verwaltungsbeamten. Diese ältere Elite wurde im wilhelminischen Deutschland durch das reiche, wirtschaftlich und oft politisch mächtige Großbürgertum in Industrie, Handel und Bankwesen ergänzt. Ebenso zählten zu dieser Schicht die seit der Jahrhundertwende aufkommenden einflußreichen Manager, die als Generaldirektoren oder Direktoren die tatsächliche Leitung von industriellen Großunternehmen und Großbanken übernahmen.[10]

Die große Masse der Akademiker wie Richter, Anwälte, Ärzte, Apotheker, Hochschullehrer, Geistliche, Gymnasiallehrer gehörte in den Mittel- und Kleinstädten zwar zu den Honoratioren, war aber wegen der relativen Ferne zu den Zentren der politi-

schen Macht mehr der Schicht „Besitz und Bildung" zuzurechnen. In den Großstädten und Landeshauptstädten dagegen war diese Berufsgruppe Teil der „Pyramidenspitze".

Im eingangs zitierten Roman ‚Irrungen Wirrungen' von Theodor Fontane heiratet Baron Botho von Rienäcker schließlich seine reiche, gleichermaßen lustige wie oberflächliche Cousine und führt eine konventionelle Ehe. Lene Nimptsch findet einige Jahre später ihr Glück in der Ehe mit einem Laienprediger, einem älteren, ehrenhaften Mann. So sind beide in ihre „Ordnung" zurückgekehrt (auch wenn ein Stückchen Leben wieder einmal daran hängen blieb). Rienäcker erfährt von der Verehelichung seiner früheren Geliebten eines Tages beim Frühstückstisch, als ihm seine Frau Käthe aus der Zeitung vorliest:

„ ‚Es ist doch zu komisch, was es für Namen gibt! Und immer gerade bei Heirats- und Verlobungsanzeigen. Höre doch nur.'

‚Ich bin ganz Ohr.'

‚... Ihre heute vollzogene eheliche Verbindung zeigen ergebenst an: Gideon Franke, Fabrikmeister, Magdalene Franke, geb. Nimptsch ..., Nimptsch. Kannst du dir was Komischeres denken? Und dann Gideon!'

Botho nahm das Blatt, aber freilich nur, weil er seine Verlegenheit dahinter verbergen wollte. Dann gab er es ihr zurück und sagte mit so viel Leichtigkeit im Ton, als er aufbringen konnte: ‚Was hast du nur gegen Gideon, Käthe? Gideon ist besser als Botho.' "[11]

Solche Selbsterkenntnis, die der eigenen Schicht die moralische Qualifikation ab- und diese der Unterschicht zuspricht, signalisiert in unpathetischer Weise die zu Ende gehende Klassengesellschaft. Das Gehäuse einer sinnentleerten, starren gesellschaftlichen Ordnung verfiel, bis ihm der Erste Weltkrieg einen Stoß gab, der es vollends zum Einsturz brachte. Die moderne Massengesellschaft aber erbrachte neue tiefgreifende Probleme, um deren Lösung noch heute – über sechzig Jahre nach der Revolution von 1918 – gerungen wird.

3 Bayerischer Feldartillerist.

4 Potsdamer Gardegrenadier.

5 Husar in Ausgehuniform.

6 Bayerischer Leibgardist.

10 Damenbesuch bei Kronprinz Wilhelm und seinen Offizieren. In Staat und Gesellschaft hatte das Militär eine zentrale Stellung.

7 Berliner Garde-Ulan.

8 Kaiserliche Garde, Berlin.

9 Wilhelm II. als Generalfeldmarschall.

11 Kaiserparade vor dem Potsdamer Schloß, 1894. Solche Paraden waren Höhepunkt militärischer Machtdemonstration. Die Sonderstellung der feudal geprägten Armee blieb auch in dem sich zum Industriestaat entwickelnden Deutschen Reich verfassungsrechtlich verankert.

12, 13 Manöver unterbrachen das triste Kasernenleben (12: Schlachtenbummler begleiten den Kaiser, 1910; 13: Reiterattacke bei Berlin, 1913). Das Zelten mit Biwakfeuer oder die Einquartierung bei netten Wirtsleuten wurde romantisiert. Victor Hollaender in einem Schlager, 1906: „Im Feldquartier aus hartem Stein / streck' ich die müden Füße / und sende in die Nacht hinein / dem Liebchen tausend Grüße. / Nicht ich allein hab's so gemacht, / Annemarie! / Von ihren Mädeln träumt bei Nacht / die ganze Kompanie . . ."

14 Garde-Dragoner beim Kasernendrill, 1905. Aus seiner Militärzeit berichtet der Landarbeiter Franz Rehbein 1911: „Vom Schimpfen bis zum Schlagen ist's beim Kommiß noch nicht einmal ein halber Millimeter, geschweige denn ein Schritt. Ich erhielt bei solchen Gelegenheiten – ebenso wie die meisten meiner Kameraden – nicht nur zahlreiche Maulschellen, Püffe und Tritte, nein einmal gab mir der Berittführer sogar einen derartig wuchtigen Faustschlag ins Genick, daß mir das Blut aus Mund und Nase floß . . ."

15 Soldaten der „Schutztruppe" vor der Einschiffung. Süd-West-Afrika wurde in zwei Phasen kolonialisiert (und dies war insgesamt typisch für die europäische Expansionspolitik): Zunächst wurden durch private Handelsaktivitäten und oft zweifelhafte Landgeschäfte koloniale Besitzverhältnisse geschaffen; dann die von den verschiedenen Stammesverbänden erworbenen Territorien annektiert und schließlich unter Schutzherrschaft gestellt (1884). Im übrigen galt Kolonialpolitik allgemein als Kulturmission.

16, 17 Im Deutschen Club von Apia, Samoa, 1913; Feldwebel vom deutschen Expeditionskorps in Peking, 1901: ein Jahr vorher war es in China zum „Boxeraufstand" gekommen. Die schweren Unruhen richteten sich gegen den Einfluß der fremden Mächte.

18 Staatsbesuch: Wilhelm II., Kaiserin Auguste Viktoria und Prinzessin Viktoria Luise vor der Erlöserkirche in Bad Homburg, 1908.

19 Mit einem Hofknicks empfangen Ehrenjungfrauen Kaiser Wilhelm II. bei seinem Eintreffen vor dem Rathaus von Geldern, 1913.

20 Kaisertag in Posen, 1913. Mit Oberbürgermeister Dr. Ernst Wilms verläßt der Monarch das Rathaus.

21 Kronprinz Wilhelm, designierter Thronfolger, bei einem offiziellen Besuch in Posen, 1911. Neben ihm: der Oberbürgermeister der westpreußischen Stadt.

22 Besichtigung der Werften in Kiel: Der Kaiser beobachtet das Zuschneiden von Panzerplatten für Kriegsschiffe. Admiral Alfred von Tirpitz über die Marine: „Unsere taktische Arbeit war ... schon in den neunziger Jahren nicht auf Küstenverteidigung, sondern auf eine zukünftige Hochseeflotte gerichtet gewesen. Als ich dem Kaiser zu Weihnachten 1895 auf seinen Befehl einen Entwurf für die Entwicklung unserer Flotte vorlegte, stimmte er ihm zu, und ebenso war er im Juni 1897 einverstanden, als ich ... den konkreten Vorschlag machte, uns als Ziel den Bau einer Flotte zu setzen, die zwischen Helgoland und der englischen Küste etwas bedeuten sollte."

23–25 Honoratioren: Ankunft der Ehrengäste nach ihrer ersten Fahrt mit der neuen U-Bahn in Hamburg, 1912 (23); Einweihung des Prinzregentendenkmals in Nürnberg unter Anwesenheit der „Spitzen der Behörden", 1901 (24); der „Deutsche Michel" wird feierlich enthüllt, Würzburg 1916; er soll für Kriegsanleihen werben (25).

26, 27 Hundertjahrfeier zur Neugründung der Heidelberger Universität, 1903: Professoren nach dem Festgottesdienst; studentischer Festzug von der Aula zur St. Peterskirche. Besitzbürger und Bildungsbürger waren auch zwischen 1870 und 1914 keineswegs identisch, doch konnten in der Regel nur Kinder begüterter und ökonomisch erfolgreicher Eltern die höheren Schulen und Universitäten besuchen.

28 Grundsteinlegung für die Kirche St. Paul in Heidingsfeld, 1912. Bismarcks Erfolge, vor allem die Gründung des preußisch-deutschen Kaiserreiches, gaben dem Protestantismus in Deutschland großen Auftrieb. Der Sieg von Zucht und Ordnung, von Sittlichkeit und christlicher Frömmigkeit über die „französische Verderbnis" wurde als Sieg über modernes Heidentum idealisiert.

29 Kaisertag in Aachen, 1902: Soeben sind die Majestäten vor dem altehrwürdigen Rathaus eingetroffen. Die Menge jubelt.

30 Ein Polizeikommissar beim Kaiserbesuch in Posen, 1910. Das „Auge des Gesetzes" wachte überall. „Ruhe und Ordnung" waren die obersten Bürgerpflichten.

31 Vor dem Berliner Schloß, 1913. Ein preußischer Gendarm gibt den Pressephotographen, die auf die Ankunft des Kaisers warten, seine Anweisungen.

32 Streikunruhen in Berlin-Moabit, 1910: Ein Arbeiter wird abgeführt. Seit 1865 war die Zahl der Streiks ständig gewachsen. 1905/06 und 1910/11 gingen zwischen sechs und neun Millionen Arbeitstage „verloren". Bessere Organisation der Arbeitskämpfe durch größere Gewerkschaften und stärker werdende Arbeitgeberverbände rationalisierten und mäßigten die Konflikte. Die Zahl der Streiks in Krisenjahren ging nun zurück, Tarifverträge wurden häufiger (1913 erfaßten sie 1,4 Millionen Arbeitnehmer) und die Bedeutung der kampflosen Bewegungen wuchs; deren Anhänger übertrafen 1913 die Zahl der Streikenden und Ausgesperrten um das Vierfache.

33–35 Bergarbeiterstreik im Ruhrrevier, 1912: Militär patrouilliert in den Straßen der Stadt Herne (33); Streikende lesen den Schießerlaß des Regierungspräsidenten (34); Polizei jagt in Dortmund eine Menschenmenge auseinander (35).

Bei den Streiks im Ruhrgebiet (darunter die großen von 1889, 1905 und 1912) ging es nicht nur um akute Notstände, sondern auch um tiefe gesellschaftliche Gegensätze. 1889 wurde im Kohlebergbau die Schichtdauer von 10 bis 12 Stunden auf 9 Stunden (einschließlich Ein- und Ausfahrt) reduziert. 1905 streikten 215 000 Bergarbeiter; ihr Streik wurde von der Streikleitung gegen größeren Widerstand der Beteiligten beendet; man wollte es nicht „zum Äußersten" kommen lassen, sondern

einer „gemäßigten Vernunftspolitik" – so der Vorsitzende der eingesetzten Kommission – das Wort reden: „Die Gefühlspolitiker können wir nicht gebrauchen. Man sagt: Der Kampf beginnt erst. Einzelne können es wohl noch monatelang aushalten, die Hunderttausende aber nicht. Im Interesse der musterhaft verlaufenen Streiks, der Einigkeit der verschiedenen Organisationen, die mehr wert ist als alle Opfer des Streiks: fügt euch! Diese Einigkeit ist mehr wert als alle Forderungen. Arbeiterschaft und Bürgertum sind beispiellos einig geblieben. Sollten wir jetzt den Arbeitgebern das Schauspiel der Uneinigkeit, der Zertrümmerung der Organisationen, als Frucht jahrelanger Mühen bieten?!" Die Gefahr einer allgemeinen Revolution war auch beim Streik von 1912 gering; doch wurde sie von den herrschenden Kräften an die Wand gemalt: die öffentliche Meinung sollte so zu einer stärkeren Abwehrhaltung gebracht werden.

36 Sozialdemokratischer Parteitag, Jena 1913. Kurz vorher war August Bebel, Mitbegründer und Führer der Sozialdemokratischen Partei, gestorben. Der Parteisekretär Hermann Molkenbuhr sagte in seiner Würdigung: „Bebels Tod versetzte Millionen Proletarier in Trauer ... Wir wissen, was wir an ihm verloren haben, auf uns hat der ganze Zauber seiner Persönlichkeit gewirkt ... Den Namen der unsterblichen Vorkämpfer des Sozialismus, Lassalle, Marx, Engels, können wir den Namen Bebels zur Seite stellen. Aber Bebels Feld war nicht die Studierstube, sein Feld war der Kampfplatz, die Rednertribüne. Dort war es, wo er für die Interessen des Proletariats gekämpft hat ... Er hat mit bewirkt, daß die kleine Sekte, in die er eintrat, zur politischen Partei wurde, und er war es, der eine Taktik befolgte, welche die Partei von Sieg zu Sieg führte bis zu ihrer heutigen Größe."

37 Delegierte der fünften ordentlichen Generalversammlung des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Nürnberg 1901. Die „Allgemeine Deutsche Metallarbeiterschaft" war 1868 gegründet worden.

38 Parteischule der deutschen Sozialdemokratie, 1908; unter den Lehrern (stehend) Rosa Luxemburg, August Bebel, Franz Mehring. 1906 war diese Schule eröffnet worden.

39 Sozialdemokratische Friedensdemonstration im Treptower Park, Berlin 1911. Als Redner tritt der Reichstagsabgeordnete Richard Fischer auf. (In diesem Jahr hatten sich die Beziehungen zu Frankreich verschlechtert; die Kriegsgefahr nahm zu.)

Arbeitswelten

2. Arbeitswelten

In der Studie ‚Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche' von Paul Göhre (1891), der ersten umfassenden deutschen Sozialreportage über den „Vierten Stand" – Göhre war Student der Theologie und wollte „die volle Wahrheit" über die arbeitenden Klassen herausfinden –, wird u. a. eine Eisenfabrik in einem Vorort von Chemnitz beschrieben. Die Schilderung kann empfunden werden als generelle Charakteristik der neuen Arbeitswelt Fabrik im Zeitalter der Industrialisierung:

Zwei mächtige parallel laufende Gebäudekomplexe bilden den Kern der ganzen Anlage. An ihrer Schmalseite sausen Eisenbahnzüge dicht vorüber. Von der Landstraße aus nimmt sich die Fabrik fast schmuck aus; ein gepflegter Obstgarten der Direktoren, ein breiter, sauberer Eingang und ein freundliches Portierhäuschen, mit Rosen davor, verbergen den mit schwarzem Staub überdeckten Hof mit seinem Gerät. Ein kleiner Gasometer schließt sich an; daneben ein größeres Gebäude mit Wohnungen für den Kutscher und Wächter, mit Speisesaal und Kantine; dann das Kesselhaus mit der Dampfmaschine. Es folgt ein Gebäude, das die ursprüngliche Fabrik enthält; schließlich Schmiede, Werkzeugschlosserei, Magazin und die eigentliche Fabrikhalle. Sie hat die Höhe eines zwei- bis dreistöckigen Hauses ohne Etagen.

Göhre vergleicht die Fabrikhalle mit einer Kirche; wo die Sakristeien zu sein pflegten, stehe das Maschinenhaus mit dem „eisernen stöhnenden Ungeheuer", das seine riesigen Kräfte durch den ganzen Raum ausströme und Dutzende schwerer Maschinen und hundert Menschen in Atem und Bewegung halte. Daneben ragt der große Schornstein auf. Statt Glockenklang und Orgelton brausen gewaltige Töne unaufhörlich durch die Halle: das Gehämmer und Gefeile der Schlosser, das Ächzen und Dröhnen der Maschinen, das Quietschen und Schlagen der Räder.

„An den Fenstern der beiden Langseiten standen die Schraubstöcke der Schlosser; an den Säulen, die die Emporen trugen, und wo sonst immer ein geeigneter Platz und halbwegs genügendes Licht sich fand, waren die großen und kleinen Arbeitsmaschinen aufgestellt; die größte, eine gewaltige Bohrmaschine, legte sich quer durch den ganzen Raum . . . Um die einzelnen Arbeitsplätze herum, am ziegelsteingepflasterten und häufig sehr holprigen und beschwerlichen Boden lagen Eisenteile, die in Arbeit kommen sollten oder eben bearbeitet waren, in der Nähe der Schlosser halb oder ganz fertige Maschinen großen und kleinen Kalibers. Hier standen ausrangierte Stücke, in gerader Linie aufgereiht, dort lehnten Bretter und lange eiserne Wellen. In einer Ecke war der Blasebalg, daneben das Terrain für die Packer . . . Ein gewaltiger Kran, viel benutzt und von zwei Mann an der Kurbel in mühsamer Kraftaufwendung fortbewegt, lief durch den ganzen Raum, zwei kleine bedienten in dem Teile, den ich oben mit dem Altarplatz einer Kirche verglich, die dort Arbeitenden. Unter den durch die Emporen gebildeten Decken liefen die langen Wellen hin, die durch die Dampfmaschine in rasender Drehung gehalten wurden und durch Riemenscheiben und die verbindenden Treibriemen die allerhand kleinen und großen Arbeitsmaschinen mit der Kraft nie ruhender Bewegung speisten . . . Das war der Arbeitsplatz der Hundertzwanzig bis Hundertfünfzig, die hier ihr Tagewerk verrichteten, kahl, öde, schwarz, ohne eine Bequemlichkeit, durchtost von einem nie abbrechenden nervenzerreißenden Geräusch grell zusammenklingender Töne. Und doch lag über dem allem auch Adel und Poesie . . . die Poesie eines grandiosen ineinander greifenden Getriebes, das hier ruhelos und doch in gleichmäßiger Bewegung sich auswirkte, der Adel menschlicher Arbeit, die hier an einer einzigen Stelle von mehr als hundert Menschen im Kampfe ums Brot, um Leben und Genuß tagaus tagein getan wird."[1]

Göhre, der bei einer Reihe von Aspekten der Arbeitswelt Fabrik skeptisch und kritisch gegenübersteht, ist insgesamt getragen von einem technischen Optimismus, von Pathos und Fortschrittsglauben: „. . . Was die schwarzen blaukitteligen Männer da schafften – war's nicht auch ein Gotteswerk, ein Gottesdienst? Konnte es nicht wenigstens einer sein?"[2]

Der Übergang von der Handarbeit zur Maschinenarbeit, die Ersetzung der biologischen Arbeitskraft Mensch/Tier durch physikalische Kräfte (Dampfmaschine, später auch Gas- und Elektromotor) bewirkte eine Konzentration von Menschen, Geräten, Rohstoffen, Produkten auf dem Areal Fabrik. Die Maschine konnte die physische Beanspruchung des Arbeitenden erheblich reduzieren; in der Technik sah man einen „gebändigten Prometheus", der nun dienstbar dem Menschen zur Seite stand. Die massenhafte und billige Herstellung von Gütern verhieß eine neue Lebensqualität; das Paradies auf Erden schien nahe.

Auf der anderen Seite bewirkten die Maschinen, die ein Vielfaches an menschlicher Leistung erbrachten, hohe Arbeitslosigkeit. Der mechanische Webstuhl zum Beispiel entzog in bestimmten Gebieten dem überwiegenden Teil der Bevölkerung die Lebensgrundlage, was zu Unruhen und Aufständen führte. In der Bewegung der „Maschinenstürmer" wurde der Aufstand gegen die „eisernen Teufel" (sonst vielfach als „eiserne Engel" gepriesen) besonders deutlich. Dazu kam die verstärkte Unfallhäufigkeit und die psychisch-physische Belastung durch „entfremdete Arbeit" – eine Arbeit, bei der sich der Arbeitende nur noch als Maschinenteil empfand; durch die arbeitsteiligen Verfahren ging der Sinngehalt von Arbeit, wie er etwa im „Werkstück" wahrzunehmen und zu „erleben" ist, verloren.

In den Sozialreportagen der Zeit, die sich im Gefolge Paul Göhres der Arbeitswelt Fabrik zuwandten, tritt die Verelendung der Masse der Arbeiterschaft deutlich zutage; die vielfältigen und engagierten Bemühungen bürgerlicher, kirchlicher, vor allem aber gewerkschaftlicher und sozialistischer Kreise wie auch die staatliche Sozialpolitik milderten zwar das Übel, kurierten es aber nicht im Kern.

In ihrem Bericht ‚3½ Monate Fabrik-Arbeiterin' beschreibt Minna Wettstein-Adelt 1893 unter anderem die Arbeitsverhältnisse in einer Weberei; sie zeigt auf, was Verelendung und entfremdete Arbeit für Frauen bedeuteten:

„Hier arbeiten die Mädchen elf Stunden täglich . . .; kleine Flocken von der aufgedrehten Wolle füllen die Luft, setzen sich auf Kleider und Haare, fliegen in Nase und Mund . . .; der Staub wird von den Mädchen eingeatmet, da sie die Fenster nicht öffnen dürfen. Dazu kommt der fürchterliche, nervenzerrüttende Lärm der rasselnden Maschinen, daß der Sprecher sein eigenes Wort nicht hört . . . Viele jener Mädchen arbeiten mit Lust an der

vorhergehende Seite:
40 Eisenbahnwagenbauer bei der MAN (Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg), vor 1900. Aus einer kleinen, 1837 von Johann Friedrich Klett gegründeten Werkstatt hervorgegangen, gehörte die Nürnberger Maschinenfabrik nach der Fusion mit einem Augsburger Unternehmen bald zu den größten Waggonfabriken. Wie anderswo erwies sich auch hier der Eisenbahnbau als Triebkraft der Industrialisierung.

41 Im Deutschen Reich um 1871 überwogen die landwirtschaftlichen Kleinbetriebe; die Zersplitterung des Bodens stand der Rationalisierung entgegen; Bearbeitungsmethoden, Kleidungs-, Essens- und Wohngewohnheiten blieben traditionell. (Bauernpaar auf dem Altenteil – sie spinnt, er wergt die Wolle. „Selbstgewonnen, selbstgesponnen ist die beste Bauerntracht", hieß es im Sprichwort.)

Sache, besonders solche, die kleinere Teppiche oder einzelne abgepaßte Vorhänge weben und den Fortgang des vollendeten Musters verfolgen können. Ihre Maschine lieben sie, wie man einen treuen Hund liebt; sie putzen sie glänzend rein, binden an die Seitenbarren bunte Bänder, Heiligenbildchen und allerlei Flitterkram, den sie während des Sommers auf dem Schützenplatz vom Schatze bekommen haben.

Die Mädchen arbeiten schwer, sehr schwer, so manche erzählte mir, wie sie in den ersten vier Wochen ihrer Arbeitszeit zusammengebrochen ist vor Anstrengung, wie die meisten monatelang an Lungen- und Halskrankheiten leiden, bis sie den Staub gewöhnt sind. Dazu kommt die schlechte, erbärmliche Nahrung, die kurzen Ruhestunden in Räumen, die den Namen ‚Wohnung' nicht verdienen – und . . . doch die zähe Zuversicht zum Leben, die Freudigkeit auf die Zukunft! Es durfte keine daran denken, bei heftigem Kopf- oder Zahnweh die Arbeit einzustellen und sich auszuruhen, auch nicht eine viertel Stunde Verspätung wurde geduldet, wollte sich die Betreffende nicht einen sehr empfindlichen Strafabzug am Wochenlohn gefallen lassen."[3]

Die wirtschaftliche Entwicklung in der wilhelminischen Epoche war durch den „kapitalistischen Konjunkturzyklus" bestimmt. Die Aufschwungphase von 1869–1873, ausgelöst vor allem durch den Geldzufluß von 5 Milliarden Goldfrancs französischer Kriegsschulden, rief die „Gründerjahre" mit ihrem Gründungsfieber hervor. Es folgte eine Rezessionsphase (1874–1879) mit zahlreichen Zusammenbrüchen; viele Unternehmen konnten das rasche Wachstum nicht verkraften und gingen in Konkurs. Die Zeit von 1894–1913 brachte einen neuen Aufschwung. Die Schwerindustrie war dabei treibender Faktor der Entwicklung. Im letzten Jahr vor dem Ersten Weltkrieg erzeugte Deutschland 18 Millionen Tonnen Roheisen; die deutsche Stahlerzeugung stieg entsprechend auf 13,7 Mio. Tonnen und hatte seit 1900 die Stahlerzeugung Englands hinter sich gelassen, die 1913 nur 6,5 Mio. Tonnen betrug. Als besonderer Schwerpunkt der industriellen Entwicklung erwies sich das Rhein-Ruhr-Gebiet, das bald das oberschlesische Industriezentrum an Größe und Bedeutung übertraf.

Von 1870 bis 1913 stieg das deutsche Volkseinkommen von 14,2 auf 48,5 Milliarden Mark, das heißt um gut 240%. 1882 lebten 42% der Bevölkerung von landwirtschaftlicher Arbeit, 1907 nur noch 28%; das schnelle Wachstum hatte bewirkt, daß Deutschland den industriellen Rückstand aufgeholt und bis 1914 zu einem der größten Industriestaaten geworden war.

Die Technisierung förderte auch die Ertragslage der Landwirtschaft. Zwischen 1870 und 1913 verdoppelte sich ihre Produktion. Das Rentabilitätsdenken zerstörte jedoch vielfach die alten patriarchalischen Verhältnisse auf dem Lande, die der bäuerlichen Bevölkerung bisher auch ein gewisses Maß an Schutz geboten hatten. Tagelöhner und Landarbeiter bei Großgrundbesitzern litten besonders unter der Ausbeutung; nicht viel besser erging es den Mägden, Knechten und Hofgängern bei selbständigen Bauern. Franz Rehbein, Sohn eines Schneiders und einer Landarbeiterin, 1867 in Hinterpommern geboren, zieht mit vierzehn Jahren als „Sachsengänger" in die westlichen Provinzen des Deutschen Reiches; er arbeitet als Dienstjunge, Knecht und Tagelöhner auf Gütern und Bauernhöfen in Holstein, leistet in Lothringen seinen Militärdienst ab, geht nach der Entlassung wieder als Saisonarbeiter aufs Land. Eine Dampfdreschmaschine reißt ihm 1895 den rechten Arm ab. Er stirbt 1909 in Berlin; kurz vorher hatte er den Bericht über sein Leben als Landarbeiter beendet. Er beschreibt darin unter anderem „ein Stück hinterpommerscher Gutswirtschaft". Die nachfolgende Szene reflektiert die unüberbrückbaren Klassengegensätze, von oben unerbittlich hart gezogen, von unten demutsvoll verinnerlicht:

„Etwa um 11 Uhr sahen wir einen Reiter vom Gut auf uns zukommen. Mit ungezwungener Eleganz saß er im Sattel, die rechte Hand leicht auf die Lende gestemmt . . . ‚De gnä' Herr!' murmelte es allgemein, und fleißiger noch rührten sich die Hände. Jetzt setzte der Vogt seine Kartoffelkiepe auf die Erde, wischte sich schnell die Hände an den Hosen ab und ging seinem Gebieter entgegen. Sechs Schritt vor ihm blieb er stehen, nahm kurz die Hacken zusammen und zog ehrerbietig seine Mütze. Wie das aussah! Dort der Herr, hoch zu Roß, jeder Zug aristokratische Vornehmheit; hier der Vogt, barhäuptig in urpommerscher Hölzernheit – ein Charakterbild disziplinierter Demut.

Beide kamen näher. Nun zogen auch die Tagelöhner mechanisch ihre Kopfbedeckung, die sie so lange in der Hand behielten, bis der ‚Herr' leicht an seinen graugrünen Agrarierhut tippte . . . Mit offenem Munde starrte ich bald auf den adeligen Herrn mit dem graumelierten Bart und den eleganten Reithosen, bald auf die ungeduldig scharrende Fuchsstute . . .

Da plötzlich wurde ich aus meinen Betrachtungen gerissen. Herr von Damerow ließ sein Pferd dicht auf mich zugehen und sah mich einen Moment durchdringend an. ‚Hat dich dein Schulmeister noch nicht gelehrt, den Deckel zu ziehen?' fragte er scharf. Ich wußte vor Verlegenheit nicht, was ich antworten sollte. Wahrhaftig, ich hatte vor lauter Bewunderung des ‚gnädigen Herrn' gar nicht daran gedacht, ebenfalls die Mütze abzunehmen. Verblüfft senkte ich deshalb den Kopf und schwieg. ‚Welcher Person gehört der Junge?' wandte sich der Herr darauf an die Reihe der Sammler. ‚Es ist mein Sohn', meldete sich meine Mutter. ‚Dann wird's Zeit, daß Sie ihrem Bengel beibringt, wie er einen Gutsherrn zu grüßen hat.' Sprach's und ritt nach den Knechten zu. Sinnend blickte ich ihm nach. Wie verächtlich er das Wort ‚Person' ausgesprochen hatte . . . Ich fühlte, daß sich meine ursprüngliche Bewunderung für den vornehmen Herrn sehr wesentlich abkühlte."[4]

In seinen Erinnerungen zeichnet Franz Rehbein auch das Bild seines Vaters: „Ich sehe ihn noch vor mir, lang, hager, altmodisch; dabei seelensgut, leider aber schwach und kränklich – brustkrank nannten es die Nachbarn. Er selbst hörte es nicht ungern, wenn er ‚Meister' tituliert wurde. Eine Werkstatt mit Gesellen und Lehrlingen hatte er freilich nicht. Das einzige Zimmer der kleinen Mietswohnung diente für unsere sechsköpfige Familie daheim gleichzeitig als Wohn- und Schlafraum, als Küche und – obendrein auch als Werkstatt meines Vaters. Hier saß er an seinem Tisch zwischen Lappen und Flicken und pickte und pickte von früh bis spät; Mutter half.

Zwar wurden damals – es war in den 70er Jahren – auch schon Nähmaschinen in Hinterpommern eingeführt, doch mein Vater hegte arges Mißtrauen gegen die ‚neumodischen Dinger'. Sein Zunftsprüchlein war: ‚Maschinenarbeit ist nichts gegen Handarbeit!' Vielleicht hätte er sich dennoch eines anderen besonnen, wenn die Nähmaschinen nicht gar so teuer gewesen wären. So pickte er denn als ‚Handschneider' weiter, ein Jahr nach dem andern, für Ackerbürger, Arbeiter und auch für Bauern der umliegenden Dörfer, immer in rastloser fleißiger Arbeit – bis er nicht mehr konnte. ‚Hier, hier sitzt's', sagte er bei den schweren Hustenanfällen keuchend, und griff mit beiden Händen atemringend nach der Brust."[5]

Geschildert wird dergestalt die Arbeitswelt des Handwerkers auf der „untersten Stufe": dort bestand wenig Chance, die Armut zu überwinden. Der Handwerker, der selbst Meister war und Gesellen wie Lehrlinge einstellen konnte, auch das Kapital aufbrachte, Maschinen zu kaufen und zu betreiben, hatte dagegen Aufstiegschancen. Das Tugendsystem des Handwerkerstandes hatte ihn gelehrt, seine Produkte anzupreisen; er war sehr darauf aus, Erfahrungen von anderen nutzbringend zu verwerten (von

der obligatorischen Wanderschaft brachte er manche Kenntnisse mit nach Hause); er mußte, um überleben zu können, ständig, nicht zuletzt durch Erfindungen, sein Gerät verbessern; er verstand es, „seine Sach" zusammenzuhalten. So wurde der Handwerksmeister häufig zum Ahnherrn industrieller Unternehmen. Andererseits fielen viele Handwerksarten und Handwerksbetriebe der maschinellen Produktion zum Opfer. Es war eine Zeit wirtschaftlicher Stürme, die manche rasch aufgeblühten Unternehmungen in den Niedergang trieben, die aber immer wieder auch für turbulente Neuentwicklungen sorgten.

Das Handwerk erwies sich inmitten entfremdeter Massenproduktion als Hort von Beständigkeit und Redlichkeit, eben Solidität. Da diese Handwerker von der allgemeinen wirtschaftlichen Blüte ausgeschlossen waren oder an ihr nur begrenzt teilhatten, versuchten sie mit Hilfe geistig-seelischer wie kultureller Werte, das materielle Defizit zu kompensieren. In einem positiven Sinne hat so der Handwerkerstand viele Werte des Bürgertums, die nach dem Biedermeier unter der Sogkraft der Industrialisierung und des Großhandels verlorengingen, beibehalten. Er hielt an Werten fest, während andere oft genug nur noch an Preise dachten.

Aber auch das Gegenteil ist richtig: Da man mit bürgerlichen Tugenden nicht reüssierte, versuchte man, mit Hilfe machtorientierter Anpassung (bei weltanschaulicher Verkrampfung) „Anschluß" zu erreichen. Industrie und Großhandel bewirkten weltweite Öffnung, großzügige Urbanität; der Handwerkerstand blieb vielfach im Provinzialismus, in Engstirnigkeit und Spießertum haften. Angesichts der Repressionen durch den Meister gingen viele Gesellen in die Fabrik; die geregelte Arbeitsweise und die Anonymität des Betriebs entzog sie hautnaher patriarchalischer Bevormundung. Doch verloren sie durch die Mechanisierung der Arbeit immer mehr ihre Eigenart; sie wurden Elemente eines nivellierten Arbeiterheeres.

Der gewaltige wirtschaftliche wie industrielle Aufschwung Deutschlands brachte wesentliche Veränderungen in der Arbeitswelt des Handels mit sich. Von 1882 bis 1907 wuchs die Zahl aller Handelsbetriebe (Haupt- und Nebenbetriebe) von 617 000 auf 1 088 000; die Hauptbetriebe nahmen von 493 000 auf 842 000 zu, verdoppelten sich also nahezu. Die Zahl der dort beschäftigten Personen stieg von 838 000 auf 2 064 000 an. Etwa vier Fünftel der Gesamtzahl der Betriebe entfielen auf Allein- und Kleinbetriebe (1–5 Personen). 1907 waren in den Kleinbetrieben doppelt so viele Personen beschäftigt wie in den Mittel- und Großbetrieben. Aus der Masse hoben sich jedoch immer mehr Betriebe durch die Größe ihres Umsatzes heraus. „Auch die Formen und Methoden, namentlich des Detailhandels", so Julius Pierstorff in seiner Schrift ‚Der Moderne Mittelstand' (1911), „änderten sich unter den neuen Verhältnissen allmählich und bewirkten größere und geringere Verschiebungen in den bestehenden Verhältnissen. Es vollzog sich ein Anpassungsprozeß, der darauf hinausging, die Absatzvermittlung zweckmäßiger und ökonomischer zu gestalten und daraus Gewinne zu ziehen."[6]

Die quantitative Veränderung im Handel ging mit der qualitativen Hand in Hand; wurden zum Beispiel 1860 noch etwa zwei Drittel aller verzehrten Brote im eigenen Heim gebacken und die übrigen Grundnahrungsmittel wie auch ein wesentlicher Teil der Bekleidung in Eigenproduktion hergestellt, so übernahmen danach zunehmend die sich ausdehnenden und differenzierenden Nahrungsmittel- und Bekleidungsgewerbe die Produktion dieser Güter des unmittelbaren Verbrauchs. „Der ursprünglich sich auf wenige überseeische Waren spezialisierende ‚Kolonialwarenhändler' wurde oft unter Beibehaltung einer nunmehr irreführenden Bezeichnung zu einem die gewöhnlichen Nahrungsmittel verkaufenden Lebensmittelhändler; an die Stelle der Anfertigung von Kleidung und Wäsche durch die Hausfrau, das Hauspersonal oder durch Hausschneiderinnen trat der Kauf der meist maschinell für jeden Geschmack und jeden Geldbeutel angefertigten Konfektion. Die Bedeutung der Hausierer ging im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts rapide zurück; im Vergleich zum früheren Krämer, der möglichst alle von seinen Kunden verlangten Waren führte, nahm die Spezialisierung des Einzelhandels zu. Gleichzeitig sah sich der Detailhandel wie auch der Großhandel der wachsenden Konkurrenz von Konsumvereinen, von den direkten Zugang zum Einzelkunden durch Reisende und Verkaufsstellen suchenden Vertriebsorganisationen großer Industrieunternehmen sowie von den durch ihre hohen Umsätze die Preise drückenden Warenhäusern ausgesetzt."[7]

Von Bedeutung wurde dementsprechend die Gruppe der Angestellten. Im besonderen ergaben sich auch für Frauen neue Berufsfelder (im Verkauf, vor allem im Büro). Das zu dieser Zeit größte Kaufhaus, „Wertheim", beschäftigte um 1910 allein in Berlin in seinem Hauptgeschäft und drei Filialen bei einem Personalstand von insgesamt 8000 Personen 6000 Frauen. In einer zeitgenössischen Schrift (1912) wird die Situation der Angestellten als eine „zwischen den Klassen" beschrieben:

„Es wird immer klarer, daß keines der beiden Momente, weder die Unselbständigkeit der Berufstätigkeit noch die mittelständische Lebenshaltung und Herkunft, ausreicht, um die Angestellten als Gemeinschaft, als Klasse eindeutig zu bestimmen. Wie die Dinge heute liegen, würde sowohl die (soziale, oder politische, oder auch nur ideologische) Verschmelzung mit der Bourgeoisie als auch mit der Arbeiterschaft nur bei gewissen Komplexen der Angestellten möglich sein, nicht aber bei der Gesamtheit. In der Gesamtheit wirken noch zu sehr Elemente beider Kategorien, als daß sie wirkungslos bleiben könnten ... Man kann wohl schon jetzt sagen, daß die Entwicklung der wirklichen oder vermeintlichen wirtschaftlichen Interessen auch die politische Orientierung der Angestelltenschaft entscheidend beeinflussen wird."[8]

Die Arbeitswelten von 1870 bis 1918 zeigen ein höchst unterschiedliches Bild: Auf der einen Seite massenhafte Konzentration von Menschen und Maschinen in den Fabriken, von Menschen und Gütern in den Warenhäusern; auf der anderen Seite weiterhin Familienbetriebe in Handwerk und Handel. Heere von Angestellten im Tertiärsektor, in Banken wie in Büros, und Heere von Landarbeitern auf den Gütern der Großgrundbesitzer; zugleich ein intensives Bemühen um wirtschaftliche Selbständigkeit, etwa was die Klein- und Kleinstläden (Tante-Emma-Läden) betrifft. Dem Niedergang von Berufen mit alter handwerklicher Tradition steht das Aufkommen neuer, wesentlich umfangreicherer Berufsfelder gegenüber; die Beschäftigungsmöglichkeiten für Frauen nehmen zu; der Mangel an männlichen Arbeitskräften im Ersten Weltkrieg fördert besonders diese Entwicklung.

42 Köhler vor dem Meiler. In dem mit Reisig bedeckten Haufen wurde bei beschränkter Luftzufuhr das Holz zur Holzkohle verbrannt.

43, 44 Neben wenigen Kühen und Schweinen war das Federvieh wichtige Lebensgrundlage der Kleinbauern (43). Besitzlos waren die Wanderlandarbeiter (44: Auf einer Domäne um 1900). Diese „Sachsengänger" kamen alljährlich auf die Güter, um mit den seßhaften Taglöhnern die Ernte einzuholen. Arbeitszeit: bis zu 17 Stunden täglich.

45 Gemüsefeld 1902. Teltower Rübchen werden gereinigt.

46 Kartoffelernte eines Kleinbauern in der Kurmark um 1900. Justus Liebigs (1803–1873) „Kunstdünger" steigerte die Erträge gewaltig. Kartoffelverbrauch 1890: 16 Mio. dz; 1910 nahezu 60 Mio. dz.

47 Roggenaussaat mit der Drillmaschine, 1907. Die Modernisierung der Landwirtschaft, die viele Landarbeiter arbeitslos machte bzw. in andere Berufe zwang, spiegeln folgende Zahlen: Drill- und Sämaschinen 1882: 63 000, 1907: 290 000; Mähmaschinen 1882: 19 600, 1907: 301 000.

„Zur neuen Düngemethode kamen bis zur Jahrhundertwende die technischen Hilfsmittel, Düngerstreumaschinen, Drill-, Ernte- und Häckselmaschinen, die maschinellen Rechen und Heuwender, Schrotmühlen . . . Noch vor der Jahrhundertwende begann man den elektrischen

Strom über Land zu leiten. Das gab die Möglichkeit, im landwirtschaftlichen Betrieb den Drehstrommotor zu verwenden. Man gebrauchte die Zentrifuge zur Entrahmung der Milch, die Molkereien übernahmen die maschinelle Herstellung der Butter." (Hermann Kellenbenz)

48–50 Landwirtschaftliche Arbeitsformen: Futterzerkleinerungsmaschine (48: In einer landwirtschaftlichen Haushaltungsschule); das Pferdefuhrwerk zum Transport der Ernte (49: Teltower Rübchen werden aufgeladen); Forke und Rechen zum Heuwenden (50: Spreewälderinnen auf dem Weg zur Feldarbeit, 1903).

51 Landwirtschaftliche Vereine (hier der im Jahre 1871 für Ahrensburg/Holstein und Umgebung gegründete) bildeten sich unter anderem mit dem Ziel, durch Vorträge und Erfahrungsaustausch eine Verbesserung der Bodenkultur und eine Steigerung der Ernteerträge wie auch des Viehbestandes zu erreichen.

52, 53 Dampfpflug auf der Lüneburger Heide, 1912; Motorpflug, 1912. Auf den Weltausstellungen und den vielen landwirtschaftlichen Ausstellungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden die Dampfpflüge allgemein bestaunt. Sie kamen jedoch praktisch nur für den Großgrundbesitz in Frage. 1907 waren etwa 3000 in Betrieb. 1921 hieß es in einer Schrift von Eduard Gröger über den Dampfpflug und seine wirtschaftliche Bedeutung: „Der Motorpflug hat in ganz Deutschland außerordentlichen Anklang gefunden und ist heute in mehreren tausend Exemplaren bereits über das ganze Land verbreitet ... Der Motorpflug ist [jedoch] technisch noch längst nicht in der Weise durchgebildet wie der Dampfpflug. Die Folge davon ist seine große Betriebsunsicherheit und seine enorme Reparaturbedürftigkeit."

54–56 Vorheizen einer Dreschmaschine (54); Dreschmaschinen-Mannschaften im Ersten Weltkrieg (55, 56). 1907 waren neben 947 000 gewöhnlichen bereits 489 000 Dampfdreschmaschinen im Einsatz. Gedroschen wurde im Stundenlohn. Franz Rehbein („Das Leben eines Landarbeiters", 1911): „Zur Bedienung einer Dampfdreschmaschine ... sind etwa 25–30 Mann erforderlich; und zwar für die Lokomobile: ein Heizer und ein Wasserträger, für die Maschine: zwei Einleger, zwei Bandschneider, ein Kaffträger, ein Losbinder, fünf Strohbinder und zwei bis drei Kornträger; der Rest verteilt sich auf die Garbenzuschmeißer, die Strohträger und die Hümpelmannschaften ... Spätestens um 4 Uhr morgens wird angefangen, und dann geht es ... rastlos fort, mindestens bis 8 Uhr abends; sehr häufig aber wird es 9 und 10 Uhr, öfters sogar 11 und 12 Uhr nachts."

HEINRICH LÄNZ
MANNHEIM

57–60 Der Markt (Hamburg, 1892) – aufregender Ort der Begegnung zwischen Stadt und Land, des Feilschens um die Ware. Hier kaufte man meist billiger als im Laden an der Ecke. Es war „Ehrensache", den Pfennig zweimal umzudrehen, bevor man ihn ausgab.

Volksfest
1072

61–63 Fischfrauen in Potsdam vor dem Ersten Weltkrieg; Marktplatz von Kyritz, 1904; Trödel auf dem Pferdemarkt in Hamburg, 1892.

64 Am „Fleet“ (Kanal) beim Hopfenmarkt in Hamburg, 1892.

Milch-Halle
Sahnen-
IEDERLAGE
hofer
BIERE

65–67 Drei Berliner „Tante-Emma-Läden". Über das erstaunliche Aufblühen und Zunehmen von Zwergläden berichtet Paul Göhre (‚Das Warenhaus', 1907): „In jedem Mietshause, das um- oder neu gebaut wird, entsteht ihrer mindestens einer . . ., eine Wirkung des modernen Kapitalismus, der vielen, die sonst nicht unter- oder vorwärtskommen können, die freilich meist trügerische Aussicht zu bieten scheint, mit diesem Mittel schneller ihre Lage zu verbessern. Vielfach sind sie auch nur eine Parallelerscheinung zu der modernen Form der Hausindustrie insofern, als hier wie dort es die Ehefrau und die halberwachsenen Kinder irgend eines Handwerkers, kleinen Beamten oder Arbeiters sind, die ein solches Zwergladengeschäft betreiben und so wenigstens einen Zuschuß zum Verdienst des Gatten und Vaters erzielen."

Hermann Sturm.
Chocolade
Kaffee
Thee
Buller
Käse Eier
Bier Brot
Seife
Taback
Materialwaren-Handlung
von
Hermann Sturm.
Cocosa
Solo
Central Anzeiger
Central Anzeiger

68–70 Eckladen am Fischerufer in Magdeburg, 1912; Bäckerei und Konditorei in Meldorf (Süderdithmarschen), um 1911; Straßenverkauf einer Eiskonditorei im Torbogen eines Berliner Hauses.

71 Gemischtwarenhandlung in Schonnebeck (Westfalen), um 1908. „Gemischtwaren", „ff. Delikatessen" oder „Kolonialwaren" (Kaffee, Kakao, Bananen, Erdnüsse kamen aus den Kolonien) – solche Tafeln zierten die Krämerläden. Tonnen mit Heringen oder Sauerkraut standen gleich neben dem Eingang und auf dem Tresen die Gläser mit Soleiern, Gurken und Bonbons. – „Ein langer schmaler Laden ist es, in dem es nach Ananas riecht und auch nach Gänseschmalz. Wenn Anna den Laden betritt, dann schiebt sich der alte Krüger mit seiner blutigen Schürze aus dem Hintergrund nach vorn. Man sieht ihm an, daß es ihm selbst gut schmeckt: die herrlichsten Käse hat er und die wunderbarsten Landmettwürste ... Anna probiert die Würste und auch die Buttersorten. Auch vom Obst werden Proben genommen, obwohl man das Obst nicht vom Krüger bezieht, sondern von ‚landein'. Was sie sich aussucht, wird gebracht, und wenn es nur ein Viertelpfund Salami ist. (Meistens ist es mehr.) Vom Bezahlen kann keine Rede sein, alles wird angeschrieben, und zu Neujahr kommt die Rechnung dann ins Haus, und auf der Rechnung steht: ‚S.H.' oder ‚I.H.', je nachdem: ‚Seiner Hochwohlgeboren' oder ‚Ihrer Hochwohlgeboren'." (Walter Kempowski)

72 Drogist bei der Arbeit. Die meisten Produkte wurden wie in der Apotheke (häufig nach alten Hausrezepten) selbst hergestellt.

73 Gemischtwarenhandlung in Kyritz, 1904. Da gab es wirklich alles. Sogar einen Schnaps zum Aufwärmen.

74 Krämerladen, 1918. Gegen Endes des Krieges war das wenige, was man noch kaufen konnte, streng rationiert. In den Regalen standen fast ausschließlich Verpackungs-Attrappen.

Franck
Henkel

Gemüse

Wurstwaren
Max Hafner
Schaulstr. 4½
Tel. 5089

75 Bäckereifuhrwerk in Neustadt am Harz um 1900. Stammkunden wurden die Waren frei Haus geliefert, die „warmen Semmeln" frühmorgens in den Stoffbeutel an der Türklinke eingefüllt.

76 Klassischer Lieferwagen für ein Pferdegespann, Berlin.

77 Eine besondere Errungenschaft war dieser vollgummibereifte Lastkraftwagen eines Großhändlers in Welschenennest (Sauerland). Denn die Zulieferer machten von der Motorisierung nur zögernd Gebrauch (das Auto war in der ersten Phase mehr Prestige- denn Nutzfahrzeug). Um 1914 fuhren in Deutschland rund 55 000 Personenkraftwagen, aber nur 9000 Lastkraftwagen.

78 Dreirad. Für kleinere Lasten ideal.

79 Bäckerjunge mit Hundewagen, Zeulenroda (Thüringen), 1900.

umseitig:

80 Geschäftshof des Großmolkereibetriebs C. Bolle („Bimmel-Bolle"), Berlin. Lautes Klingeln verkündete Hausfrauen und Kindern die Ankunft der beliebten Milchfahrzeuge. Nur der Kutscher konnte Vollmilch oder Magermilch aus den beiden Hähnen abzapfen: er besaß den Schlüssel.

C.Bolle
C.Bolle
C.Bolle
C.Bolle
40
25

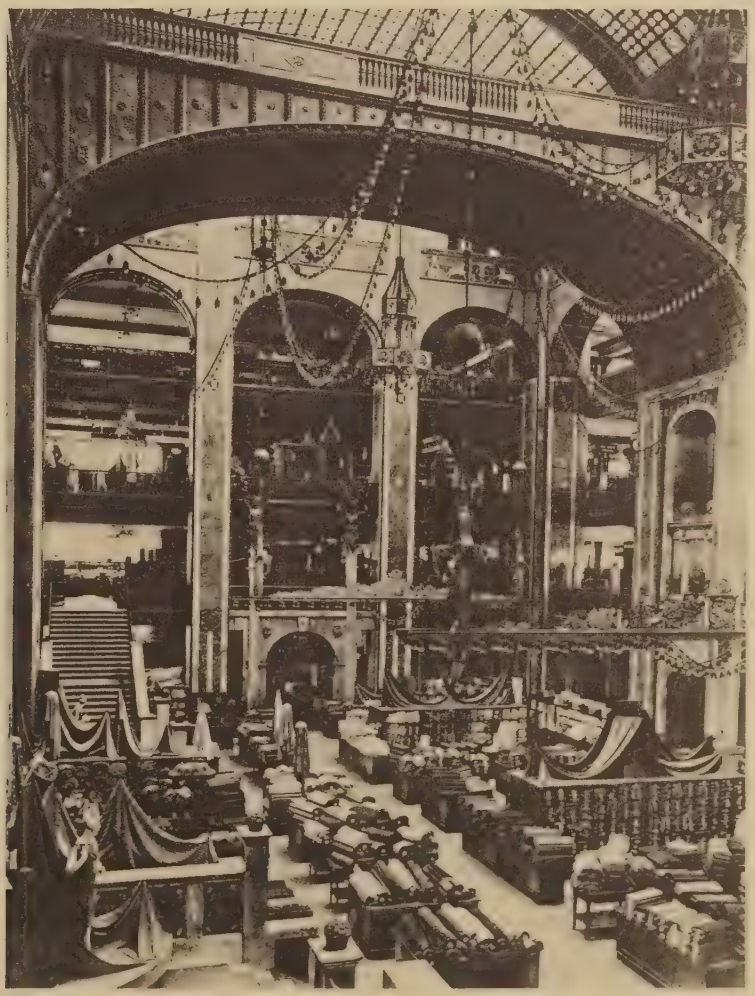
C Belle
C Belle
C Belle

81 Das Warenhaus Wertheim an der Leipziger Straße in Berlin, 1912. Der Zeitgenosse Paul Göhre begeisterte sich 1907 über das auch baugeschichtlich interessante Haus: „Wer so vom Leipziger Platz herkommt und halb vom Profil diese Riesenfront hinunterschaut, der hat unwillkürlich von diesem Teil des Hauses den Eindruck eines alten griechischen Tempels."

82 Das alte Vollsortimentshaus Wertheims, illuminiert zur Großjährigkeitserklärung von Kronprinz Wilhelm im Mai 1900.

83 Der große Lichthof des Berliner Warenhauses, in dem die Abteilungen Kleider- und Seidenstoffe untergebracht waren. Paul Göhre: „Was für Waren verkauft nun Wertheim? Sie hier aufzuzählen wäre natürlich Wahnsinn ... Es genügt, die Anzahl der Verkaufsabteilungen, Läger genannt, aufzuführen. Es gibt fünfundsechzig ... Damenkonfektion, Trikotagen, Handschuhe, Weißwaren, Kleiderstoffe, Pelzwaren, Damenhüte und Putz, Herrenartikel, Leinenwaren, Futterstoffe, Seidenstoffe, Schuhwaren, ... Korsetts, Jupons, Schirme, Posamenterie, Liberty, Kissen, Gardinen, Teppiche, Lederwaren, Möbelstoffe, Tapisseriewaren, Tapeten, Lampen, Japanwaren, Korbwaren, Möbel, Kunstmöbel, Kunstgewerbe, Bilder, Antiquitäten, Uhren, Silberwaren, ... Galanteriewaren, ... Bijouterie, Nippes, Kurzwaren, Kämme, Parfümerie und Seifenartikel, Drogerie, photographische Artikel, Malerartikel, Schreibwaren, Bücher, optische Instrumente, Nähmaschinen, Musikwerke, Noten, Ansichtskarten, Sportwaren, Spielwaren, Glas und Porzellan, Wirtschaftsartikel, Lebensmittel, Zigarren, zoologische Abteilung, Bankabteilung."

A. WE HEIM.



84, 85 Viele Menschen lebten vom Straßenhandel – die meisten konnten nicht einmal einen Straßenkarren ihr eigen nennen. Die Verkäufer rekrutierten sich oft aus den Heimarbeitern; der Übergang zum Hausierer war gleitend (84: Fliegender Händler mit Naturschwämmen, Berlin, Unter den Linden 1908; 85: Blumenfrauen mit Weihnachtssträußen, Berlin, Leipziger Straße, um 1910).

86, 87 Holzträgerin und Lumpensammlerin in München, 1911.

88 Wandernde Handwerksgesellen. Sie vermittelten den eingesessenen Meistern neue Arbeitsweisen und dazu Kenntnisse von den Materialien und Arbeitsgeräten in anderen Städten und Ländern. Je weiter sie gereist waren, desto mehr wurden sie geschätzt.

89, 90 Stammgäste im Gasthaus „Zur Rose" in Balingen. Der Stolz der Selbständigkeit (gepaart mit Welterfahrenheit) spricht aus diesen frühen Photos von 1864. Hatte der Handwerker sich nach der Gesellenzeit niedergelassen, genoß er großes Ansehen.

92 „Szene" beim Hufschmied, 1890. Solche Bilder fertigten meist Wanderphotographen an. Die Personen wurden „malerisch" gruppiert; hier handelt es sich um Kunde, Lehrling, Geselle; ein Teil des Bildes, das den Meister zeigte, fehlt.

93 Korbmacherei, 1890. Da gab es immer Arbeit; denn Körbe, aus Weidenruten geflochten, brauchte jedermann: für Kartoffeln, Holz und Kohlen, Früchte, Fische oder Wäsche.

94 Traditioneller Frauenberuf: die Schneiderin, um 1910. Symbole des Fortschritts waren die modernen Nähmaschinen.

Als die starren Zunftbindungen beseitigt waren (in Deutschland in der napoleonischen Zeit) und jeder Staatsbürger von da an das Recht hatte, ein Gewerbe zu betreiben, stieg die Zahl der selbständigen Handwerker sprunghaft an. Viele Handwerkszweige waren bald überbesetzt. Dabei überwog der Einmann- bzw. Familienbetrieb. – „Sie hielten sich in dürftigen Verhältnissen nur mühsam über Wasser, weil die zunehmende Konkurrenz der jetzt auf den Märkten erscheinenden Fabrikware sie nötigte, ihre Arbeitszeit uferlos auszudehnen, um überhaupt bestehen zu können. Viele von ihnen waren gezwungen, ihre Familienangehörigen nach anderen Einkommensquellen Umschau halten zu lassen. In der seit dem Aufkommen der Dampfmaschine rasch aufstrebenden Industrie erwuchs vielen Handwerkern eine tödliche Konkurrenz, die die Betroffenen zur Auswanderung trieb oder schließlich zwang, Fabrikarbeit anzunehmen oder hausieren zu gehen, weil ihr Einkommen unter das eines Lohnarbeiters abgesunken war." (Rudolf Rübberdt)
Die Weber waren der erste Handwerkszweig, dem die Mechanisierung den Erwerb raubte; in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden weitere Handwerke weitgehend ruiniert – so zum Beispiel die Nadler, Gürtler, Kammacher, Bürstenbinder, Gerber, Seiler, Seifensieder, Kerzenmacher, Drechsler, Handschuhmacher, Hutmacher. Andere Handwerksberufe (darunter Schuhmacher, Schmied, Schneider, Maler) erwiesen sich jedoch als lebensfähig; zudem entstanden neue Sparten, z.B. der Friseur, der aus dem Barbier hervorging, und der Photograph. Mit der Erfindung des Elektromotors konnte man in der handwerklichen Werkstatt industrieähnlich arbeiten; die neue Technologie reduzierte die Nachteile des Handwerks, bewahrte aber dessen Vorteile, zum Beispiel eine geringere Krisenanfälligkeit bei Rezessionen.

vorhergehende Seite:
91 Der Schuhmacher. Getreu seinem Namen „machte" er auch Schuhe; er reparierte nicht nur.

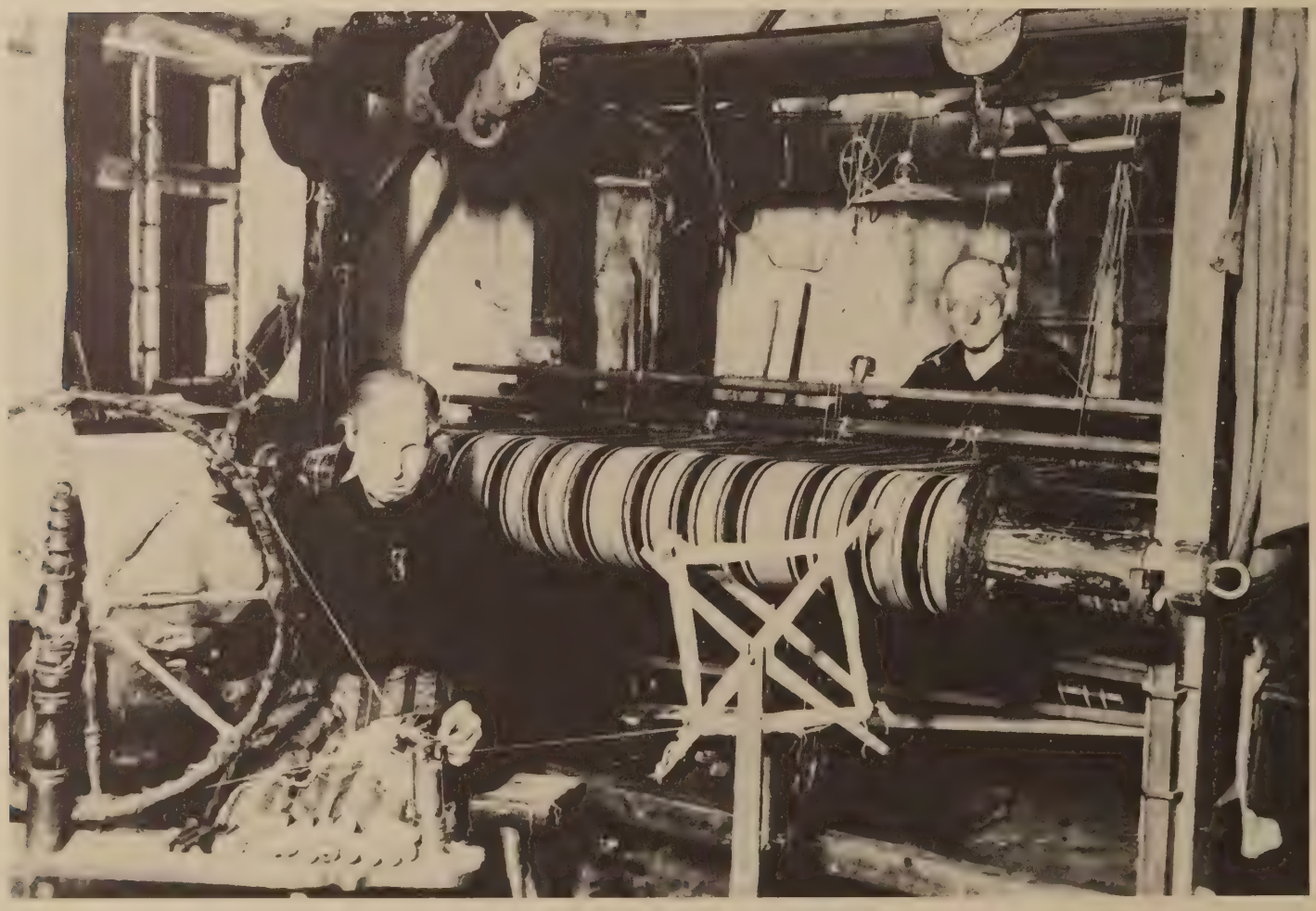
Green
Workmen
near
L. Bishop

95, 96 Eisengießerei, Zorge 1892; Malereibetrieb, Görlitz 1904.

97, 98 Friseursalon um 1900; Sattlermeister mit Gesellen, 1896.

99 Um 1905: Photograph beim Tageslicht-Kopieren.

100, 101 Um 1900: Druckerei des ‚Kremper Marsch-Boten' (100); Hand- und Akzidenzsetzerei des Ullstein-Verlags: dort erschienen die ‚Berliner Illustrirte' und die ‚Berliner Morgenpost' (101). – Maschinensatz („Linotype" – eine Setzmaschine mit gekoppeltem Bleigießapparat, der ganze Zeilen fertigte) und Rotationsdruck revolutionierten die Herstellung von Zeitungen, Zeitschriften und Büchern.



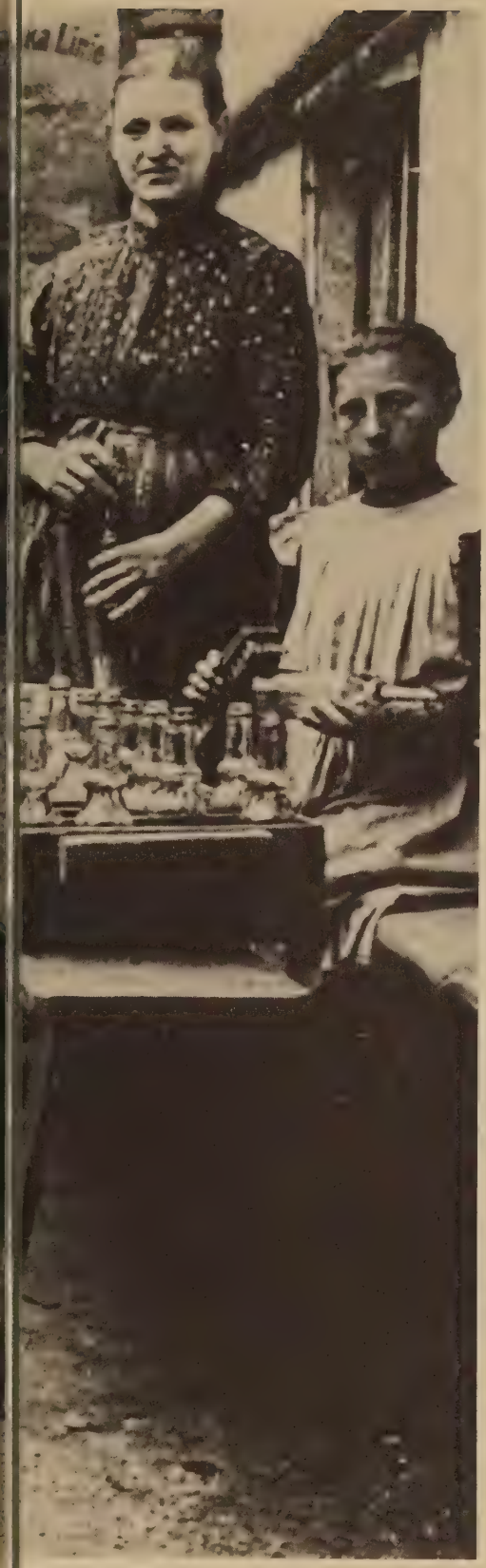
102 Kupferschmiede um die Jahrhundertwende. Hier wurden alle Stücke noch in Handarbeit gefertigt.

103 Alte Heimweberei in Oberfranken.

104 Lederfärben im Bayerwerk Elberfeld, 1901. Damals war die von Friedrich Bayer 1850 gegründete Farbenfabrik bereits Weltfirma.

105 Arbeiter einer Hamburger Darmfabrik.

106 Getränke- und Senfherstellung in einem Familienbetrieb, 1915.
Die Flaschen wurden mit der Wurzelbürste gereinigt.



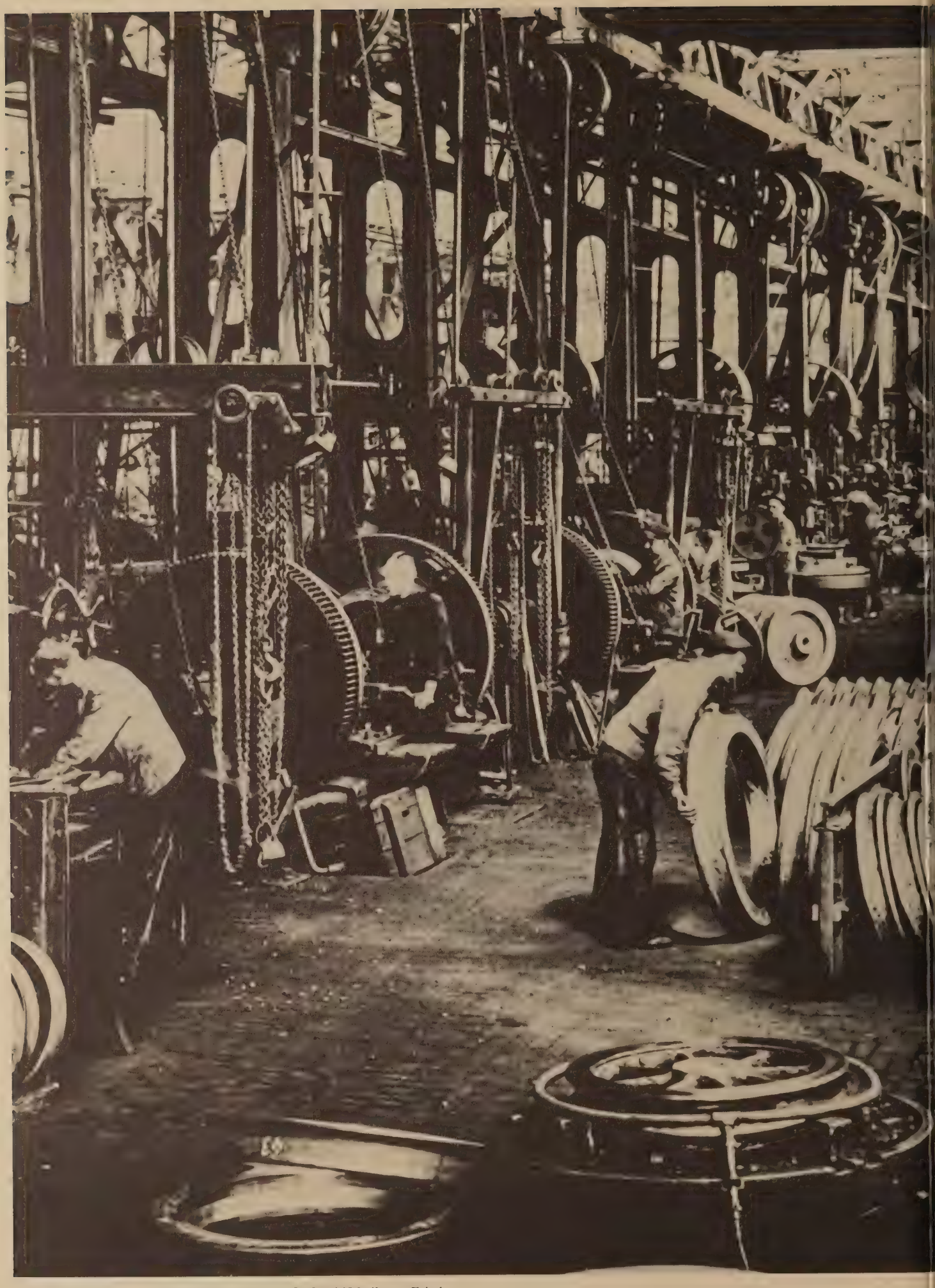
107 Schokoladenfabrikation, 1908. Frauen beim Abpacken und Wiegen der Ware.

108 Marzipanfabrikation, 1900. Rechts der Brühapparat, in der Mitte die Mandelschälmaschine.

109 Die Kesselschmiedegesellen in der Herzoglich-Braunschweigischen Maschinenfabrik in Zorge (Südharz), 1872. Nach englischem Muster wurden hier seit 1837 Dampfwagen gebaut. Die ersten verkehrten ab 1861 auf der Eisenbahnlinie Braunschweig-Wolfenbüttel.

110 Belegschaft einer Besenfabrik, photographiert anläßlich der Erhebung Zuffenhausens – heute ein Vorort Stuttgarts – zur Stadt, 1907.

111 Kesselflicker zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

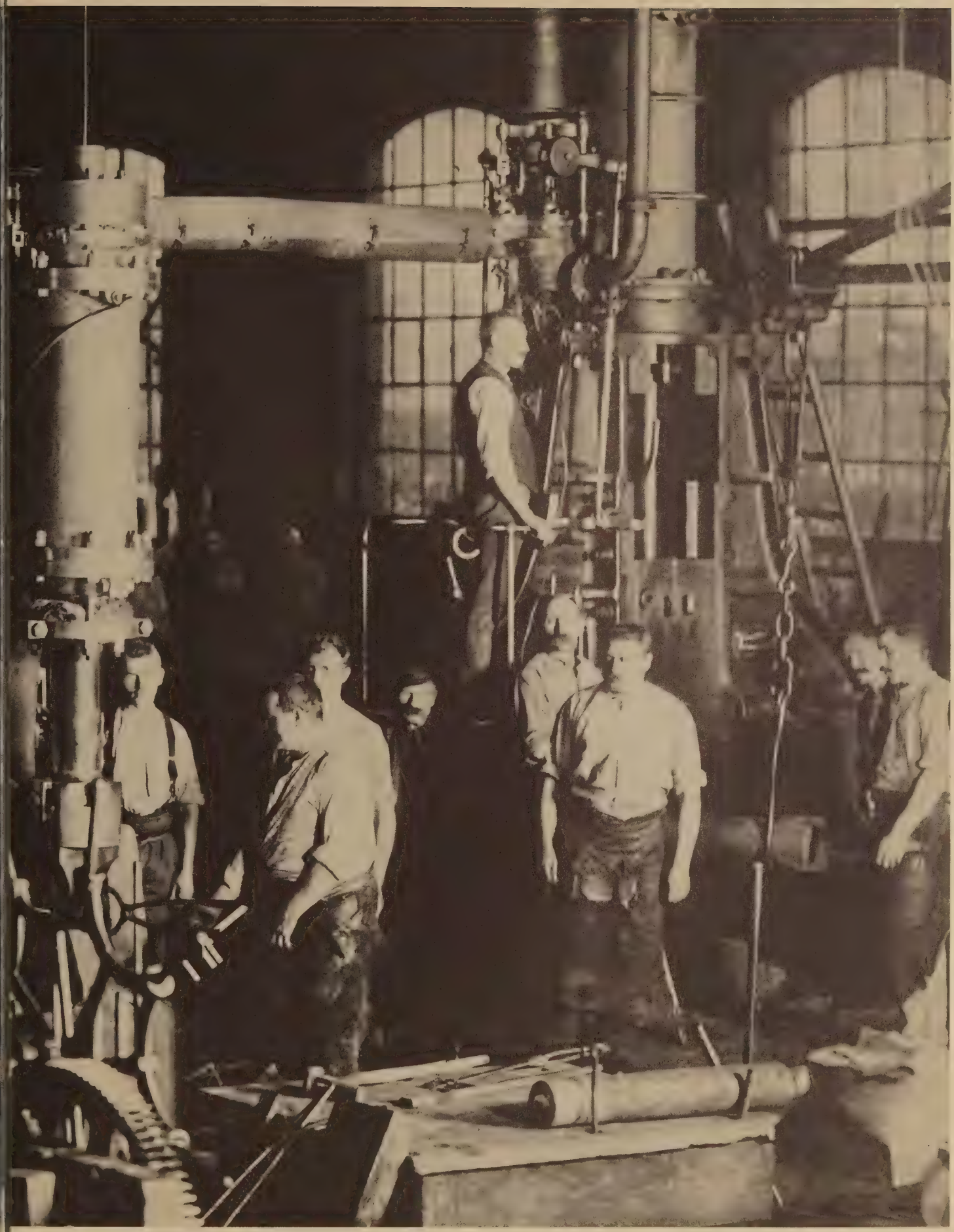


112 Lokomotiv- und Wagenräderbau in der Gußstahlfabrik von Friedrich Krupp in Essen, um 1900. Jahresproduktion: 32 000 Stück.

Berliner
Morgenpost

113–115 Arbeitssuchende studieren den Stellenmarkt in der ‚Berliner Morgenpost'. Treffend dazu ein Situationsbericht im ‚Wahren Jakob', 1902: „Alltäglich ist's dasselbe Bild ... In Massen wird ein Zeitungsblatt verteilt, das eng bedruckt. Ein Haufen Männer, Weiber, halbwüchs'ger Kinder mit gereckten Hälsen, starrt auf die Blätter, als ob eine neue Heilsbotschaft ... zu ihnen spräche. Und dann stiehlt sich dieser und der hinweg – flog nicht ein Hoffnungsschimmer ihm übers sorgenbleiche Anlitz? Wird er glücklich finden, was er sucht? Wird er nicht morgen an der gleichen Ecke stehen?" (Das sozialdemokratisch orientierte Monatsblatt ‚Der wahre Jakob' war von Heinrich Wilhelm Dietz, Leiter der Hamburger Genossenschaftsdruckerei, in Hamburg 1879 gegründet worden.)

116 Der Dampfhammer (hier in der Bahn-Centralwerkstätte Nürnberg) revolutionierte die Schmiedetechnik. Die „Vorrichtung, durch die ein schweres Gewicht durch Dampf gehoben wird, um es auf das auf dem Amboß liegende Schmiedestück fallen zu lassen", wurde von J. Nasmyth 1839 konstruiert und im Walzwerk von Le Creusot 1841 erstmals fabrikmäßig verwendet.

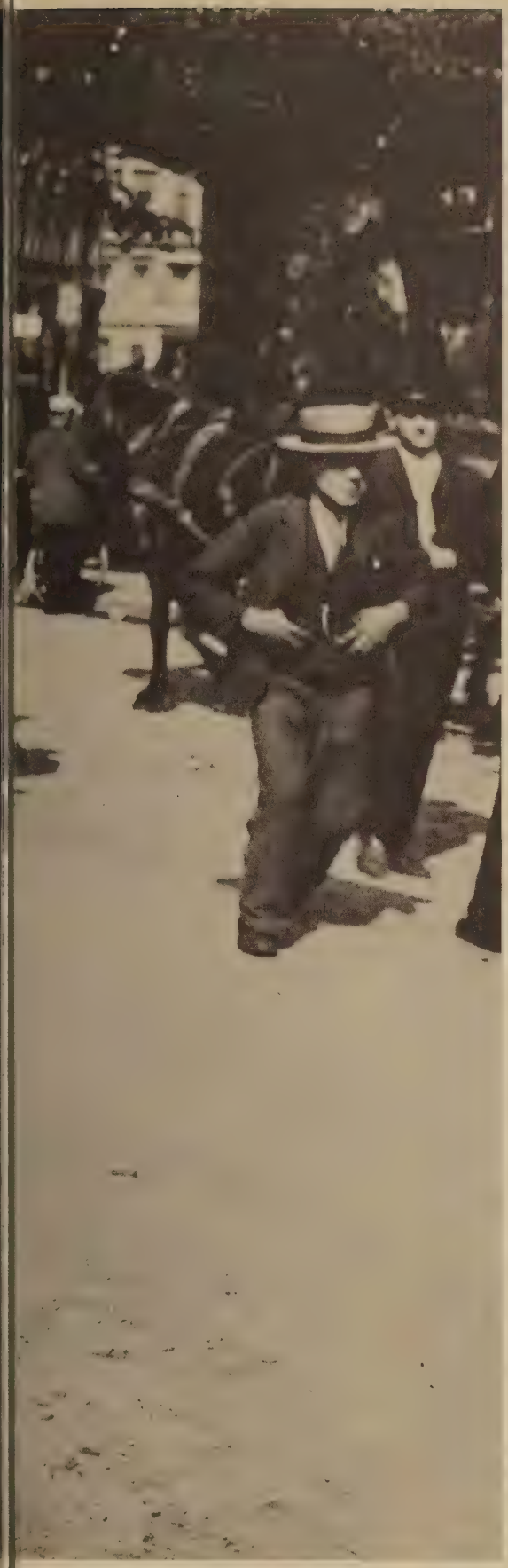


117 Ammen kommen in die Stadt, 1907. Viele junge Mütter der Unterschicht (meist vom Lande) verdingten sich auf diese Weise. Ein zeitgenössischer Gesundheitsratgeber: „Ammen sind oft ein notwendiges Übel, wenn die Mutter aus irgend einer Ursache, wie Fehler an den Brüsten oder aus Schwäche nicht säugen kann, oder wenn sie wegen eines krankhaften Zustandes, wie insbesondere auch einer erblichen Belastung . . . nicht säugen darf. Die Ammen müssen auf ihren Gesundheitszustand unbedingt ärztlich untersucht werden, wobei auch die Berücksichtigung ihrer Gemütsart keineswegs außer acht zu lassen wäre. Ammen dürfen auch keiner Leidenschaft frönen. Üble Gemütsart und Leidenschaften haben eine entsprechend nachteilige Einwirkung auf die Milchbildung. Vor allen Dingen dürfen Ammen auch keine Neigung zum Biertrinken haben."

118, 119 Wäscherinnen – Kindermädchen: die Auswahl an weiblichen Berufen war nicht groß. In einem zeitgenössischen Bericht heißt es: „Als Kindermädchen habe ich meinen ersten Schritt in die Welt getan; ich könnte es noch weiterbringen, hatte man mir gesagt. Zum Stubenmädchen, oder sogar zur Kammerzofe, wenn ich nur willig wäre . . . Das Wunderlichste aber war mir, als mir befohlen wurde, ich solle die Kinder unterhalten. Daß reicher Leute Kinder spielen durften und schönes Spielzeug hatten, wußte ich; aber daß sie zu ihrer Unterhaltung auch noch einer erwachsenen Person bedürfen, das war mir völlig neu. Würde diese Aufgabe auch nicht zu groß für mich sein? Es war schon sehr, sehr lange her, seit ich selber das letzte Mal gespielt hatte, ein Geschäft, das ich nie öffentlich betrieben und bei dem ich oft durch ein strenges ‚Spielst schon wieder!' meiner Eltern gestört worden war."

120–122 Auch Frauen und Mädchen lasen begierig die Stellenanzeigen (120: Vor einer Filiale der ‚Berliner Morgenpost', 1910). Die Mechanisierung in den Büros und das Arbeitsfeld der Deutschen Reichspost eröffneten ihnen neue Möglichkeiten. Während die Werbung das Bedienen der Schreibmaschine mit „Klavierspielen" verglich, mußten die „Tippmamsells" schwer arbeiten (121: In einem Büro des Ullstein-Verlags). Die „Fräuleins vom Amt" standen unter strenger Aufsicht. (122: Telegraphenamt Babelsberg). 1912 gab es im Deutschen Reich 39 503 Ortschaften mit Fernsprechanstalten. 2327 Millionen Gespräche wurden vermittelt.

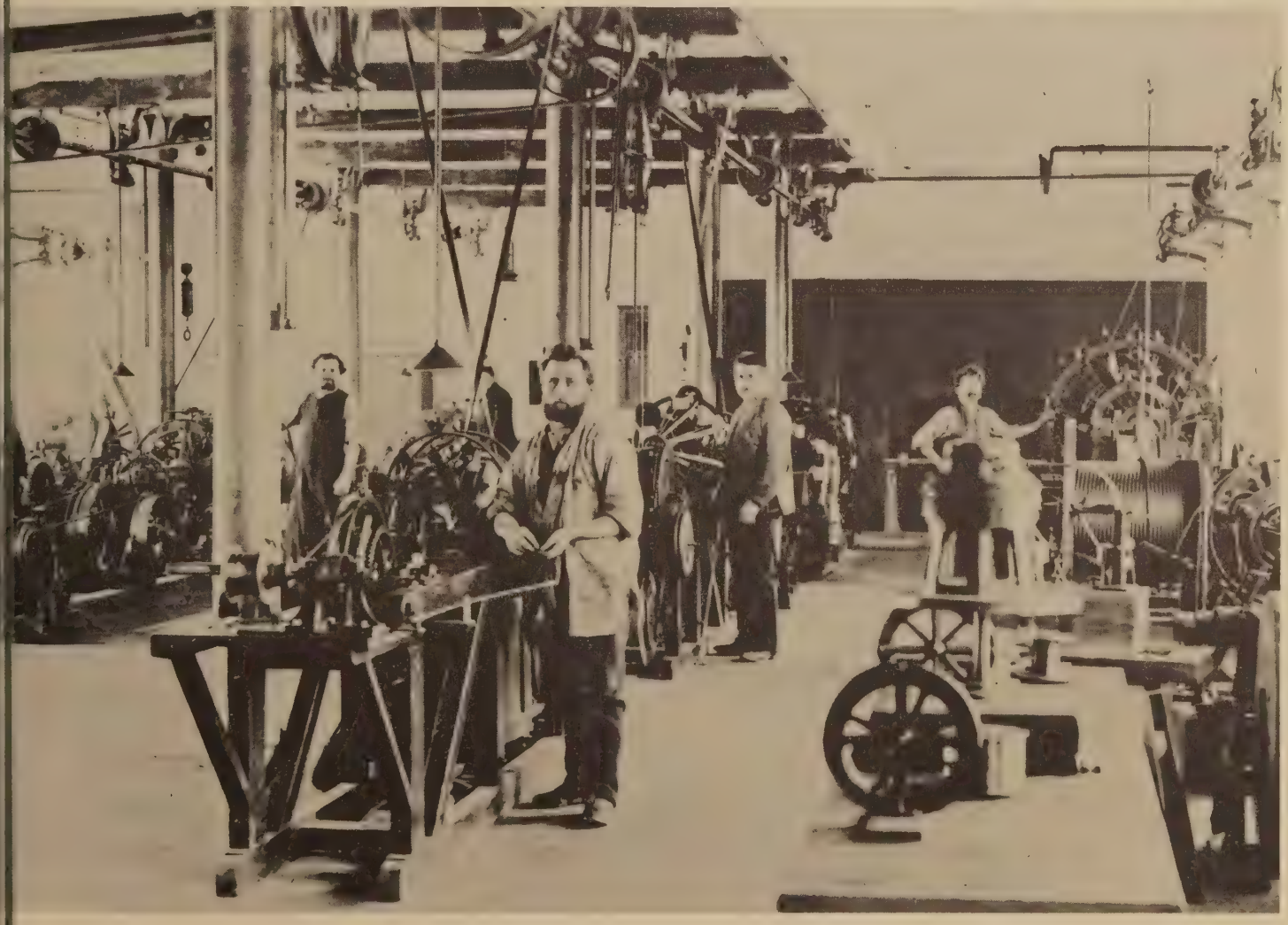
123 Fabrikhalle der Nürnberger Firma Schuckert, um 1910. Die Frauen der Unterschicht waren gezwungen, Arbeit zu fast jedem Preis anzunehmen. 1895 gab es etwa 1,5 Millionen erwerbstätige Frauen in Gewerbe und Industrie. Ein Drittel arbeitete als Näherin, Schneiderin oder Kleider- bzw. Wäschekonfektionsarbeiterin.



124 Das Bayerwerk Leverkusen, 1903. Im sogenannten Klebesaal der Pharma-Verpackung waren damals 220 Frauen beschäftigt.

125 In einer Lichtfabrik, um 1900. Hier wurden Kerzen gefertigt.

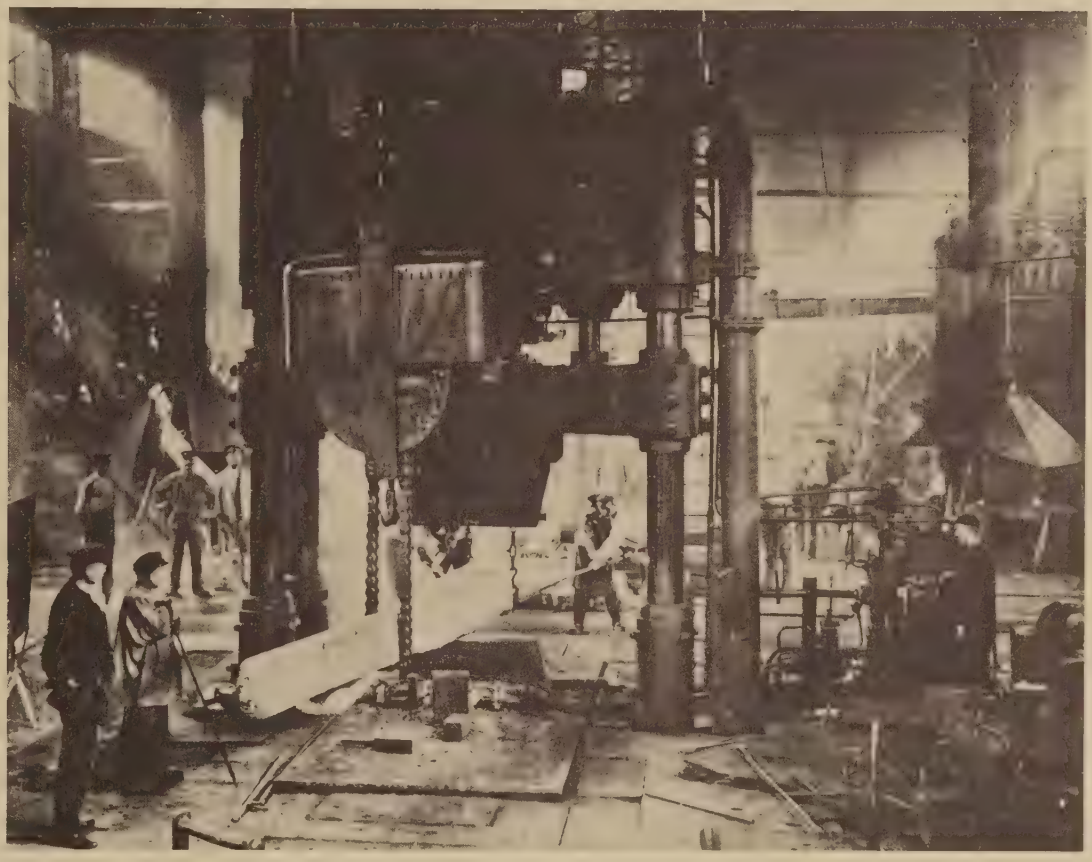
126 Das Charlottenburger Kabelwerk der Firma Siemens und Halske. Die Produktion wurde Ende der neunziger Jahre aufgenommen.



127, 128 Am 4. März 1911 wurde die letzte Schicht des Dampfhammers „Fritz" in der Gußstahlfabrik von Friedrich Krupp in Essen gefahren (127); fünfzig Jahre lang – seit dem 20. September 1861 – war der von Alfred Krupp konstruierte 1000-Zentner-Koloß in Betrieb. Im selben Jahr hatte Krupp auch seine erste Kanonenwerkstatt gebaut (128: Montage der Geschütze, 1904).

129 Arbeiter im Heizkeller eines Krankenhauses.

130 Pavillon der Bayerischen Landes-, Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung in Nürnberg, 1882. Was in den Fabrikhallen produziert wurde, erlebte seine prunkvolle Präsentation in den Ausstellungen, die regional und auf Landesebene veranstaltet wurden; auch sie waren – wie es Walter Benjamin für die gigantischen Weltausstellungen formuliert hat – Wallfahrtsstätten des Fetischs Ware.



131, 132 Zentralkesselhaus des Bayerwerkes Leverkusen um 1895; schwerer Dampfhammer in der Gußstahlschmiede der Borsigwerke in Berlin-Tegel um 1900. In einer der ersten Industriereportagen vergleicht Paul Göhre 1891 die Fabrik mit einer Kirche: „Und wo in unsern Kirchen oft die Sakristeien zu sein pflegen, stand hier das Maschinenhaus mit dem eisernen stöhnenden Ungeheuer, das seine riesigen Kräfte durch den ganzen Raum ausströmte und Dutzende schwerer Maschinen und hundert Menschen in Atem und Bewegung hielt."

umseitig:
133 Aufbau einer der ersten Dieselmotoren in einem Kraftwerk in der Nähe Hamburgs.

Verstädterung

3. Verstädterung

Ernst Stadler, 1883 geboren, zu Beginn des Weltkriegs 1914 bei Ypern gefallen, hat in einem seiner expressionistischen Gedichte, ‚Fahrt über die Kölner Rheinbrücke bei Nacht', den Mythos der Verstädterung beschworen:

„Der Schnellzug tastet sich und stößt die Dunkelheit entlang.
Kein Stern will vor. Die ganze Welt ist nur ein enger, nachtumschienter Minengang,
Darein zuweilen Förderstellen blauen Lichtes jähe Horizonte reißen: Feuerkreis
Von Kugellampen, Dächern, Schloten, dampfend, strömend ... nur sekundenweis ...
Und wieder alles schwarz. Als führen wir ins Eingeweid der Nacht zur Schicht.
Nun taumeln Lichter her ... verirrt, trostlos vereinsamt ... mehr ... und sammeln sich ... und werden dicht.
Gerippe grauer Häuserfronten liegen bloß, im Zwielicht bleichend, tot – etwas muß kommen ... o, ich fühl es schwer
Im Hirn. Eine Beklemmung singt im Blut. Dann dröhnt der Boden plötzlich wie ein Meer:
Wir fliegen, aufgehoben, königlich durch nachtentrissne Luft, hoch übern Strom. O Biegung der Millionen Lichter, stumme Wacht,
Vor deren blitzender Parade schwer die Wasser abwärts rollen. Endloses Spalier, zum Gruß gestellt bei Nacht!
Wie Fackeln stürmend! Freudiges! Salut von Schiffen über blauer See! Bestirntes Fest!
Wimmelnd, mit hellen Augen hingedrängt! Bis wo die Stadt mit letzten Häusern ihren Gast entläßt.
Und dann die langen Einsamkeiten. Nackte Ufer. Stille. Nacht. Besinnung. Einkehr. Kommunion. Und Glut und Drang
Zum Letzten, Segnenden. Zum Zeugungsfest. Zur Wollust. Zum Gebet. Zum Meer. Zum Untergang."[1]

In ausdrucksstarker Verdichtung und Überhöhung leuchtet auf, was Verstädterung ausmacht; lyrische Ekstase wirft ihre Schlaglichter auf die Hektik der Modernität:
– Die Eisenbahnschienen verbinden die Städte, die Länder, die Kontinente miteinander; die vernetzte Welt wird eng, die Ruhe des „Dazwischenseins" wie des „Abseits" geht verloren;
– Industrieanlagen zersiedeln die Landschaft, überall entstehen neue Städte;
– Dampf, Gas, Elektrizität: die „Mächte der Natur" werden gebändigt und unterworfen; neue Gefahren drohen;
– Rationalität, Berechnung, Kalkül sowie die Zwänge des „Systems" bewirken triebdynamische Staus und kollektive Neurosen; die Masse rast.

Verstädterung, das bedeutet bei Stadler Rhapsodie auf neue Kraft und neues Entstehen; das Gedicht ist aber zugleich Elegie – die Fluten steigen, die Gigantomanie gebiert Untergang.

Die vier Untertitel der ‚Menschheitsdämmerung', der von Kurt Pinthus 1919 herausgegebenen Lyrik-Anthologie des Expressionismus, in der sich Stadlers Gedicht findet, beschreiben, wie sensibilisiertes Bewußtsein die moderne Stadt erlebte:

Sturz und Schrei: Das Wachstum der Städte bewirkte tiefe Verstörung; die Angst vor den „übergroßen Städten", vor ihren „Dämonen" war begründet in der Erfahrung von Anonymität, sozialem Elend, selbstzerstörerischer Hektik und Überheblichkeit.

Erweckung des Herzens: Die Stadt war Ort der Sehnsucht nach den schönen, strahlenden Menschen, die aus der Vereinzelung sich lösen und zur „Brudergesellschaft" zusammenfinden; inmitten von Ruß und Rauch die Vision vom Aufstieg des Menschen zur Zivilisation.

Aufruf und Empörung: Die Masse Mensch formiert sich – Utopia leuchtet als Ziel; die Revolution setzt sich in Gang. Das „Donnerwort: Gerechtigkeit" steigt aus den Häusern der Geduckten empor.

Liebe den Menschen: Die Stadt soll Ort des Friedens sein. Stadtluft macht frei. Die Sonne nimmt durch die Stadt ihren Flug. „Dring weiter, Strahl der Stadt, in alle Reiche, / wir speisen dich, wir tief im Geiste Gleiche, / aus endloser Berührung brennt ein Meer / hervor, zurück und heißer, höher her."[2]

Solche dichterischen Bilder sollen deutlich machen: die Stadt des 19. Jahrhunderts war viel mehr als lediglich Ausdruck industriellen Wachstums; sie war vor allem Fluchtort für Sehnsucht. Jahr für Jahr verließen die Menschen die ökonomisch und sozial verarmten Landstriche und strömten in die neuen Fabriken, die einen ungeheueren Bedarf an Arbeitskräften hatten. Aber die Landflucht bedeutete nicht nur Suche nach Arbeit und täglich Brot: sie spiegelte die Hoffnung weiter Teile der Bevölkerung nach einer selbständigen, freiheitlichen und glücklicheren Lebensweise. Die Wirklichkeit enttäuschte die Erwartungen. Die Entwurzelung aus dem gewohnten Lebenskreis und die Zusammenballung der Menschen auf engstem Raum mußte große soziale und politische Probleme nach sich ziehen. Am rasanten Anwachsen der Industriestädte wird dies deutlich. Hatte zum Beispiel Berlin 1850 noch 419 000 Einwohner, so waren es 1880 bereits 1 122 000 und 1910 2 071 000. In Hamburg stieg die Einwohnerzahl im gleichen Zeitraum von 110 000 auf 595 000. Ähnlich war die Bevölkerungsentwicklung im Ruhrgebiet (Stadt Essen: 1850 = 9000 Einwohner, 1910 = 295 000). Von 1870 bis 1913 nahm die Bevölkerung im Gebiet des Deutschen Reiches von 41 auf 67 Millionen, also um 63% zu, und wuchs damit schneller als in den 43 Jahren vor 1870, in denen sie von 28,5 auf 41 Millionen, also um 44% angestiegen war. Noch 1871 wohnten 26,2 Millionen oder 63,9% der Deutschen in ländlichen Gemeinden unter 2000 Einwohnern; 1910 waren es nur noch 26 Millionen oder 40%. In Großstädten über 100 000 Einwohnern lebten 1871 4,8%, 1910 aber 21,3% der Bevölkerung.

Obwohl im Kaiserreich in den meisten Jahren ein Viertel bis ein Drittel der Netto-Investitionen für den Wohnungsbau ausgegeben wurde, konnte die Stadt den Massenansturm nicht annähernd bewältigen. Zwar waren die Leistungen privater und staatlicher Fürsorge erheblich, aber die Not der Menschen (konzentriert in den Massenquartieren und Mietskasernen) war größer. Stadtplaner und Stadtverwaltungen mußten gewaltige Anstrengungen machen, um die vielfältigen Bedürfnisse der Einwohner in den Griff zu bekommen. Besonders dringlich waren eine einwandfreie Wasserversorgung (Wasserwerke), die hygienische Be-

vorhergehende Seite:
134 Gleisbauarbeiten am Plärrer, der wichtigsten Verkehrsdrehscheibe Nürnbergs, vor 1909.

135 Die Friedrich-Krupp-Gußstahlfabrik in Essen, 1912.

seitigung der Abfallstoffe (Müllabfuhr) wie der Abwässer (Kanalisation) und die Bekämpfung von Überschwemmung und Feuer (Feuerwehr).

Wegen der Trennung von Wohn- und Arbeitsplatz und der Arbeitsteiligkeit städtischen Lebens mußten auch die Verkehrsverhältnisse (Massentransportmittel) grundlegend verbessert werden; neben den pferdebespannten Droschken und Omnibussen fuhr ab den achtziger Jahren in den größeren Städten die von Werner von Siemens entwickelte Straßenbahn. Untergrundbahnen ergänzten ab der Jahrhundertwende (erste U-Bahn in Berlin: 1902) das städtische Verkehrsspektrum. Die Menschen wurden mobiler; dies erleichterte das Wohnen abseits der Arbeitsstelle. Das Automobil – für die Masse freilich unerschwinglich – stellte neue Anforderungen an den Straßenbau, ebenso die Beleuchtung der Straßen und Häuser (zuerst durch Gas, dann durch Elektrizität). Hinzu kamen der Bau von Krankenhäusern und vielen öffentlichen Einrichtungen, die den verschiedensten Zwecken dienten: der Verwaltung, der Bildung, der Förderung von Kunst und Kultur, der Erholung wie Freizeitgestaltung und schließlich der Selbstbestätigung (Denkmäler). Die Stadt war jahrzehntelang eine einzige Baustelle.

Was der Nürnberger Oberbürgermeister Georg von Schuh in einem Rechenschaftsbericht 1906 (anläßlich der Jahrhundertfeier der Einverleibung Nürnbergs in das Königreich Bayern) über die „völlige Umwälzung auf allen öffentlichen Gebieten" und die Entwicklung der Stadt „innerlich und äußerlich zu einer großen neuzeitlichen Stadt" berichtete, hätte jeder Oberbürgermeister einer deutschen Großstadt feststellen können: Alte, gesundheitsschädliche Abwasserkanäle seien beseitigt und mächtige Gürtelsiele hergestellt, die Straßen mit neuem, zum Teil geräuschlosem Pflaster versehen, zum Ersatz der vielen kleinen, meist bedenklichen Wasserleitungen zwei neue große Wasserleitungen ausgeführt worden (eine dritte, welche die Stadt auf lange Zeit hinaus mit dem besten Wasser versehen wird, werde gebaut). Es seien Bäder entstanden, ein weit und breit als musterhaft anerkanntes neues Krankenhaus, ein neues Waisenhaus, neue Elektrizitäts- und Gaswerke, ein ausgedehnter neuer Vieh- und Schlachthof, zwei Rathaus-Ergänzungsbauten, neue Schulhäuser, ein neues, vornehm ausgestattetes Theater, gesunde Arbeiterwohnhäuser, eine Lungenheilstätte, neue Flußüberbrükkungen, eine weitausgedehnte Straßenbahn, Erholungsstätten, großartige Denkmäler und Kunstbrunnen; die das Stadtgebiet einengenden vierzehn Vorortgemeinden seien einverleibt worden; ein Künstlerheim mit Ausstellungsgelände, ein Luitpoldhaus zu Bildungs- und Museumszwecken stünden in Ausführung. „Sind das nicht wichtige Marksteine der gewaltigen Entwicklung der Stadt in der kurzen Zeit?"[3]

Einer solchen imponierenden Bilanz von „Stadt-Werken" fehlte freilich die Negativliste. Besonders die Wohnungen der unteren Schichten befanden sich in einem meist menschenunwürdigen Zustand; die kapitalistische Gesellschaft zeigte sich hier von ihrer dunkelsten Seite. Das nachfolgende Beispiel von Wohnungsnot ist exemplarisch für die Misere, die für viele gegeben war:

„Der Mann war ein alter, langjähriger Arbeiter und hatte eine Maschine zu bedienen. Er war nicht mehr jung, knapp über die fünfzig, ein kleiner, biedrer, guter Kerl, mit dem ich mich besonders viel und gern unterhielt. Er hatte eine kränkliche, halbgelähmte, blutflüssige Frau, deren Lebens- und Liebesgeschichte er mir wie seine eigne ... ausführlich erzählte ... Sie hatten nur eine Enkelin noch bei sich, dagegen fünf fremde Schlafleute! Dieses Mannes Wohnung nun bestand aus folgenden Gelassen: aus einer Stube, einem wirklichen Alkoven, einer einfenstrigen Kammer und einer Dachkammer. In der einfenstrigen Kammer standen zwei Betten, in deren einem ein Pferdebahnkutscher, und in deren anderm zwei böhmische Maurer nächtigten. Im Alkoven, in einem Bette für sich, schlief die kränkliche Frau allein; ihr Mann seit drei Jahren ... auf dem Sofa derselben Wohnstube, die vom frühen Morgen bis nach zehn Uhr abends, das heißt für diese Leute bis tief in die Nacht und in die Schlafenszeit hinein, von sämtlichen schwatzenden, essenden, rauchenden Haushaltungsmitgliedern frequentiert wurde. Denn die beiden Maurer mußten schon früh ½ 5 Uhr weg und vorher noch ihren in eben dieser Stube gekochten Kaffee getrunken haben, und der Pferdebahnkutscher kam erst abends ½ 10 Uhr von seinem schweren Dienst zurück und wollte dann noch Abendbrot essen. Wo war da eine wirklich erquickende Nachtruhe für Mann und Frau möglich? Aber das Ärgste kommt noch. In der noch übrig bleibenden Bodenkammer standen ebenfalls zwei Betten: in dem einen schlief ein ganz junges Ehepaar, das hier zur Aftermiete wohnte, tagsüber auf Arbeit war und wohl nichts sein Eigen nannte, und in dem andern das zwölfjährige Mädchen, das Enkelkind. Man macht sich leicht ein Bild von dem, was dies Kind nächtlicherweile hören und erleben konnte, wie es überhaupt in diesem und ähnlichen Haushalten selbst bei dem besten Willen aller Bewohner zugehen mußte."[4]

Die Industriestadt des 19. Jahrhunderts erwuchs vor allem aus den örtlichen und überörtlichen Handels- und Gewerbezentren; Verwaltungs-, Residenz- und Garnisonsstädte mit vorwiegend außerökonomischer Funktion eigneten sich weniger. Die Fabriken wurden meist außerhalb der Stadtmauern in den Vororten angesiedelt, oder auf „freiem Feld".

Über die Verstädterung eines Dorfes bei Lübeck seit 1870 schreibt Karl Scheffler 1927: „Sie (die Fabriken) standen zunächst ganz kurios da mit ihren hohen Ziegelschornsteinen inmitten von Viehweiden. Aber es dauerte nicht lange, bis daneben Häuser entstanden, die zu dem Fabrikstil paßten, bis das Grün der Weiden unter großen Haufen von Kohlen, Schutt und Abfall verschwand. Mit den Fabriken kamen Menschen ins Dorf ... Scharen jener Arbeiter und Arbeiterinnen, die sich von den ländlichen und handwerklichen Arbeitern auf den ersten Blick unterschieden, weil sie nichts gelernt hatten als ein paar Handgriffe, weil kein Berufsgeist in ihnen war, weil sie zur Klasse derer gehörten, die in der Folge Proletarier genannt worden sind. Da der Weg zur Stadt weit war, stellte sich bald das Bedürfnis heraus, für diese Arbeiter im Dorf selbst Wohnungen zu schaffen ... Einsam im Felde erhoben sich hohe, kahle Stockwerkshäuser, in denen arme Familien schmutzig und ohne Behagen nebeneinander hausten, ein ungepflegter, schnell verwahrlosender Hof schloß sich an ... Es wurden diese neuen Häuser mit Wasserleitung und Gasleitung versehen. Das ganze Dorf wurde umgewühlt ... Als die Leitungen dann aber einmal lagen, ging man gleich auch zur Gasbeleuchtung in den Straßen über. Und es kam schnell die Überzeugung auf, eine Wasserleitung im Hause sei bequemer als eine Pumpe im Hofe, und Gas sei vornehmer als Petroleum. Die alten Dorfbewohner ergriffen die Gelegenheit und sprachen vom Fortschritt der Zeit. Sie begannen zu überlegen, ob sie ihren im Preis bedeutend gestiegenen Boden nicht besser ausnutzen könnten, ob sie ihr einstöckiges Haus nicht niederreißen und an seiner Stelle ein Mietshaus mit vielen Wohnungen und Stockwerken aufführen lassen sollten. Der Geist der Spekulation erwachte ... Es dauerte nicht viele Jahre, bis sich der Charakter des Dorfes von Grund auf geändert hatte. Aus dem Ackerdorf war, da die Stadt ihre Arbeitermassen nun an das Dorf abzugeben begann, ein mit der Stadt mehr und mehr verwachsener Vorort geworden."[5]

Oft genug wurde die Industrie zum Städtegründer; wo, wie im Rhein-Ruhr-Gebiet, genug Bauland, reiche Bodenschätze und gute Transportmöglichkeiten vorhanden waren, konnten um-

fangreiche Produktionsstätten ohne große Schwierigkeiten errichtet werden und rasch verdichtete Wohngebiete für die Industriearbeiterschaft folgen.

Die Konzentration von Kapital schuf Arbeitsplätze; deren Sogkraft entwurzelte freilich ländliche Bevölkerungsgruppen. Die Bereitstellung von Boden ermöglichte die Ansiedlung von Industrie; die Umweltprobleme aber verschärften sich. Schienen, Telefon- und Elektrizitätsleitungen zerschnitten das Land; die Menschen konnten leichter zueinander kommen; Zeitnot und Nervosität ließen sie jedoch immer weniger zu sich selbst kommen.

„Das Bild der Stadt in der Öffentlichkeit des 19. Jahrhunderts, ihrer Rolle im Industrialisierungsprozeß und ihrer Bedeutung für die in ihr lebenden Menschen war zwiespältig und in dieser Zwiespältigkeit auch aufs engste mit dem Bild von der Industrie verknüpft", schreibt Peter Marschalck. Zwar lasse sich die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts stärker werdende Stadtkritik einerseits durchaus als Ausdruck „eines romantischen Kulturpessimismus des von der industriellen Bourgeoisie ökonomisch und politisch entmachteten Bildungsbürgertums" deuten, darüber hinaus sei sie aber auch als Kritik nicht nur an den psychischen Folgeerscheinungen der Verstädterung (Vereinsamung, Vermassung usw.), sondern stärker noch an den physischen, sozialen Begleiterscheinungen der Industrialisierung zu verstehen. „Die Stadt als Ort des mit der Industrialisierung verbundenen sozialen Wandels wurde damit auch zum Ort der mit diesem Wandel einhergehenden sozialen Unzulänglichkeiten, die durch die Konzentration von Armut, Not und Elend gerade in den Städten deutlich sichtbar geworden waren; Sozialkritik war deshalb oft auch Stadtkritik, Stadtkritik durchweg auch Sozialkritik. Diese Kritik ließ die Stadt – zumal in ihren Ausformungen im letzten Viertel des Jahrhunderts – drohend und unausweichlich erscheinen: ‚Rauchumflorte Schlote', von ‚berußten, lärmenden Fabriken' als ‚schwarze Fahnen ihres Sieges' aufgepflanzt, galten als Kennzeichen der ‚bösen, herzlosen Stadt', als ‚schwindsüchtiges Gesindel, hungrig, elend' die Vorstadtbewohner. Andererseits zeichnete dann gegen Ende des Jahrhunderts der allgemeine technische Fortschrittsoptimismus ein Stadtbild, das – ebenfalls geprägt von der Industrie, von rauchenden Schloten, lärmenden Menschen und reger Betriebsamkeit – schließlich als ‚Großstadtheimat' auch publizistisch verbreitet wurde."[6]

136–138 Haus eines Obersteigers in Altenau im Harz, vor der Jahrhundertwende (136); fränkischer Bauernhof am Rande der Stadt Nürnberg, 1914 (137); alte Schäferkate in Ahrensburg, Schleswig-Holstein, etwa 1900 (138). Um das Jahr 1800 lebten 90 Prozent der Deutschen auf dem Lande oder in Kleinstädten; bis 1871 ging der Anteil der Landbevölkerung auf 63 Prozent zurück. In den Großstädten (über 100 000 Einwohner) lebten im gleichen Jahr 20,3 Prozent und 1910 bereits 43,7 Prozent.

139 Die Niederrheinische Hütte in Duisburg. Verstädterungs- und Industrialisierungsprozeß gehen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Hand in Hand. Die ökonomische Funktion der Stadt tritt immer mehr in den Vordergrund.

Das Entstehen der modernen Großstadt – es bedeutete ein Ausufern in die Landschaft, die zersiedelt wurde – „wäre ohne die neuen technologischen und organisatorischen Entwicklungen industrieller Wirtschaftsweise nicht möglich gewesen; umgekehrt haben aber auch die Städte mit

ihren unterschiedlichen funktionalen Voraussetzungen und damit auch unterschiedlichen Strukturen und in Wechselwirkung mit den industriellen Folgeerscheinungen eine – wenn auch weniger stark ausgeprägte – Rolle für die Industrialisierung gespielt." (Peter Marschalck)

140, 141 Der Nürnberger Plärrer – Ausgangspunkt der ersten deutschen Eisenbahn Nürnberg–Fürth. Zwei Aufnahmen von 1865 und 1905, die das schnelle Wachstum der Großstadt verdeutlichen.

142, 143 Vom gleichen Standort des Nürnberger Plärrers zwei Aufnahmen aus etwa gleicher Zeit mit Blick in eine andere, in die südliche Expansionsrichtung der fränkischen Stadt: auf den Vorort Gostenhof.

144 Alt-Berlin, um 1868: Spittelmarkt und Spittelkirche.

145 Am ehemaligen Nobistor in Hamburg, 1880: Das Tor ist verschwunden. Gaslaternen leuchten von den gußeisernen Torpfosten.

146 Hinterhof eines ehemals herrschaftlichen Wohnhauses in Nürnberg, das, um 1909, als Massenquartier dient.

147–150 Arbeiterhäuser in Bremen, 1900; Arbeiterwohnungen im Berliner Norden, 1910; Hinterhof einer Berliner Mietskaserne, 1907; der Krögelhof in Berlin, um 1900. Ein Armenarzt berichtet noch 1890: „An der Spitze marschierte die tödliche Seuche, die damals noch die Säuglinge der Großstadt mehr als zehntete: die Kindercholera, die Sommerdiarrhöe ... Wir kannten die Ursachen: verdorbene Milch und schlechte Luft in den überhitzten Mietskasernen, in die auch die Nacht keine Kühlung bringen konnte."

151 Häuserfassaden in Frankfurt, 1900. Bereits in den 90er Jahren dienten sie solcher Außenwerbung. Aber auch Plakatwände und „Berliner Anschlagsäulen" (Litfaßsäulen) waren längst üblich. Ernst Litfaß hatte sie schon 1855 nach englischem und französischem Vorbild in Deutschland eingeführt.

152–154 Wohnformen der gehobenen Unterschicht und der unteren Mittelschicht. (153: Anläßlich der Hundertjahrfeier der Krupp-Werke in Essen besichtigt der deutsche Kaiser auch eine der von der Firma gebauten und als vorbildlich geltenden Arbeiterwohnkolonien. Eine Aufnahme aus dem Jahre 1912.)

olf Jung

155 Villa eines Nürnberger Fabrikanten, 1890.

156 Wohnhaus in Berlin, gebaut 1886. An der reich verzierten Fassade wird das Repräsentationsbedürfnis bürgerlichen Bewußtseins deutlich. Im ersten Stock, der Beletage, lebte meist der Besitzer.

157 Villa eines Bankdirektors in Berlin-Grunewald, 1913.

„Als . . . nach dem siebziger Krieg die Milliarden ins Land kamen und die Gründeranschauungen selbst die nüchternsten Köpfe zu beherrschen anfingen", heißt es in Theodor Fontanes Roman ‚Frau Jenny Treibel', „fand auch Kommerzienrat Treibel sein bis dahin in der alten Jakobstraße gelegenes Wohnhaus, trotzdem es von Gontard, ja nach einigen sogar von Knobelsdorff herrühren sollte, nicht mehr zeit- und standesgemäß, und baute sich auf seinem Fabrikgrundstück eine modische Villa mit kleinem Vorder- und parkartigem Hintergarten. Diese Villa war ein Hochparterrebau mit aufgesetztem ersten Stock, welcher letztere jedoch, um seiner niedrigen Fenster willen, eher den Eindruck eines Mezzanin als einer Beletage machte. Hier wohnte Treibel seit sechzehn Jahren und begriff nicht, daß er es, einem noch dazu bloß gemutmaßten friedericianischen Baumeister zuliebe, so lange Zeit hindurch in der unvornehmen und aller frischen Luft entbehrenden Alten Jakobstraße ausgehalten habe; Gefühle, die von seiner Frau Jenny mindestens geteilt wurden."

159–161 Zum Geflecht der Wasserstraßen (159: Ludwig-Donau-Main-Kanal bei Nürnberg) kam das Netz der Eisenbahnen. Friedrich List nannte es das „Nervensystem des modernen Gemeinwesens". Länge der Schienenwege: 1845 = 2200 km, um 1900 = 50 000 km, 1917 = 65 000 km. Der Erfindungsreichtum der Ingenieure erwies sich vor allem beim Bau der Brücken und Viadukte (160: Berlin-Stettiner Eisenbahn, 1868; 161: Bodensee-Toggenburgbahn, 1908).

162 Bau der Staatsstraße bei Lauf, 1910. Aus Amerika war 1902 ein neues Verfahren übernommen worden: die Asphaltierung.

vorhergehende Seite:
158 Großbaustelle der Eisenbahnhochbrücke bei Rendsburg, 1910.

163, 164 Ungleichzeitigkeit der Transportmittel (163: Erinnerung an die Abfahrt der letzten Postkutsche von Wanfried nach Eschwege am 30. April des Jahres 1902; 164: der Potsdamer Bahnhof, 1845). Von Berlin aus war im Jahre 1838 der Ausbau des Eisenbahnnetzes begonnen worden. Der Bahnhof in der Nähe des Potsdamer Tores wurde zum Ausgangspunkt der Züge nach Magdeburg und Hannover/Köln. Auf dem Anhalter Bahnhof stieg der Reisende in die Züge nach Paris, München und Wien.

165 Ein Kuriosum aus dem Jahre 1906: Mit Flaggensignal und Handglocke schleust ein Eisenbahner den Kölner Schnellzug im Schrittempo durch die Hamburger Innenstadt. Diese „für den Straßenverkehr ungemein hinderliche Einrichtung" (so die ‚Berliner Illustrirte') bestand fast 16 Jahre; sie war die Verbindungsstrecke zwischen dem damaligen Berliner und dem Hannoverschen Bahnhof.

166 Die neuen Bahnhöfe waren Kathedralen der Technik. Als der große Hauptbahnhof von Nürnberg eröffnet wurde, schrieb eine Nürnberger Zeitung: „Unstreitig ist das neue Bahnhofsgebäude als eine gute Architektenleistung anzusehen. Man wird kaum an seiner Gliederung etwas auszusetzen haben; in wohltuendem Ebenmaß hebt es sich von dem großen freien Platze ab, der durch Anlagen angenehm belebt wird . . . Auch beim Eintritt in das Innere des Gebäudes kann man dem Architekten die Anerkennung nicht versagen. Die Hallen sind geräumig. Wie außen gediegener Muschelkalk zur Anwendung kam, so sparte man auch im Innern nicht an Marmorsäulen mit Sockeln und Kapitälen aus Metallguß. Massive Eiche ist in guter Verarbeitung reichlich angewandt. Schlendert man durch die Hallen mit dem Vorsatz, nur Architektur sehen zu wollen, so wird man das sicher mit einem Gefühl der Befriedigung tun. Ganz anders wird aber die Stimmung, wenn man den Bahnhof als Reisender betrachtet, dem nicht die Zeit zu beschaulicher Muße zur Verfügung steht. Da stören vor allen Dingen die großen Entfernungen."

167 Bahnhof und Bahnsteig von Kyritz, 1904. Bereits 1909 fuhren 250 Vizinalbahnen (Lokalbahnen, Kleinbahnen) auf einem Streckennetz von 7565 km. Dadurch konnten auch viele entlegene Gegenden am wirtschaftlichen Aufschwung des Reiches teilhaben.

168 Lebhafter Reiseverkehr auf einem Berliner Bahnhof, 1907.

169 Abfahrtshalle der Bayrischen Ostbahn in Nürnberg, um 1860.

170–172 In den Jahren 1865–1868 hatten die Städte Berlin, Hamburg und Stuttgart Pferdebahnen eröffnet. Von 1870 bis 1881 folgten weitere 36 Städte. Die Pferdebahnen waren das erste städtische Massenverkehrsmittel, das den Pferdedroschken und -Omnibussen Konkurrenz machte (170: Die erste Münchner Pferdetrambahn vor dem Isartor; 171: Hektischer Verkehr auf der Kreuzung Potsdamer Platz in Berlin, 1901; 172: Gleisverlegung am Marientor in Nürnberg, einem Eingang zur Innenstadt, um 1905).

173–175 Die rapide Entwicklung der städtischen Massenverkehrsmittel beunruhigte den Zeitgenossen: „Man muß dabei in Betracht ziehen, daß ein elektrischer Wagen eine viel größere Geschwindigkeit hat als ein anderes Gefährt; die elektrischen Straßenbahnen fahren in den Außenbezirken mehr als 30 km in der Stunde . . . Der Führer schwebt in steter Gefahr, mit anderen Fuhrwerken zusammenzustoßen oder gar Menschen zu überfahren" (1902). – Tatsächlich war die Unfallquote zunächst hoch, aber der Nutzen, die große Verbesserung der Infrastruktur durch den Einsatz von Straßenbahnen, nicht zu übersehen. Die Menschen wurden mobiler. Jetzt konnten auch größere Entfernungen zwischen Wohnung und Arbeitsplatz rascher und ohne Mühe bewältigt werden.

Die erste elektrische Eisenbahn war von Werner von Siemens auf der Berliner Gewerbeausstellung 1879 vorgestellt, seine erste „Elektrische" in Berlin-Lichterfelde 1881 „offiziell probiert und abgenommen" worden. 1896 fuhr auch in Nürnberg eine Straßenbahn (173). Und wenige Jahre später nahmen die ersten Untergrundbahnen in den großen europäischen Hauptstädten ihren Fahrbetrieb auf: London 1899, Pariser Métro 1900, Berlin 1902 (174: U-Bahn-Bau Berlin 1910; 175: Viaduktmontage beim U-Bahn-Bau in Hamburg 1911).

176 Berlin „Unter den Linden", Ecke Friedrichstraße, 1910. Die berühmte Prachtstraße der Reichshauptstadt war Anziehungspunkt für alt und jung. Vor allem am Sonntag spazierten die Berliner über die breiten „Trottoirs" und unter den schattenspendenden Linden der Mittelallee.

177, 178 „Benzinkutschen" galten zunächst als Luxusfahrzeuge, die erheblich teurer als Pferdedroschken arbeiten müßten. Dem Versuch, den Tarif der Autodroschke dem der Pferdegespanne anzugleichen, prophezeite man ein wirtschaftliches Fiasko. Aber Motor-Taxi und -Omnibus liefen dem Pferd im Straßenverkehr bald den Rang ab.

umseitig:

179 Das Zeppelinluftschiff (Z III) im Flug über Berlin, 1909. „Ich lief ins Schlafzimmer meiner Frau", berichtet ein Zeitgenosse, „riß den Kleinen auf den Arm, rief, der Zeppelin komme, und eilte auf den Balkon zurück. Schon zog das Luftschiff silberglänzend, goldumsprüht, hoch . . . uns zu Häupten gen Nordwesten. Das Kind starrte, die Augen noch voll Schlaf und doch ganz erfüllt von der unbegreiflichen Erscheinung, stumm zum Himmel empor, und die junge Frau stand barfuß im Hemd und ihren langen Mädchenzöpfen an das Geländer gelehnt und winkte mit beiden Armen zu den Silbergondeln hinauf."

180, 181 Großstädtisches Leben in Berliner Prachtstraßen (um die Jahrhundertwende): „Keine Feder wäre imstande, das Bild, das die Friedrichstraße (180) zwischen den Linden und der Leipziger Straße (181) bietet, in seiner imposanten Großartigkeit zu schildern . . . Es sind nicht nur die Häuser, nicht nur die glänzenden und großartigen Schaufenster, nicht nur der starke Verkehr, der Tag und Nacht wie ein nimmer rastender, reißender Strom auf- und niederwogt, sondern eine Vereinigung aller dieser Momente, ein lebendiges Ensemble, das den Sinn

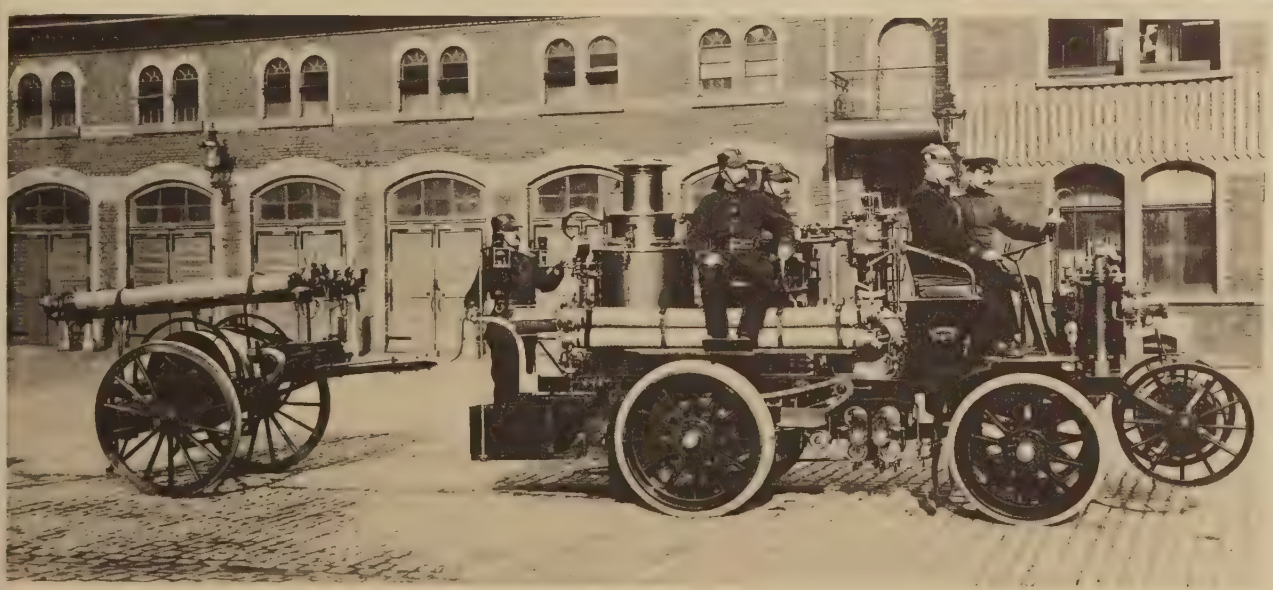
berauscht, das Auge entzückt und selbst demjenigen, der es aus täglicher Gewohnheit kennt, immer wieder neu und überraschend erscheint." (Ein Zitat aus der als „fashionable" geltenden damaligen Monatsschrift ‚Berliner Leben'.)

182 Münchner „Trambahnweiber" bei der Arbeit, 1911. Mit „Ritzenschieber" und Besen reinigten sie Schienen und Weichen vom Schmutz.

DUNLOP

183–185 Ohne „Stadtwerke“ hätte die Stadt die hygienischen Probleme – hervorgerufen durch den Massenzuzug – nicht lösen können. Um die ständig wachsende Bevölkerung mit frischem Trinkwasser zu versorgen und die Abwässer zu beseitigen, wurden riesige Investitionen im Bereich des „Unterbaus“ notwendig (183: Zwei bei der städtischen Kanalisation in Wuppertal beschäftigte Arbeiter; 184: Ein Bautrupp in Hamburg bringt eine Rohrleitung von einem Meter Durchmesser in den Boden; 185: Arbeiter, Techniker und Mitglieder des Nürnberger Magistrats bei der „Durchschlagsfeier“ für einen Wasserleitungsstollen in der näheren Umgebung der Stadt, 1911).

186–189 Um die Mitte des 19. Jahrhunderts hatten sich überall freiwillige Feuerwehren gebildet. Während sie auf dem Lande ihre Funktion weiterhin voll erfüllen konnten (187), kam die Großstadt nicht mehr ohne Berufsfeuerwehren aus (186: Feuerwehrmanöver am Hamburger Schweinemarkt, um 1890). In der ersten Zeit fuhren auch diese Wehren noch mit Pferdegespannen. Wie in München waren die Pferde vielerorts darauf trainiert, beim Ertönen des Alarms allein zu den Fahrzeugen zu laufen. Die an der Decke hängenden Geschirre mußten nur heruntergelassen und festgeschnallt werden. Um die Jahrhundertwende begann die Motorisierung (188: Motorwagen der Kölner Berufsfeuerwehr, 1902). Auch die Dampfkraft wurde einige Zeit genutzt (189: Magirus-Dampfspritze der Berliner Feuerwehr, 1903).



190 Vor dem Haus eines schleswig-holsteinischen Landarztes, um 1890. Mit der Kutsche („gestellt vom Grafen") fuhr er auf die Dörfer zu seinen Patienten. Sonst ritt man „hoch zu Pferde".

191 Operation bei Gaslicht, 1890. Fortschritte in Narkosetechnik und Wundbehandlung gestatteten der Chirurgie ab der Jahrhundertwende Eingriffe, die man vorher nie für möglich gehalten hatte.

192, 193 Männersaal und Seziersaal im städtischen Krankenhaus in Nürnberg, um 1910. Das öffentliche Krankenhauswesen erlebte im Rahmen des großen technischen Fortschritts nicht nur einen quantitativen, sondern vor allem auch einen qualitativen Aufschwung. Im Jahr 1877 gab es 1822 allgemeine Krankenhäuser mit 72 219 Betten, 1907 bereits 3862 Anstalten mit 406 547 Betten.

194, 195 Um die Bekämpfung der Armut bemühten sich – angesichts der unzureichenden Sozialgesetzgebung – Privatpersonen, die Kirchen, Parteien und Betriebe. Ab der Jahrhundertwende kamen kollektive Selbsthilfeorganisationen auf; die Arbeiterwohlfahrt wurde freilich erst 1919 gegründet. (194: Der vaterländische Frauenverein Ahrensburg, Holstein, mit Gräfin und Pastorin, Weihnachtsgeschenke für die Ärmsten vorbereitend; 195: Ferienkolonie auf dem Landgut der Berliner Molkereifirma Bolle, 1902).

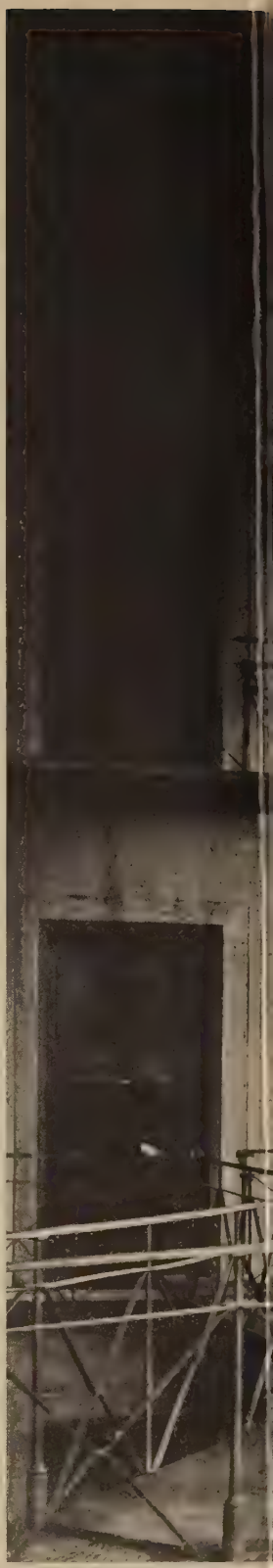
196 Berliner Volksküche, 1913. Eine größere Zahl von sozialpolitischen und fürsorgerischen Vereinen, wie die evangelische Innere Mission, der katholische Caritasverband und (seit 1897) der Verein für Sozialpolitik, kümmerte sich um die physische und geistige Not der Kinder und Heranwachsenden. Dazu kamen als weitere Hilfe die Organisationen der Arbeiterbewegung.
Die Monatszeitschrift ‚Berliner Leben' schrieb damals: „Seit langem gehören die Volksküchen, zu denen sich vor einigen Jahren die aus ähnlichen wohltätigen Gründen errichteten Volkskaffee- und Speisehallen sowie auch die Kinderküchen gesellten, zu den wohltätigsten Einrichtungen Berlins." In der Kinder-Volksküche könne man erleben, „wie mit emsiger Sorgfalt die Kleinen gespeist werden und wie Glück und Dankbarkeit aus den bleichen Gesichtern leuchten".

umseitig:

197 Das Waisenhaus in der Findelgasse in Nürnberg, um 1905. Der Insasse eines solchen Hauses berichtet 1877: „Die innere Organisation der Anstalt war streng militärisch . . . Die taktische Einheit war . . . die ‚Familie', an deren Spitze ein Lehrer stand . . . Jede ‚Familie' hatte ihr eigenes Schlafzimmer und eigenen Aufenthaltsraum. Genau wie beim Militär war der ‚Familienlehrer' für seine Untergebenen verantwortlich, und genau wie beim Militär in der Korporalschaft, wurde innerhalb der ‚Familie' die Arbeit eingeteilt. Genau wie beim Militär gab's Zimmerdienst, Dienst beim Lehrer, und alle vier Wochen allgemeine Dienstvergebung, d. h. Einteilung des Anstaltsdienstes, wie Geschir reinigen, Hofkehren, Holz- und Torfbeischaffen für die Küche, Abkommandierungen zum Kartoffelschälen, Bestimmung des Putzers für den Direktor usw."

198, 199 Das von der Arbeiterbewegung getragene Arbeiterinnenheim am Kottbusser Ufer, Berlin 1906 (198: Einzelzimmer; 199: Gemeinschaftsraum). Mit kultureller Erbauung wollte man der sittlichen Gefährdung der Arbeiterin in der Großstadt entgegenwirken.

200 Blick in den Eßsaal des Nürnberger Altersheims Sebastianspital, etwa 1914. Als Stiftung aus dem Mittelalter hatte es vorwiegend als Siechenanstalt gedient; im Jahre 1883 wurde das Haus gemeindeeigenes offizielles Altersheim.



201, 202 Staatliche Kinderfürsorge-Anstalt (Erziehungsanstalt) Strausberg, 1902: Trommler- und Pfeiferkorps der Zöglinge; im Schlafsaal ½6 Uhr früh. Im Bericht eines ehemaligen Insassen einer solchen Anstalt heißt es: „Die Tage, die nun kamen, waren wie Gefängnisse, in denen meine Seele flatterte. Zwar nahm zunächst das Neue der engen Gemeinschaft mit hundertzwanzig anderen Knaben und das bis ins kleinste geregelte Anstaltsleben mein ganzes Interesse gefangen. Vom Weckruf der Frühglocke bis zur neunten Nachmittagsstunde, wenn sie zum Abendgebet und Schlafengehen tönte, hatte jeder Augenblick seine Bestimmung. Der reichen Kinderphantasie riß der metallne Schlag des alles beherrschenden Glöckleins die schönsten Blüten ab. Das Leben, das mir vor den Anstaltsmauern so weit und verlockend geheimnisvoll erschienen war, wurde nüchtern eng . . . Praktische, korrekte und pünktliche Leute machte das Reglement wohl aus den Knaben, aber Menschen – nein."

203 Das Innere eines Gefängnisses, vor 1909.

204 Anstehen vor einer Volksküche in Berlin, 1901. Solche Wohltätigkeitseinrichtungen waren beinahe unerläßlich, denn das Einkommen der Unterschichten reichte oft nicht zum Allernotwendigsten. Besonders verhängnisvoll war für viele die stets latent vorhandene Arbeitslosigkeit. Viele Arbeiter versuchten verzweifelt, das Odium der Arbeitslosigkeit zu vermeiden, das als „Schande" und „Versagen" empfunden wurde. In den mindestens acht Krisenjahren der Zeit von 1891 bis 1914 kam man auf 10–20% beschäftigungslose Arbeiter (wobei die Gesamtarbeitslosenrate in der Zeit von 1899–1913 zwischen 1,2% und 2,9% schwankte). Hinzu kam ein saisonaler Arbeitsmangel, der im Winter, etwa im Baugewerbe, große Not über die Familien brachte; gegenüber der Sommerzeit war die Zahl der Arbeitslosen oft vier- bis achtmal höher.

205, 206 Der Fleischkonsum ist ein sensibler Wohlstandsmesser. Fleisch kam bei den Unterschichten und beim Kleinbürgertum meist nur sonntags auf den Tisch. Im Zeitraum von 1816 bis 1840 war der durchschnittliche Fleischkonsum einer mehrköpfigen Arbeiterfamilie von 13,6 auf 21,6 kg jährlich gestiegen und bis weit in die fünfziger Jahre konstant geblieben. Danach folgte eine Phase rasch ansteigenden Fleischverbrauchs bis etwa 1900 – unterbrochen zwischen 1875 und 1885 von der zweiten großen Depression des Jahrhunderts. Der Konsum der Hauptfleischarten, der 1900 rund 43,5 kg betrug, ging bis zum Krieg 1914 etwas zurück, da es zu Fleischnot und damit auch zu erheblichen Verteuerungen kam (205: Fleischnot in Berlin, 1910 – die Armen kaufen bei der Freibank; 206 *umseitig:* Berliner demonstrieren wegen der Fleischverteuerung, 1912).

Alte „neue Mö Möbel Görz's Gelegenheitskäufe

Familienleben

4. Familienleben

In Friedrich Schillers ‚Lied von der Glocke', das sich wohl in jedem bürgerlichen Haushalt des 19. Jahrhunderts fand, wird das Bild eines glücklichen Familienlebens gezeichnet. Von der Wiege bis zum Grabe: eine Welt harmonischer Bezüge, der selbst das Dunkle und Bedrohliche sinnvoll eingefügt ist; denn ruhen auch „im Zeitenschoße / die schwarzen und die heitern Lose" – das Geschick meint es letztlich gut mit dem Menschen. Poetisch verklärt entwirft Schiller auf dem Höhepunkt des deutschen Idealismus die beste aller Familienwelten. Die Realität sah vielfach ganz anders aus.

Das geliebte Kind: „Der Mutterliebe zarte Sorgen / bewachen seinen goldnen Morgen": In allen Schichten wurde Kinderreichtum als segensreich empfunden, freilich aus sehr unterschiedlichen Gründen. Die besser Gestellten sahen in einer großen Kinderschar Dauer und Stabilität in der Geschlechterfolge. Die „Erben" sicherten das Erarbeitete und Erworbene für die Zukunft. Für die ärmeren Schichten war Kinderreichtum ein wirtschaftlicher Faktor. Die Kinder sollten und mußten von sehr früh an mitarbeiten, um das Familieneinkommen aufzubessern.

Die Regenerationsfähigkeit und -willigkeit der Epoche spiegelt sich in der Bevölkerungsstatistik: von 1830–1870 nahm die Einwohnerzahl Deutschlands von 28,5 auf 41 Millionen zu; in den folgenden Jahren bis 1913 machte sie noch einmal einen Sprung auf 67 Millionen. Natürlich war dafür nicht nur die steigende Geburtenziffer maßgebend, sondern auch eine höhere Lebenserwartung der Menschen, ausgelöst durch medizinischen und hygienischen Fortschritt: für Frauen stieg diese zwischen 1871 und 1910 von 38,4 auf 48,3 Jahre und für Männer von 35,6 auf 44,8 Jahre; die Kindersterblichkeit war nach wie vor sehr hoch; fast jede Familie hatte ihre Kindergräber. Nach ärztlicher Ermittlung starben im Jahre 1901 von den Kindern bis zu sechs Jahren 55,1 % bei Arbeitern, 29,3 % beim Mittelstand, 13,4 % bei Reichen; unter den Sechs- bis Vierzehnjährigen starben bei Arbeitern 9,3 %, beim Mittelstand 4,9 %, bei Reichen 2,1 %. Insgesamt war die Kindersterblichkeit etwa zehnmal so hoch wie heute. Ein wichtiges Element sozialer Reformbewegungen war es, sich um geplante Elternschaft zu bemühen und die moralischen Tabus wegzuräumen, mit denen allgemein die Fragen der Sexualität belegt wurden.

Minna Wettstein-Adelt, eine der engagierten Frauenrechtlerinnen (damals als „Blaustrümpfe" verschrien!) schrieb in ihrer Studie ‚3½ Monate Fabrikarbeiterin' 1893: „Wenn man die Ehe im allgemeinen als ein Lotteriespiel betrachtet, so muß man sie in den Kreisen der Fabrikbevölkerung ein Hazardspiel nennen ... In kinderlosen und mit einem oder zwei Kindern gesegneten Ehen herrschen gewöhnlich schlichte, aber geregelte Verhältnisse, eheliche Einigkeit. Wo viele Kinder sind, herrscht meist Unfriede, Elend, Schmutz und Not, Untreue von Seiten des Mannes ist hier viel häufiger ... Leider aber ... herrscht keinerlei Verständnis für eine geregelte, beschränkte Kindererzeugung; hier würde der Segen ein unberechenbarer sein, wenn man die Leute darauf hinführen könnte, daß nicht die Quantität, sondern die Qualität der Nachkommen für die Menschheit von Bedeutung ist ... Die Ärzte aber trifft hier der Vorwurf, daß sie es sind, die der vernünftigen Beschränkung der Kindererzeugung im Wege stehen. Oder halten sie es vielleicht für sittlicher, bei Geburt eines Kindes die Hoffnung auszusprechen, daß es nicht lange lebe, daß es durch erbärmliche Pflege tatsächlich bald stirbt und die Familie schädigt, als daß wenige, aber kräftige Kinder erzeugt werden, die mit Freuden begrüßt und gut gezogen werden?"[1]

Bei ihrer kritischen Frage hatte Minna Wettstein-Adelt sicherlich die sogenannten „Engelmacherinnen" mit im Auge; abgesehen von der streng geahndeten, aber weit verbreiteten Abtreibung sorgten diese Frauen dafür, daß vor allem unehelich geborene Kinder und Neugeborene ohne intakte Familie lautlos „verschwanden". Ein Oberlandesgerichtsrat berichtete 1881: „Es ist ganz gewöhnlich geworden, daß die Mütter unehelicher Kinder, die sie nicht bei sich behalten können oder wollen, gegen Entgelt an andere Personen zur Verpflegung und Erziehung übergeben. Diese Personen tun dies in der Art, daß nach den statistischen Tabellen in Berlin, Magdeburg usw. jährlich 31 % sterben. Zum Teil ist dies die Folge natürlicher Umstände, zum großen Teil werden die Kinder von den Pflegeeltern einfach umgebracht ... In Magdeburg z. B. ward festgestellt, daß eine Witwe gewerbsmäßig Kinder in Pflege nahm, die regelmäßig binnen 14 Tagen bis 3 Wochen starben. Es war als höchstwahrscheinlich ermittelt, daß ihnen Branntwein in die Saugläppchen gegossen wurde. Dieser Witwe fehlte es nie an Haltekindern, sie wurde auch niemals zur Verantwortung gezogen."[2]

Für Minna Wettstein-Adelt hatte August Bebel, dessen 1879 erstmals erschienene Schrift ‚Die Frau und der Sozialismus' 1910 sich bereits in der fünfzigsten Auflage befand, durchaus recht, wenn er feststellte, daß der Maßstab für die Kultur eines Volkes die Stellung sei, welche die Frau dort einnehme; dementsprechend müsse der deutsche Kulturzustand sehr schlecht sein. Wettstein-Adelt lobt die Sozialdemokratinnen, da sie unter den Arbeiterinnen die einzigen seien, die vernünftigere Kinderproduktion kennten; in deren Haushaltungen herrsche auch durchwegs bessere Wohlhabenheit, Ordnung, Reinlichkeit und vor allem innigere eheliche Gemeinschaft. In diesen Schichten, d. h. in den guten Ehen, sei eheliche Untreue ein unbekanntes Ding; die höheren Kreise könnten sich daran ein Beispiel nehmen. „Vielfach heiraten die Leute ohne die geringsten Mittel, sie kaufen Wäsche und Möbel auf Abzahlung; stellen sich keine Kinder ein oder nur ein bis zwei, so ist die Existenz der Leute gesichert; sie zahlen die Schulden ab, fangen dann mit dem Sparen an und können einem gesicherten Alter entgegensehen. Wo natürlich jedes Jahr ein Kind in Kauf genommen wird, vergrößern sich die Schulden, die halb bezahlten Sachen werden womöglich heimlich verkauft und der Untergang der Familie ist fertig. Ich kannte Familien, die jede in ihrer Art diese These zur Wahrheit machten. Die Mädchen sind im allgemeinen bei weitem nicht so versessen aufs Heiraten als die Töchter des Mittelstandes; sie wissen, daß es ihnen in der Ehe größtenteils schlechter, selten aber besser geht. Sie sind mit ihrem Schatz zufrieden, ihre Arbeit ist leichter, als sie als Frau werden arbeiten müssen, wo ihnen der aufmerksame, geduldige Schatz in Gestalt eines herrschsüchtigen Mannes entgegentritt ... Im ganzen genommen aber halte ich die Ehe in diesen Kreisen für sittlicher denn diejenigen der höchsten Gesellschaftskreise, wo die Frau Geldsack, Repräsentantin und Gebärerin eines Stammhalters sein muß, weiter aber auch nichts."[3]

vorhergehende Seite:
207 Mittelpunkt der „gutbürgerlichen" Etage war das Wohnzimmer. Hier empfing man Besucher, hier traf sich am Abend die Familie zu Gesprächen, zu Spielen und zur Hausmusik. Photo: etwa 1900.

208 Webermeister, 53 Jahre alt, im Kreis seiner Familie; ein Photo von 1865. Das Geschäft führte er in der vierten Generation. Alter der Frau, aus einer Patrizierfamilie stammend, 55, der Töchter 9 und 19, des Sohnes 15. – Hatten die Handwerker und Händler zu Beginn der Emanzipation des dritten Standes einen wesentlichen Teil des Bürgertums gebildet, so rangierten sie mit zunehmender Industrialisierung immer mehr an der Peripherie der bürgerlichen Gesellschaft; sie gehörten fortan zum „Mittelstand".

Was die Stellung der Frau als Herrin im Haushalt anbelange, so könne sie meist nach Gutdünken einkaufen, schalten und walten. Sie sei vom Manne weniger unterjocht als die Frau des Kleinbürgers, die sich oft keinen Weg erlaube, ohne den Mann um Rat zu fragen. Aber auch hier herrsche, wie überall in Europa den Frauen gegenüber, das Motto: Vae victis! „Merkwürdig ist noch das Vorkommnis, daß in den meisten Familien, wo mehr als sechs Kinder sind, eine Stiefmutter zu finden ist; man könnte hier beinahe die These aufstellen, daß die Frauen dieser Kreise durchschnittlich sechs Kinder auf die Welt bringen können, ehe ihre Kräfte erschöpft und sie dem Tode verfallen sind, ein Triumph für den Philosophen Eduard von Hartmann, der da behauptet, die ganze Frauenfrage sei gelöst, wenn die Frauen mehr Kinder zur Welt brächten, weil sie dann schneller sterben, und einer andern zur Ehe Platz machen würden. Er hat Recht; würden die Frauen im allgemeinen so viel Kinder zur Welt bringen, als sie, unbekümmert um die Qualität derselben, gebären könnten, so würden sie schneller sterben. – Gott sei Dank, daß es aber noch Frauen gibt, und glücklicher Weise viele, die nicht Sklavinnen, sondern Herrinnen ihres Körpers sind!“[4]

Die bürgerliche Ehe mit ihren Verdrängungen und Verklemmungen analysierte in dieser Zeit Sigmund Freud. Für die uns beherrschende kulturelle Sexualmoral – so Freud in seiner Schrift ‚Die „kulturelle“ Sexualmoral und die moderne Nervosität‘ (1908) – sei charakteristisch die Übertragung femininer Anforderungen auf das Geschlechtsleben des Mannes und die Verpönung eines jeden Sexualverkehrs mit Ausnahme des ehelich-monogamen. Die Rücksicht auf die natürliche Verschiedenheit der Geschlechter nötige dann allerdings dazu, Vergehungen des Mannes minder rigoros zu ahnden und somit tatsächlich eine doppelte Moral für den Mann zuzulassen. Die Gesellschaft aber, die sich auf diese doppelte Moral einlasse, könne es in „Wahrheitsliebe, Ehrlichkeit und Humanität“ nicht über ein bestimmtes, eng begrenztes Maß hinausbringen; sie müsse ihre Mitglieder zur Verhüllung der Wahrheit, zur Schönfärberei, zum Selbstbetrug wie zum Betrügen anderer anleiten. Die Nervosität der modernen Gesellschaft sei nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß dieser Widerspruch im Moralkodex der Gesellschaft unerkannt bleibe bzw. verleugnet werde. Die Erfahrung zeige, daß es für die meisten Menschen eine Grenze gibt, über die hinaus ihre Konstitution der Kulturanforderung nicht folgen könne. Alle, die „edler“ sein wollten, als ihre Konstitution es ihnen gestatte, verfielen der Neurose. Sie hätten sich wohler befunden, wenn es ihnen möglich gewesen wäre, schlechter zu sein.[5]

Freud zeichnet dann ein Bild der Liebesbeziehung vor und in der Ehe, das, als Psychogramm, alles einschließt, was die doppelbödige „Kulturmoral“ dieser Epoche, einer „Kultur im Zwielicht“, ausmachte:

– die Zügellosigkeit des Mannes vor der Ehe (Prostitution, Verhältnis, Liebelei);

– die Keuschheitserwartung gegenüber der „Gattin“, deren Erziehung sexuelle Aufklärung ausschloß;

– die Mystifikation der Hochzeitsnacht, in der der „wissende Mann“ die Ahnungslosigkeit der Frau als besonderes Aphrodisiakum empfand;

– die Frustrationen des ehelichen Alltags, häufig aufgelockert durch die „Seitensprünge“ des Mannes.

Solche psychoanalytisch diagnostizierte eheliche Wirklichkeit war überlagert von gleichermaßen idealistischen wie romantischen Vorstellungen – wie sie in Friedrich Schillers ‚Lied von der Glocke‘ besonders bewußtseinsprägend am Werke waren:

„Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe.
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus,
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöhn,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Tränen,
Er flieht der Brüder wilden Reihn.
Errötend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O! zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.
O! daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!“[6]

Nun wäre es freilich falsch, Idealität und Realität des deutschen Familienlebens in dieser Zeit so zu interpretieren, daß die anzutreffende Wirklichkeit sich in vollem Kontrast zur verkündeten Sittlichkeit befunden hätte. Familiäre Geschlossenheit, innere Zuwendung und das sie bestimmende Zusammengehörigkeitsgefühl (aus vielen Familienphotos der damaligen Zeit ablesbar) halfen, den Stürmen des Lebens zu trotzen. Mittelpunkt der Familie war in diesem Sinne die Mutter; schon von Kind an wurden die Töchter auf die sorgende, umhegende, Haus und Hof lenkende Rolle hin erzogen, während dem Vater patriarchalisch-autoritäre Strenge, Entscheidungs- und Befehlsgewalt zukamen. Die bürgerliche Frau war weitgehend auf die drei K's festgelegt: Kinder, Küche, Kirche. Das forderte ihr ein hohes Maß an Opfermut, Genügsamkeit und Leidensfähigkeit ab. Die Bereitschaft vieler Frauen, ein Leben lang für die Familie mühselig (unermüdlich und mühevoll) tätig zu sein, hat das Bild der Mutter und Großmutter den Generationen dieser Epoche tief eingeprägt. Friedrich Schiller hat solches „Familienglück“, das mit seinen kleinen Freuden eine Zuflucht vor den brutalen Anforderungen der Zeit bot, in seiner Dichtung vorweggenommen:

„Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben
Und reget ohn Ende
Die fleißigen Hände
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden

Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Überzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!"[7]

So wie durch die Gesellschaft der wilhelminischen Zeit insgesamt ein tiefer Bruch geht, menschenwürdiges von menschenunwürdigem Leben trennend, so unterschiedlich erweisen sich auch die Kindheitserinnerungen von damals. Der Bürgersohn Walter Benjamin konnte den Rückblick auf seine ‚Berliner Kindheit um Neunzehnhundert' unter das Motto stellen: „O braungebackne Siegessäule mit Winterzucker aus den Kindertagen". Eine Szene wie ‚Wintermorgen' vermag die Atmosphäre des familiären „Furchenglücks", die freilich auch immer die Ahnung der Gefährdung durchzieht, wiederzugeben:

„Die Fee, bei der er einen Wunsch frei hat, gibt es für jeden . . . Er bildete sich in mir mit der Lampe, wenn sie am frühen Wintermorgen um halb sieben sich meinem Bette näherte und den Schatten des Kindermädchens an die Decke warf. Im Ofen wurde Feuer angezündet. Bald sah die Flamme, wie in ein viel zu kleines Schubfach eingepfercht, wo sie vor Kohlen kaum sich rühren konnte, zu mir hin. Und doch war es ein so Gewaltiges, das dort in nächster Nähe, kleiner als ich selbst, sich einzurichten anfing, und zu dem die Magd sich tiefer bücken mußte als zu mir. Wenn es versorgt war, tat sie einen Apfel zum Braten in die Ofenröhre. Bald zeichnete sich das Gatter der Kamintür im roten Flackern auf der Diele ab. Und meiner Müdigkeit kam vor, sie habe an diesem Bilde für den Tag genug. So war es um diese Stunde immer; nur die Stimme des Kindermädchens störte den Vollzug, mit dem der Wintermorgen mich den Dingen in meinem Zimmer anzutrauen pflegte. Noch war die Jalousie nicht hochgezogen, da schob ich schon zum erstenmal den Riegel der Ofentür beiseite, um dem Apfel in seiner Röhre nachzuspüren. Manchmal hatte er sein Aroma noch kaum verändert. Und dann geduldete ich mich, bis ich den schaumigen Duft zu wittern glaubte, der aus einer tieferen und verschwiegeneren Zelle des Wintertages kam als selbst der Duft des Baums am Weihnachtsabend. Da lag die dunkle, warme Frucht, der Apfel, der sich, vertraut und doch verändert wie ein guter Bekannter, der verreist war, bei mir einfand. Es war die Reise durch das dunkle Land der Ofenhitze, der er die Arome von allen Dingen abgewonnen hatte, welche der Tag mir in Bereitschaft hielt. Und darum war es auch nicht sonderbar, daß immer, wenn ich an seinen blanken Wangen meine Hände wärmte, ein Zögern mich beschlich, ihn anzubeißen. Ich spürte, daß die flüchtige Kunde, die er in seinem Dufte brachte, allzu leicht mir auf dem Wege über meine Zunge entkommen könne. Jene Kunde, die manchmal so beherzte, daß sie mich noch auf dem Marsch zur Schule tröstete. Dort angelangt, kam freilich bei Berührung mit meiner Bank die ganze Müdigkeit, die erst verflogen schien, verzehnfacht wieder. Und mit ihr jener Wunsch: ausschlafen zu können. Ich habe ihn wohl tausendmal getan, und später ging er wirklich in Erfüllung. Doch lange dauerte es, bis ich sie darin erkannte, daß noch jedesmal die Hoffnung, die ich auf Stellung und ein sicheres Brot gehegt hatte, umsonst gewesen war."[8]

Adelheid Popp (1869–1939) beschreibt ein Familienleben, das keine Erinnerung an eine „schöne, glückliche, sorgenlose Jugendzeit" zuließ. Sie stammte aus der Unterschicht und kam mit 14 Jahren ins Armenhaus; bald darauf war sie Jungarbeiterin; sie gehörte zu der Armee derjenigen, die als Kinder bzw. Heranwachsende sich ihr Brot selbst verdienen oder für den Unterhalt der Familie mitsorgen mußten – und das traf auf jedes sechste bis siebte Kind unter fünfzehn Jahren zu.

„Kein Lichtpunkt, kein Sonnenstrahl, nichts vom behaglichen Heim, wo mütterliche Liebe und Sorgfalt meine Kindheit geleitet hätte, ist mir bewußt. Trotzdem hatte ich eine gute, aufopferungsvolle Mutter, die sich keine Stunde Rast und Ruhe gönnte, immer getrieben von der Notwendigkeit und dem eigenen Willen, ihre Kinder redlich zu erziehen und sie vor dem Hunger zu schützen. Was ich von meiner Kindheit weiß, ist so düster und hart und so fest in mein Bewußtsein eingewurzelt, daß es mir nie entschwinden wird. Was anderen Kindern Entzücken bereitet und glückseligen Jubel auslöst, Puppen, Spielzeug, Märchen, Näschereien und Weihnachtsbaum, ich kannte das alles nicht, ich kannte nur die große Stube, in der gearbeitet, geschlafen, gegessen und gezankt wurde. Ich erinnere mich an kein zärtliches Wort, an keine Liebkosung, sondern nur an die Angst, die ich, in einer Ecke oder unter dem Bett verkrochen, ausstand, wenn es eine häusliche Szene gab, wenn mein Vater zu wenig Geld nach Hause brachte und die Mutter ihm Vorwürfe machte. Mein Vater war jähzornig, er schlug dann die Mutter, die oft nur halb angekleidet fliehen mußte, um sich bei Nachbarn zu verbergen. Dann waren wir einige Tage allein mit dem grollenden Vater, dem man sich nicht nähern durfte. Zu essen gab es dann nicht viel, mitleidige Nachbarn halfen uns, bis die Mutter, von der Sorge um ihre Kinder und den Hausstand getrieben, wieder kam."[9]

Mit der Emanzipation des „Dritten Standes" im 18. Jahrhundert begann das Bürgertum, sich selbständig „einzurichten". Familiäre Freiheit und Intimität sollten vor gesellschaftlichen Zwängen geschützt werden; erworbenes Selbstbewußtsein und bessere ökonomische Verhältnisse ermöglichten räumliches „Abkapseln"; zumindest zu Hause wollte man sein eigener Herr sein. Die Industrialisierung mit ihren neuen Arbeits- und Lebensformen förderte die Trennung der Produktionsstätte vom Wohnbereich. Die im Mittelalter übliche Einheit von Wohnen und Arbeiten löste sich langsam auf; nur im handwerklichen Bereich blieb sie noch lange erhalten.

Vor allem seit dem Biedermeier wird das Wohnzimmer zum Ort und Hort des Familienlebens. Die „Kunst der Häuslichkeit" spiegelt sich in der gemütlichen, aber einfachen und bescheidenen Einrichtung wider: kahle Wände ohne Tapeten, allenfalls durch Leisten oder gemalte Simsornamente abgegrenzt; Fenster und Türen hell gestrichen; eine Rosette an der Decke. Die Bilder an den Wänden sind vielfach Scherenschnitte, Lithographien, Stiche; besonders wichtig ist das Sofabild. Der ästhetische Wert der zweckmäßigen Möbel liegt weniger im Zierat und im Detail (wobei der „Sekretär" eine Ausnahme macht) als in der Art, wie die Reize des Materials herausgearbeitet, Zweckmäßigkeit und Anmut miteinander verbunden sind. Die Möbel sind meist aus lichten Hölzern wie Kirsch, Birnbaum, Ahorn, Birke; die Stühle dünn mit Kattun und Plüsch gepolstert, auch mit bestickter Seide bespannt. Wer sich kein Sofa leisten kann, der begnügt sich mit dem Kanapee, der eckigen Polsterbank.

In den Schubladen der kleinen Schränkchen und Kommoden werden manche reizende Details aufbewahrt: Spangen, Notizbücher, Uhren, Berlocken, Schlipsnadeln, Spitzentaschentücher,

Hauben und Häubchen, Blumen, Federn, Schleifen. Die Servante ist das Schaustück des Wohnzimmers, ein Gehäuse der Andenken; im offenen Spiegelschrank finden sich Porzellan, Kristall, die Hochzeits- und Patengeschenke, Andenken der Freundschaft und Liebe, Kannen und Tassen, Schnitzereien und Nippsachen; besonders beliebt sind bemalte Tassen, Medaillons, gemütvolle Souvenirs, die man nicht ohne Rührung betrachtet. Am Fenster steht das Nähtischchen, der Stammplatz der Hausfrau, daneben das Piano; Hyazinthen am Fenster; ein Vogel flattert im Messingbauer. Auf dem Eichentisch wird meist einfache Speise aufgetragen, der „bürgerliche Mittagstisch" ist noch ohne Überfluß und Üppigkeit.

In der wilhelminischen Epoche verändert sich solche Wohnwelt. Die Tradition der biedermeierlichen Genügsamkeit geht in neureiches Renommiergehabe über. Solidität gerät auf die schiefe Bahn; man giert nach äußerlichem Ansehen, das durch Exotik „aufgemöbelt" wird, und will sich doch intime Zurückgezogenheit erhalten. Die Utensilien bürgerlicher Geborgenheit erweisen sich dabei als die Produkte einer Gesellschaft, die ihre Sehnsucht nach einer aristokratischen Lebensführung über den Leisten kleinbürgerlichen Empfindens schlägt.

Butzenscheiben, Rouleaus, Portieren stellen in den Interieurs einen Dämmerzustand her, in dem die auf kalten Prunk orientierte Ausstattung ihren irisierenden Schimmer erhält. In „Glut und Schimmer" sind die Teppiche und Gobelins, die mächtigen Möbel, die Statuen und die in Goldrahmen gefaßten klassizistischen und romantizistischen Bilder mit ihren Pseudomythen gehüllt; der Dekorateur spielt mit gestrandeten Kulturtrümmern. Der Wohnraum verliert seine Intimität; er wird quasi nach außen gestülpt. Doch wird Intimität als Ideologie beibehalten und „inszeniert". Die vollgestopften, übermöblierten Wohnzimmer und Wohnungen, gewissermaßen Antiquitätenläden, sind mit ihrer Vorliebe für alles Satinierte, für Seide, Atlas, Glanzleder, Goldrahmen, Goldstuck, Goldschnitt, Schildpatt, Elfenbein und Perlmutter und mit ihren beziehungslosen Dekorationsstücken nur zum Vorzeigen da. Die „deutsche" Renaissance erweist sich als ein Mischmasch imitierter Stile – altdeutsches Schmuckgeschirr steht neben dem Rokokospiegel, atavistisches Raubtierfell hängt hinter orientalischer Mohrstatue, der Speisesaal im Cinquecentostil befindet sich neben dem gotischen Schlafzimmer. Diese „Lust am Unechten" hat Egon Friedell mit den Worten beschrieben:

„Jeder verwendete Stoff will mehr vorstellen, als er ist. Es ist die Ära des allgemeinen und prinzipiellen Materialschwindels. Getünchtes Blech maskiert sich als Marmor, Papiermaché als Rosenholz, Gips als schimmernder Alabaster, Glas als köstlicher Onyx. Die exotische Palme im Erker ist imprägniert oder aus Papier, das leckere Fruchtarrangement im Tafelaufsatz aus Wachs oder Seife. Die schwüle rosa Ampel über dem Bett ist ebenso Attrappe wie das trauliche Holzscheit im Kamin, denn beide werden niemals benützt; hingegen ist man gern bereit, die Illusion des lustigen Herdfeuers durch rotes Staniol zu steigern. Auf der Servante stehen tiefe Kupferschüsseln, mit denen nie gekocht, und mächtige Zinnhumpen, aus denen nie getrunken wird; an der Wand hängen trotzige Schwerter, die nie gekreuzt, und stolze Jagdtrophäen, die nie erbeutet wurden. Dient aber ein Requisit einer bestimmten Funktion, so darf diese um keinen Preis in seiner Form zum Ausdruck kommen. Eine prächtige Gutenbergbibel entpuppt sich als Nähnecessaire, ein geschnitzter Wandschmuck als Orchestrion; das Buttermesser ist ein türkischer Dolch, der Aschenbecher ein preußischer Helm, der Schirmständer eine Ritterrüstung, das Thermometer eine Pistole. Das Barometer stellt eine Baßgeige dar, der Stiefelknecht einen Hirschkäfer, der Spucknapf eine Schildkröte, der Zigarrenabschneider den Eiffelturm. Der Bierkrug ist ein aufklappbarer Mönch, der bei jedem Zug guillotiniert wird, die Stehuhr das lehrreiche Modell einer Schnellzuglokomotive, der Braten wird mittels eines gläsernen Dackels gewürzt, der Salz niest, und der Likör aus einem Miniaturfäßchen gezapft, das ein niedlicher Terrakottaesel trägt. Pappendeckelgeweihe und ausgestopfte Vögel gemahnen an ein Forsthaus, herabhängende kleine Segelschiffe an eine Matrosenschenke, Stilleben von Jockeykappen, Sätteln und Reitgerten an einen Stall. Diese angeblich so realistische Zeit hat nichts mehr geflohen als ihre eigene Gegenwart."[10]

Der „Außendruck" der Industrialisierung förderte freilich auch eine neue Form von „Privatheit". Bürgerliches Wohnen entdeckte die Bedeutung der „Nähe über Distanz": Die einzelnen Mitglieder der Familie erhalten jetzt eigene Räume; Selbstwert und Individualität werden dadurch gefördert. Dieses „Abtrennen" hat allerdings auch andere Gründe. Das Schlafzimmer zum Beispiel wird in der Plüschära zum „Allerheiligsten", die Sexualität tabuisiert bzw. mit einer Schamschwelle umgeben. Das Schlafzimmer ist eine Zone des „Unaussprechlich-Intimen", den Blicken der Kinder und des Dienstpersonals entzogen.

Gegen die sinnlose „überwältigende" Übermöblierung, gegen die Plüschmanie und dekorativ-ornamentale Prunksucht dieser Epoche entwickelte sich als Gegenbewegung eine am Handwerklichen und Funktionalen orientierte fortschrittliche Wohngesinnung. Vor allem das Bildungsbürgertum versuchte, die interne Umwelt zu ästhetisieren. „Kunstgewerbeerneuerung", „Erziehung zur Kunst" oder „Erziehung durch Kunst" sind Stichworte solcher Reformbemühungen. Die ästhetische Lebensführung setzt – oft mit nationalem Pathos – auf Formschönheit: „Deutsche Natur und deutsche Kunst dem deutschen Volke! Das ist unser Losungswort; darin liegt das Geheimnis der künstlerischen Erziehung eingeschlossen", forderte der Pädagoge W. Rein 1902.[11]

Neue Interieurs sollten den neuen Menschen schaffen helfen. „Da wird es schön, da wird es heiter und ernst zugleich, da bietet Freude am Schönen die Farbe und Form. Edel und rein stimmt sich der Mensch zu Edlem und Reinem, das ihn umgibt. Viel Glück spinnt dort durch Thür und Fenster, wo einfache Schönheit den nüchternen Zweck adelt."[12] Die Massenproduktion ließ weitere Kreise am kulturellen „Geschmack" teilhaben. Die Kaufhäuser, die um die Jahrhundertwende aufkamen, erleichterten es auch der unteren Mittelschicht, „formschön" zu leben. Man glaubte an die kulturelle Reformierbarkeit des Kapitalismus zum Wohle aller Klassen. Das industrielle Produktions- und Absatzinteresse profitierte vom sozialästhetischen Idealismus; der veredelte Konsum beschleunigte den Warenumlauf und Warenumsatz, denn schließlich war das „Formschöne" der Mode und damit rascherem Wechsel unterworfen. Die Plüschmentalität wurde von einer „Schleiflackgesinnung", die Übermöblierung von „neuer Sachlichkeit" abgelöst.

Für weite Teile der Unterschicht gibt es im 19. und 20. Jahrhundert lange Zeit kein Wohnen, sondern nur ein „Hausen", ein Vegetieren. Mietskasernen und „Kleinhaus" bezeichnen die Extreme des Massenwohnungsbaus, der sich während der industriellen Revolution herausbildete. Die Industrie, so ein Zeitgenosse, „fordert die Anhäufung von Tausenden von Menschen, an einem Platz auf beschränktem Raume. Da diese, vermögenslos, nichts als ihre Arbeitskraft einzusetzen haben und mit ihrem Verdienste an die Schwankungen des industriellen Marktes gebunden, in den allerwenigsten Fällen in den Besitz eines festen Eigentums gelangen können, so haben wir hier die durchaus moderne Erscheinung einer massenhaft zusammengedrängten Population ohne Haus und Herd."[13] Im Kaiserreich, auf der Höhe der kapitalistischen Industrialisierung, war der Arbeiter entweder Untermieter oder er lebte mit seiner Familie in einer kleinen, engen Mietwohnung.

„Dort verfügte er dann selten über mehr als den gesetzlich fixierten Mindestwohnraum von 10 cbm Luftraum oder 3–4 qm Wohnfläche pro erwachsener Person. Eine äußerste Beschränkung des Wohnraumes stellte den Normalfall dar. Auf die Frage: ‚Wie wohnt der Arbeiter?', antwortete der Berliner Architekt Theodor Goecke Anfang der 1890er Jahre kurz: ‚In Schlafstelle bei der Arbeiterfrau.'

Der vorherrschende Wohnungstyp für Arbeiter und andere ‚kleine Leute' war die Kleinwohnung, aus einem, zwei oder manchmal auch drei Räumen bestehend. Um 1895 z. B. lebten in Berlin 43,7% der Bevölkerung in Wohnungen mit nur einem heizbaren Zimmer, das dann oftmals gleichzeitig als Küche, Wohn- und Schlafstube diente. Es verwundert nicht, daß die Kleinwohnungen in deutschen Großstädten bis zu 20% überbelegt, d. h. mit mehr als drei Personen pro Raum besetzt waren. Auf der Basis der Wohnungszählung von 1905 läßt sich der Anteil der Kleinwohnungen mit einem oder zwei heizbaren Zimmern in den zehn größten deutschen Großstädten mit 60–80% des gesamten Wohnungsbestandes beziffern."[14]

Sie sei, berichtet Marga S. aus F., in einer Arbeiterkolonie aufgewachsen, zusammen mit fünfzehn anderen Mietparteien. Jede der ebenerdigen Wohnungen bestand aus Vorplatz, Stube und Kammer. „Der Vorplatz hatte einen Steinboden und weiß gekalkte Wände ohne Schmuck, keine Fenster. Eingerichtet war er mit einer Truhe, einem kleinen Tisch mit 3 Stühlen, einem Herd und einem Büffet für Geschirr. In der Ecke waren Kartoffeln und Tannenzapfen gesammelt. Im Sommer hielt sich die Familie meist im Vorplatz auf. Dort wurde gekocht, gegessen, gewaschen. Die Türe blieb den ganzen Tag über zum Hof hin offen. Im Winter diente die Stube als Aufenthaltsraum. Sie hatte einen Holzboden (ohne Belag), weiß getünchte Wände mit Weihwasserbehälter rechts neben der Eingangstür (so niedrig, daß alle Kinder drankamen) und einem Kruzifix an der Wand. Die Einrichtung bestand aus einem Kachelofen, einem Tisch mit 4 Stühlen, einem Frisiertisch und 2 Betten. Die Stube war gleichzeitig Elternschlafzimmer. Alle Möbel hatte die Mutter aus einem Altenheim bekommen. Immer, wenn jemand gestorben war, ging sie mit einer Handkarre hin und holte Hausrat, den die Verwandten des Verstorbenen nicht mehr haben wollten.

Die Fensterbänke von Stube und Kammer waren im Sommer mit Geranien geschmückt (von Ablegern aus der Nachbarschaft gezüchtet). In der Kammer standen 2 Betten und ein Kleiderschrank. In jedem der Betten schliefen 4 Kinder, 2 am Fußende und 2 am Kopfende, die Älteste zusammen mit dem Jüngsten. Die Betten waren mit einem Strohsack, je 4 Kopfkissen und einem Deckbett ausgestattet. Das Stroh wurde jeden Morgen aufgeschüttelt und jedes halbe Jahr ausgewechselt. Die Mutter holte es mit einem Handwagen kostenlos von Bauern ab. Im Hof gab es einen gemeinsamen Brunnen und für jede Familie ein eigenes Klo: ein Holzverschlag mit Brettbank, Loch und Deckel. An einem Nagel hing in handliche Teile zerrissenes Zeitungspapier zum Abputzen. Wenn der Vorrat verbraucht war, benutzte man einen Büschel Gras."[15]

Der aufstrebende Arbeiter, der seine sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse zu verbessern suchte, bemühte sich zäh und beharrlich, Anschluß an den Wohnstandard und den Wohnkomfort der Mittelschicht zu gewinnen: Vor allem die Wohnungsbaugenossenschaften, zu denen sich die Arbeiter zusammenschlossen, schafften Wandel.

Die Siedlung des Bauvereins „Schuckert'scher Arbeiter" in Nürnberg, 1906 gegründet, kann beispielhaft diese Form des Wohnens charakterisieren. „Die durchweg vierstöckigen Häuser enthielten pro Stockwerk zwei Wohnungen, jede mit Küche und drei Zimmern – ohne Bad natürlich, das damals auch noch in vielen ‚vornehmeren' Wohnquartieren fehlte. Warmes Wasser stand im ‚Schiffchen' des eisernen Kochherdes bereit, der zugleich Heizkörper war und eine Bratröhre sowie zwei Gasflammen besaß. Fließendes Kalt-Wasser gab es in allen Wohnungen. Zu jedem Haushalt gehörte ein eigener Abort, gelegen zwischen den Stockwerken im angebauten Treppenhaus. Jedes ‚Örtchen' enthielt einen winzigen Gasheizkörper; die Plumps-Klosetts wurden in den 20er Jahren allgemein durch WCs ersetzt. Auf dem Hof mit etwas Grün befand sich genug Platz zum Wäschetrocknen, und im Keller war ein für damalige Ansprüche gut ausgestattetes Waschhaus eingerichtet. Es war ständig in Betrieb, denn keiner Arbeiterfrau wäre es eingefallen, schmutzige Wäsche etwa wegzugeben. Zwischen den sechs ‚Großquartieren' breiteten sich geräumige Spielanlagen mit Sandkästen und Schaukeln aus; Durchgänge mit schmiedeeisernen Toren führten von Straße zu Straße. Ein Paradies für Kinder, das in der Innenstadt heute seinesgleichen sucht! Die um die Jahrhundertwende gepflanzten Ahorn- und Kastanienbäume wuchsen nach und nach zu stattlicher Größe heran, so daß jeder ‚Schuckerter' sommerlang ‚im Grünen' wohnte. In jedem Wohnquartier stand auch ein Kiosk mit Wäschezentrifuge und Mangel, bedient meist von einem Rentner, der sich so ein kleines Zubrot verdiente."[16]

Das Familienleben in der Epoche hatte seinen „Ort" in höchst unterschiedlichen Wohnungen; deren Dinglichkeit gibt Aufschluß über die Sehnsüchte der Zeit: über solche, die im Geborgenheitsgefühl gestillt werden konnten; solche, die im Pomp erstickten; solche, die in der Trostlosigkeit verkümmerten. Man versuchte, sich „einzurichten", da man Angst hatte, der Heimatlosigkeit zu verfallen.

209–211 Der „Hof" war tonangebend für die „Spitzen und Stützen der Gesellschaft" (209, 210: Bilder der kaiserlichen Familie). Zu diesen gehörten die höfische Gesellschaft des Reichs (211: Speisesaal der Prinzessin Aribert von Anhalt), der Hochadel, der großgrundbesitzende Landadel, die hohen Ränge von Militär und Verwaltung, das Großbürgertum in Industrie, Handel, Banken.

212 Landadel: Familientreffen in Schleswig-Holstein, 1901.

213 Großbürgertum: Alfred Krupp, Verwandte, Freunde, 1870.

214 Gehobenes Bürgertum: sieben Freundinnen, Bremen um 1875. 215 Tischrunde der Hautevolee im Nobelort Bad Homburg.

216–218 Familie eines Frankfurter Textilkaufmanns, 1862; Baby aus einer Akademikerfamilie, 1878; Studie des Photographen Franz Hanfstaengl, 1856. „Bürgerlich" bedeutete ein regelmäßiges, auskömmliches und standesgemäßes Einkommen, ohne den Zwang, den Lebensunterhalt durch unregelmäßige, monotone, mechanische oder sonstwie untergeordnete Arbeit zu verdienen. Auch höhere Beamte und erfolgreiche Angehörige der freien Berufe gehörten zum „höheren Bürgertum", einer insgesamt heterogenen Schicht.

219 Doppelhochzeit in Rheda (Westfalen), 1901: Zwei Töchter aus gutem Hause machen eine „glänzende Partie".

220 Praktischer Arzt mit Familie im Garten seines Hauses, 1882: rundum Wohlerzogenheit, Zufriedenheit, Beschaulichkeit.

221 „Nach dem Diner bei Kommerzienrat G.", 1910. Eine Szene, wie sie etwa Theodor Fontane in ‚Frau Jenny Treibel' beschreibt: „Die große Glastür, die zur Freitreppe führte, stand auf; dennoch war es schwül, und so zog man es vor, den Kaffee draußen zu nehmen, die einen auf der Veranda, die andern im Vorgarten selbst, wobei sich die Tischnachbarn in kleinen Gruppen wieder zusammenfanden und weiterplauderten. Nur als sich die beiden adligen Damen von der Gesellschaft verabschiedeten, unterbrach man sich in diesem mit Medisance reichlich gewürzten Gespräch und sah eine kleine Weile dem Landauer nach . . . Es war ein prächtiger Abend draußen, von der Schwüle, die drinnen herrschte, keine Spur, und schräg über den hohen Pappeln, die den Hintergarten von den Fabrikgebäuden abschnitten, stand die Mondsichel; der Kakadu saß ernst und verstimmt auf seiner Stange, weil es versäumt worden war, ihn zu rechter Zeit in seinen Käfig zurückzunehmen, und nur der Wasserstrahl stieg so lustig in die Höhe wie zuvor."

222 Großeltern, vier Söhne mit Ehefrauen, Enkelkinder, 1901. Alle Männer dieser Familie waren Ärzte.

223 Höhepunkt des bürgerlichen Familienjahres: Weihnachten. Man schenkte rollengerecht den Knaben Burgen, technische Baukästen, Spielzeugeisenbahnen und Zinnsoldaten, den Mädchen Puppen, Puppenstuben und Handarbeitskästen.

224 „Die Wangen müssen eine blühende, pfirsichrote, frische Färbung besitzen, dürfen weder zu dick noch zu mager sein. ‚Grübchen', die beim Lachen sich bemerkbar machen, erhöhen den liebreizenden Eindruck eines schönen Gesichtes." (‚Gartenlaube'-Kalender)

225 Berliner Arzt, 46 Jahre alt, mit Gattin, 1870.

226 Auf dem Weg ins Theater, einem Hauptort bürgerlicher Repräsentation, etwa 1910.

227 Lehrer, geboren 1806, im Jahre 1868.

228 Dienstmädchen mit dem Sohn der „Herrschaft" („Es war eine ‚gute Herrschaft'." Anna W. blieb dort 17 Jahre).

229 Zur bürgerlichen Bildung gehörte es, ein Instrument zu spielen. Häusliches Musizieren war ein wesentlicher Teil des geselligen wie gesellschaftlichen Lebens, ein „Genuß, der Herz und Sinn veredelt".

umseitig:

230 Salon einer Dame, 1895. – „An den Interieurs irritiert ... eine höchst lästige Überstopfung, Überladung, Vollräumung, Übermöblierung. Das sind keine Wohnräume, sondern Leihhäuser und Antiquitätenläden. Zugleich zeigt sich eine intensive Vorliebe ... für Seide, Atlas und Glanzleder, Goldrahmen, Goldstuck und Goldschnitt, Schildpatt, Elfenbein und Perlmutter, und für laute beziehungslose Dekorationsstücke." (Egon Friedell)

231 Lehrerkränzchen mit Ehefrauen. Hötzingen (Soltau), um 1905.

232 Spenglermeister, 37, mit Frau und Kindern, 1888.

233 „Mit Strickzeug und Pompadour" beim Photographen, 1870.

234 Das „Pianoforte", als Mobelstuck ein Symbol des Wohlstands.

235 Tochter eines Hamburger Bäckermeisters, 1877.

236, 237 Bürgerliche Wohnzimmer in den Jahren 1898 und 1912: Ein Stilwandel wird sichtbar. Unter dem Einfluß der Kunstgewerbe-Erneuerung bekennt sich das Bildungsbürgertum zu einer „ästhetischen Lebensführung", die im Zeichen „Deutscher Kunst" schlichte Möbel aus „deutschen Werkstätten" bevorzugt. „Mehr sein als scheinen" heißt nun die das Selbstgefühl stützende Devise. Diese „Kunstwart"- und „Werkbund"-Gesinnung war der „scheinhaften Salonkunst" entgegengesetzt: „Bescheidenheit, Einsamkeit, Ruhe, Individualismus, Aristokratismus, Kunst – das sind die Heilmittel, welche der Deutsche auf sich anwenden muß."

238 Interieur, typisch für das Kleinbürgertum, 1899. Zu ihm zählten kleine Handwerker, Händler und Bauern, mittlere und niedere Beamte, Handlungsgehilfen und Privatangestellte aller Art und die weniger gut gestellten Angehörigen der freien Berufe.

239 Vier kleine Ostpreußen, 1913. Ihre Matrosenanzüge waren die „Abzeichen" von Kindheit in dieser Epoche. Von England übernommen, wurden sie im wilhelminischen Reich bevorzugte Kleidung für Jungen und Mädchen, und zwar aller Schichten.

240 Lehrerbrautpaar, 1875. In einer Selbstdarstellung heißt es 1892: „Wenn die Lehrer nach einer bessern Besoldung ringen, so schwebt ihnen dabei als herrlicher Preis auch die Gründung eines Hausstandes mit einer ihrer Bildung und ihrem Stande ebenbürtigen Gattin vor."

241 Hausfrau vor gußeisernem „Allesbrenner", 1906. „Die Frau erhält 18 Mark für den Haushalt der Woche, also 2,57 Mark für den Tag", ist 1891 über eine Facharbeiterfamilie mit zwei Kindern zu lesen. Stark sei der „Verbrauch von Hülsenfrüchten, Kartoffeln, Mehl, Brot und Milch"; von Fleischwaren werden neben billiger Wurst „zumeist gehacktes Rindfleisch oder Lungen verwendet . . . In Rücksicht auf Sonn- und Festtage wird Werktags sehr gespart."

242 Geselligkeit in kleinbürgerlichem Milieu, um 1890.

243 Nähtisch und Strickzeug waren unverzichtbares Requisit der Großmutter: „Sie versorgte die ganze Familie . . .“; um 1918.

244–247 Ländliche Momentaufnahmen (244: Ein Achtzigjähriger, 1870, „sie nannten ihn Konrädes"; 245: Küchenszene, sehr frühe Aufnahme, malerischen Vorbildern nachempfunden, 1850; 246: Freiherrlicher Hegemeister, geboren 1798, mit seiner Frau, Tann in der Rhön, 1860; 247: Familienaufnahme anläßlich einer Totenmesse, Wyk auf Föhr, 1889). In den Physiognomien der Landleute spiegeln sich die Arbeits- und Lebensverhältnisse.

Die deutsche Landwirtschaft hatte im Kaiserreich durch den Übergang vom Agrar- zum Industriestaat mit verschärften Schwierigkeiten zu kämpfen: „Der Anteil der Landwirtschaft (einschließlich Forstwirtschaft und Fischereiwesen) an der Wertschöpfung der gesamten Volkswirtschaft und der Anteil der in ihr Beschäftigten an der Gesamtzahl der Erwerbstätigen nahmen stark ab. Zwar stieg der Wert der landwirtschaftlichen Produktion von 1870 bis 1914 um ca. das Doppelte, ohne daß die Zahl der in diesem Sektor Erwerbstätigen mehr als geringfügig zunahm: die wachsende Mechanisierung (vor allem nach 1890), die stärkere Verwendung von Düngemitteln und das damit verbundene Ansteigen der Erträge pro Hektar, die Ausdehnung des Zuckerrübenanbaus und der Aufschwung der Rinder- und Schweinezucht lagen dem zugrunde. Doch blieb die Erhöhung der Arbeitsproduktivität in der Landwirtschaft erheblich hinter der des gewerblichen Sektors zurück. Der durch staatliche Maßnahmen zur Behebung des Arbeitermangels und zur Bekämpfung der Landflucht nur teilweise eingeschränkte Wettbewerb um Arbeitskräfte mit der Industrie, die überhöhten Preise und die wachsende hypothekarische Verschuldung landwirtschaftlicher Besitzungen bewirkten eine langfristige Steigerung der Produktionskosten der Landwirtschaft, während gleichzeitig das überseeische und osteuropäische Angebot zusammen mit deutlich verbesserten und verbilligten Transportmöglichkeiten dazu beitrug, den Trend der Getreidepreise auf dem Weltmarkt seit Mitte der 70er Jahre bis Mitte der 90er Jahre sinken zu lassen." (G. A. Ritter/J. Kocka)

248 Kinderidyll auf dem Bauernhof, 1902. Auch in dieser Umgebung trug der Nachwuchs der kaisertreuen Deutschen am Sonntag Matrosenanzug und Matrosenkleidchen.

249 Niedersächsische Bauernfamilie mit neun Kindern, Rinteln, um 1909. Während in den Städten der Kinderreichtum allmählich abnahm, war auf den großen Bauernhöfen nach wie vor für viele Platz.

250 Bauernpaar aus Schlesien, 57 und 47 Jahre alt, um 1916. Wegen des Landarbeitermangels in den Ostprovinzen wurden saisonal Russen, Polen und Galizier beschäftigt.

251, 252 Gegenüber dem Wohnen im Massenquartier oder den Hinterhöfen von Mietskasernen beinahe ein Paradies: das Kleinhaus oder die Wohnlaube. Hier hatte man Luft zum Atmen und konnte mit Kleintierzucht und „Schrebern" die Haushaltskasse entlasten.

253 Umzug mit dem Handkarren: Das Photo spiegelt den bescheidenen Besitz der Unterschichten, die meist in ärmlichen Quartieren hausten. Um 1900 lebten in Berlin 43% aller Familien in einräumigen, 28% in zweiräumigen Wohnungen. Ähnlich sah es in anderen Großstädten aus. In der ‚Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters' (1905) heißt es: „Meine Familienverhältnisse ... wurden immer mißlicher ... Jetzt waren wir zu fünfen. Die Hedwig schlief beim Schwiegervater im Bett, von den beiden andern Kindern je eins bei Vater und Mutter. So brauchten wir wenigstens noch kein neues Bett anzuschaffen. Doch geschehen mußte auch das einmal, und so wurden die Aussichten für die Zukunft immer schwärzer, die Frau immer mißgestimmter, so daß ich die Ehe jetzt, schon nach kaum zwei Jahren, verwünschte."

254, 255 Wohnungselend am Stadtrand von Berlin, 1910; Arbeiterbehausung in Berlin, etwa 1900. Zu dieser Zeit wurden in der Reichshauptstadt 1955 Haushaltungen gezählt, die in einem einzigen Raume Eltern, Kinder (unter 15 Jahre) und „Schlafgänger" (Untermieter) – bis zu 10 Köpfen unterschiedlichen Geschlechts – beherbergten. Ein Bericht von 1880 spricht von 39 298 Haushaltungen mit Schlafleuten, darunter eine mit 34 Schlafburschen, die sich im Wechsel nach Rückkehr von der Arbeit das Bett teilen mußten.

256 Unterkunft auf einem Posener Bauernhof, 1910.

257 Statistik 1894: In Berlin wurden 8622 Männer wegen Bettelns, 2771 wegen Obdachlosigkeit verurteilt, 9351 Bettler und 8072 Obdachlose in Polizeigewahrsam gebracht; im städtischen Obdach nächtigten 306 863, im Obdach des Asylvereins 112 562 Männer. Neben den Prostituierten (in Berlin 1873 auf 14 000 geschätzt) standen die als Lumpenproletariat auch von der Masse der Arbeiterschaft abgelehnten Bettler, Vagabunden und Obdachlosen auf der untersten Stufe der sozialen Leiter.

Vergnügungen

5. Vergnügungen

In der Zeit der Aufklärung erfährt „Freizeit" eine positive Interpretation; das traditionelle christliche Arbeitsethos des „Bete und arbeite" wird abgelöst: freie Zeit soll der Bildung und persönlichen Entfaltung dienen. Wirtschaftliche Unabhängigkeit ist freilich notwendig, um Freizeit im Sinne humaner Freiheit gestalten zu können. „Freie, durch keinen äußeren Zweck gebundene und bestimmte Geselligkeit wird von allen gebildeten Menschen als eines ihrer ersten und edelsten Bedürfnisse laut gefordert", heißt es später bei Friedrich Schleiermacher.[1] In der Epoche der Industrialisierung erweist sich Freizeit dann als „reproduktive Zeit"; sie dient der körperlichen Erholung – von der Arbeit für die Arbeit. Da Mitte der achtziger Jahre in der Industrie immer noch täglich elf Stunden – einschließlich samstags – gearbeitet wurde, war der Feierabend kurz; außer an Sonn- und Festtagen gab es kaum freie Zeit; Urlaub war weitgehend unbekannt. Das Arbeiterschutzgesetz von 1891 brachte Erleichterungen, vor allem für Jugendliche und Frauen. Der lange geforderte Acht-Stunden-Tag konnte erst 1918 gesetzlich verankert werden. Nicht viel anders war die Situation beim Handwerk; meistens begann die Arbeit um sechs Uhr morgens und endete um sechs Uhr abends. Nur die Mittel- und Oberschicht konnte wegen besserer Wohnverhältnisse ihre Freizeit mit anderen zu Hause verbringen. Die Kunst der Geselligkeit reichte vom Kindergeburtstag zum Damenkränzchen, vom Hausmusikabend zur Kartenrunde, vom „Besuch" zum Hausball. Solches Miteinander vertiefte die Gefühlsbeziehungen in der Klein- oder Großfamilie, vor allem das Eltern-Kind-Verhältnis.

„Besonders das Weihnachtsfest", schreibt Ingeborg Weber-Kellermann, „entwickelte sich im 19. Jahrhundert zu einem Kinderbescherfest unter dem Lichterbaum mit seinen Geheimnissen und seinem Glanz, eine kulturelle Leistung des Bürgertums, gestaltet aus dem innigen Gefühl, das dem familiären Innenraum entgegengebracht wurde. So nimmt es nicht wunder, wenn die Einzelheiten der Familien-Liturgie am Heiligen Abend in vielem das Sozialbild der Familie getreulich widerspiegelten. Das galt besonders für den Bringer der Gaben, dessen Rolle in weiten Teilen Mittel- und Norddeutschlands der Weihnachtsmann übernahm. Hier wurde die patriarchalische Familienstruktur auf einen vatergleichen Anonymus übertragen, der – zumindest im Monat Dezember – weit über die Möglichkeiten eines normalen Vaters hinausreichende pädagogische Kontrollfunktionen im Kinderzimmer auszuüben vermag. So beweist sich der Weihnachtsmann, Produkt des 19. Jahrhunderts, als immanent dem Denken der 19.-Jahrhundert-Bürgerfamilie. In gottväterlicher Machtfülle, im pittoresken Pelz des Herrn Winter trat er schenkend und strafend in die weihnachtliche Bürgerstube und schützte die Tabus der Eltern. Denn nicht nur die tatsächlichen Gabenspender sollten den Kindern unbekannt bleiben, sondern auch der materielle Wert der Geschenke. Geld war tabu, und es hatte die Kinder nicht zu interessieren, was die Geschenke kosteten, was der Haushalt für Ausgaben erforderte, was der Vater verdiente, welchen Lohn das Dienstmädchen erhielt."[2]

Bei der Unterschicht war „Freizeitgestaltung" zu Hause kaum möglich; weder boten die kleinen Wohnungen den notwendigen Freiraum, noch war das Geld vorhanden, gemütliche Familienfeste zu begehen; die Kinder hatten kaum Spielzeug; Spielen hielt zudem von der Arbeit ab. Man bemühte sich freilich, zumindest zu Weihnachten dem bürgerlichen Vorbild nachzueifern. Marga S., Arbeitertochter, berichtet von „ihrem" Weihnachten:

„Der Heilige Abend war ‚der friedlichste Tag im Jahr'. Bei Einbruch der Dunkelheit wurden die Kinder in der Kammer eingesperrt. Währenddessen wurde in der Stube der Christbaum, den der Vater im Wald ‚organisiert' hatte, mit Glaskugeln und Zuckerstückchen (Geschenke von Tanten und Großmutter) geschmückt. Die jedes Jahr nur zu Weihnachten ausgepackten Geschenke: ein Kaufladen für die Mädchen und ein ‚russisches Rad' (kleines Riesenrad) für die Jungen, wurden unter dem Baum aufgestellt.

Den Heiligabend verbrachte die Familie in der mit Koks geheizten Stube. (Für die Feiertage wurde ein halber Zentner gekauft).

Als Festessen gab es Malzkaffee mit Stollen (aus Mehl, Milch, etwas Margarine und getrockneten Beeren).

Die Kinder spielten zusammen mit ihren gemeinsamen Geschenken. ‚Das hat euch der Papa mit dem Christkind zusammen ausgesägt.' Die Mutter schimpfte nicht, niemand wurde geschlagen: ‚Nu freut euch mal Kinala, heut ist Weihnachten.' Nach dem Dreikönigstag wurden der Christbaum zerhackt, verheizt und die Geschenke (Kaufladen und Rad) für das nächste Weihnachten verpackt und auf den Kleiderschrank in die Kammer gestellt."[3]

Bei den Arbeitern war Freizeit stark durch einen Hang zur Flucht aus der Wirklichkeit bestimmt; der Proletarier müsse geradezu, schrieb Friedrich Engels, im Trunk zeitweilige Befreiung suchen. Wenn er müde und erschlafft von seiner Arbeit heimkomme, finde er eine Wohnung ohne alle Wohnlichkeit vor: feucht, unfreundlich und schmutzig. Er bedürfe dringend einer Aufheiterung; er brauche etwas, das ihm die Arbeit der Mühe wert, die Aussicht auf den nächsten Tag erträglich mache. Seine abgespannte, unbehagliche, hypochondrische Stimmung werde durch seine übrige Lebenslage, durch die Unsicherheit seiner Existenz, durch seine Abhängigkeit von allen möglichen Zufällen und sein Unvermögen, selbst etwas zur Sicherstellung seiner Lage tun zu können, bis zur Unerträglichkeit gesteigert.[4]

Die Kneipe war jedoch nicht nur Ort für Betäubung; die Möglichkeit, seinesgleichen zu treffen und miteinander zu diskutieren (etwa am Stammtisch oder an der Theke), machte sie zu einem beliebten Freizeitort für alle Schichten. Hier erhielt man Informationen über den engeren Umkreis und die Weltgeschehnisse; denn eine Zeitung sich zu halten, war selbst Bürgerlichen häufig zu teuer (sie lasen sie zum Beispiel im Café). „Biertischpolitik" ist keineswegs nur unter negativem Aspekt zu sehen – sie bedeutete oft genug einen Ansatz für demokratische Willensbildung, eine Vorstufe republikanischer Öffentlichkeit.

Viel stärker wirkten sich in diesem Sinne die vielen Vereinsgründungen aus, die nach 1870 alle Bereiche der Lebenskultur umfaßten; die „Vereinsmeierei" verfestigte jedoch auch Standesgrenzen und Gruppenvorurteile. Überblickt man die Entwicklung des Vereinswesens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, so lassen sich nach Rudolf Endres[5] folgende Grundzüge herausstellen:

– eine starke Differenzierung setzt ein; zahlreiche neue Vereinssparten entstehen, die den technischen und sozialen Wandel spiegeln;

vorhergehende Seite:
258 Kahnpartie auf dem Dutzendteich bei Nürnberg, um 1900.

259 Sonntagnachmittagsbesuch bei den Großeltern, 1905.

– die Vorstädte mit ihren Neubürgern entwickeln ein eigenständiges Vereinsleben, das die allmähliche Integration der rasch anwachsenden Bevölkerung sehr positiv beeinflußt;
– die Arbeiterschaft trennt sich aus ideologischen Gründen von den bürgerlichen Vereinen (oder wird von diesen ausgeschlossen); nachhaltige gesellschaftspolitische Konsequenzen sind die Folge;
– die gesellschaftliche Emanzipation der Frau beginnt sich schrittweise im Vereinsleben durchzusetzen;
– der zunehmende allgemeine Wohlstand findet seinen Niederschlag in einer Vielzahl von geselligen Vereinen, vor allem des Kleinbürgertums;
– das Großbürgertum bleibt weiterhin in exklusiven Vereinen unter sich, wendet sich aber verstärkt neuen Aufgaben und Bereichen zu.

Die Turn- und Fußballvereine sowie die Bildungs- und Kulturvereine spielten eine besondere Rolle. Bei aller teutonischen Engstirnigkeit war der Turnvater Friedrich Ludwig Jahn von dem Gedanken beseelt gewesen, durch „vaterländisches Turnen" eine Klassen- und Schichtenunterschiede überbrückende Nationalerziehung zu ermöglichen: „Die Turnkunst soll die verlorengegangene Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung wiederherstellen; der bloß einseitigen Vergeistigung die wahre Leibhaftigkeit zuordnen, der Überfeinerung in der wiedergewonnenen Männlichkeit das notwendige Gegengewicht geben und im jugendlichen Zusammenleben den ganzen Menschen umfassen und ergreifen."[6]

Die nach den Freiheitskriegen von Reaktion und Restauration unterdrückten Turner beförderten in ihren Reihen die Vorstellungen sozialer Gerechtigkeit, bürgerlicher Freiheit und menschlichen Fortschritts; in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, vor allem nach 1871, gerieten sie jedoch immer mehr in den Sog eines machtstaatlich orientierten Renommiergehabes. Der Kaiserkult der Deutschen Turnerschaft, ihre Forderung nach forcierter Wehrerziehung und ihre Unterstützung der Bismarckschen Innenpolitik im Kampf gegen die Sozialdemokratie führten dazu, daß die der Arbeiterschaft angehörenden Turner aus dieser Organisation austraten und 1893 den Arbeiterturnerbund gründeten, der sich als Teil der Arbeiterbewegung verstand.

Diese Zweiteilung im Vereinswesen zeigte sich auch bei den Fußballclubs. In den 90er Jahren setzte die Phase bürgerlicher Vereinsgründungen im Ruhrgebiet und im Rheinland ein; bekannte Beispiele dafür sind der Duisburger Spielverein, ETB Schwarz-Weiß Essen, Schalke 96, der Kölner Ballspiel-Club und Düsseldorf 99. Erste Arbeiterfußballvereine lassen sich in das Jahrzehnt nach der Jahrhundertwende zurückverfolgen – der bekannteste unter ihnen ist Schalke 04; sie wurden vom bürgerlichen Standpunkt aus als „wilde Vereine" abgewertet. „Diese Etikettierung weist darauf hin, daß es sich bei diesen Vereinen um autonome proletarische Institutionen handelte, die nicht dem bürgerlichen Sportbetrieb in Gestalt des gerade ins Leben gerufenen Deutschen Fußballbundes (DFB) angeschlossen waren."[7]

Schon früh erkannte die Arbeiterbewegung, daß das Bürgerrecht auf Kultur ein wesentliches Element der Befreiung ausmache. Zu einer tiefen Unsittlichkeit führe die Tatsache, so Ferdinand Lassalle im ‚Arbeiterprogramm' 1862, daß wir alle nicht gleich gescheit, gleich gebildet und gleich reich seien. Demgegenüber müsse in einem sittlich geordneten Gemeinwesen die ungehinderte und freie Betätigung der individuellen Kräfte garantiert werden und die Solidarität der Interessen, die Gemeinsamkeit und die Gegenseitigkeit der Entwicklung vorwalten. Wilhelm Liebknecht brachte schon 1872 die Bedeutung kultureller Bildung auf die Formel: Wissen ist Macht – Macht ist Wissen!

Was die Kulturarbeit der Arbeiterbewegung in ihrer historischen Entwicklung betrifft, so lassen sich bis zur Jahrhundertwende – nach einer Darstellung von Peter von Rüden – folgende Marksteine herausstellen:
– In den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts entstanden die ersten Bildungsvereine für Handwerksgesellen und Arbeiter; deren Programm bestand in der „Vermittlung von Wissen und Bildung, Aussprache über Tagesfragen und Geselligkeit". Inspiriert von politischen Vereinigungen deutscher Arbeiter und Handwerksgesellen im Ausland, transportierten die sich ausbreitenden Arbeiterbildungsvereine immer mehr auch politische Ideen. Meist wurde ein Tag in der Woche zur Diskussion bestimmt, ein anderer für gesellige Unterhaltung (Gesang, Deklamation usw.) vorgesehen. Im Juni 1854 beschloß der deutsche Bundestag die Auflösung aller bestehenden Arbeitervereine und -verbrüderungen, die politische, sozialistische oder kommunistische Zwecke verfolgten, und untersagte die Neugründung solcher Vereine. Die Auflösung gelang aber nicht ganz, da sich einige als Konsumvereine tarnen konnten.
– Ab den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts entstanden neue Arbeitervereine; es wurden „Genossenschaften zur Erwerbung und Vermehrung des geistigen Kapitals ihrer Mitglieder" gegründet. Zunehmend veränderten sich diese bürgerlich-sozial bestimmten Bestrebungen aufs Gesellschaftskritische hin; unter dem Einfluß von Marx und Engels „verloren" sich die Bildungsprogramme nun nicht mehr im „Schöngeistigen", sondern versuchten, die Zusammenhänge zwischen Angebot und Nachfrage, Arbeitskraft und Arbeitsmarkt, insgesamt von Struktur und Funktionsweise der kapitalistischen Gesellschaft aufzudecken und das sozialistische Gegenmodell zu propagieren.
– Die Arbeiterfeste vor allem nach Lassalles Tod (mit den ersten Lassalle-Feiern) waren von prägender Kraft für die Kulturarbeit der Arbeiterbewegung. Der ihnen eigene hochgestimmte lyrische Idealismus verkündete ein Reich der Bruderliebe, Wahrheit und Gerechtigkeit. Unter Verwendung von Äußerungen Oskar Negts und Alexander Kluges stellt Peter von Rüden fest: „Erkennbar wird in dieser frühen Phase der kulturellen Arbeit der Vereine eine utopische Sehnsucht nach einer harmonischen Gesellschaft . . . ‚Die Unerträglichkeit der Erfahrung seiner wirklichen Situation produziert beim Proletarier einen Abwehrmechanismus, der das Ich gegen die Erschütterung durch die entfremdete Realität absichert.' In der Phantasie konnte man das ‚Reich der wahren Bruderliebe', die harmonische Gesellschaft, vorwegnehmen. Die Inhalte dieser Phantasie waren verkehrtes Bewußtsein, der ‚Form ihrer Produktion nach ist diese Phantasie jedoch unbewußte praktische Kritik an den entfremdeten Verhältnissen'."[8]
– 1874 forderte Wilhelm Liebknecht verstärkte Anstrengungen für kulturelle Aktivitäten: „Überhaupt brauchen wir eine sozialistische Literatur. Der Anfang ist gemacht, wie zu einer sozialistischen Presse. Aber nur der Anfang. Die Partei muß rastlos arbeiten auf geistigem Gebiet; ihre Ideen dem Gegner aufzuzwingen."[9]
– Unter dem Sozialistengesetz 1878–1890 wurden die sozialdemokratischen Bildungsvereine verboten; ebenfalls löste man Gesangs-, Turn- und gesellige Vereine auf. Die staatliche Obrigkeit erkannte, daß die Sozialdemokratie die kulturellen Aktivitäten der politischen Bildungsarbeit nutzbar machte. Lesezirkel, Tanzvereine, Kaffeekränzchen, Bildungsklubs traten vielfach an die Stelle der Parteivereine.
– In der Zeit nach dem Sozialistengesetz bis zum Weltkrieg war die organisierte Arbeitschaft in einem stark „mechanistischen" Sinne marxistisch orientiert. Künstlerische wie kulturelle Fragen und Probleme wollte man auf die Zeit nach dem Zusammenbruch des Kapitalismus verschieben; der Klassenkampf sei die eigentliche kulturelle Aufgabe. Doch das Bedürfnis nach kompensatorischer Freizeitgestaltung war so groß, daß die der SPD angeschlossenen Bildungs-, Sänger-, Turner-, Radfahrer- und

Theatervereine bald ein starkes Eigenleben entwickelten und mehr zu Vereinigungen neben als in der Partei wurden. „Da sich viele Mitglieder zu stark in den Vereinen engagierten, standen sie für die Parteiarbeit (Wahlkämpfe) nicht mehr zur Verfügung. Freizeitgestaltung und Unterhaltungsprogramme boten neben den parteinahen Vereinen auch andere Gruppen, die keine Verbindung zur Arbeiterbewegung hatten. Die Vergnügungsvereine der verschiedensten politischen Schattierungen verzeichneten einen großen Zulauf, auch von Mitgliedern und Wählern der SPD. Die Partei beantwortete diese für sie bedenkliche Entwicklung 1893 mit einem Parteitagsbeschluß, der die Mitglieder aufforderte, ihre politischen Pflichten nicht durch Mitgliedschaften in Klubs, Landsmannschaften oder Vergnügungsvereinen zu vernachlässigen.“[10] In der Feier zum 1. Mai vereinigte sich mehr denn je der politische und der kulturelle Anspruch.

Durch die kulturpolitische Debatte, die Franz Mehring, mehrere Jahre Vorsitzender der 1890 gegründeten „Freien Volksbühne Berlin“, zu Fragen der Einschätzung des Naturalismus wie des klassischen Erbes und der proletarischen Kunst entfachte, wurde dem reichhaltigen kulturellen Leben in der Arbeiterbewegung wieder ein stärker zusammenfassender und weltanschaulich markanter „roter Faden“ eingezogen.

Gerade weil die Kultur der Herrschenden die herrschende Kultur war, konnten die bürgerlichen Kulturvereine weitgehend auf den kulturpolitischen Antrieb, wie er die Arbeiterbildungsvereine auszeichnete, verzichten. Sie waren sozusagen mehr „privatistisch“ ausgerichtet, überwölbt freilich von dem missionarischen Glauben an ein Deutschtum, an dem die Welt genesen sollte; Thomas Mann spricht von der machtgeschützten Innerlichkeit dieser Epoche. „Edle, patriotisch gesinnte Männer und Frauen“ gründeten Vereine, die sich der „unvergänglichen Kulturgüter“ annahmen. Das konnten sein: die Geschichte (Geschichtsvereine), die „musealen Schatzkammern“ (Museumsvereine), die „hehre Kunst“ (Kunstvereine); vor allem inspirierte der Gesang zu frohgemuter Geselligkeit (Gesangsvereine). Leier und Schwert waren die gekoppelten Symbole fürs vaterländische Lied, ein Indiz dafür, wie die aus der Romantik aufblühende Sangesfreude vom Nationalismus vereinnahmt wurde: „Die Sänger, die Turner und die Schützen / die sind des Reiches Stützen.“

Die „Festwiese“ im 3. Aufzug von Richard Wagners Oper ‚Die Meistersinger von Nürnberg‘ (1868) bringt auf die Bühne, was in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bürgerliche sonntägliche Sehnsucht ausmachte: sich über alle gesellschaftlichen Klüfte und Abgründe hinweg zu einer Feierlichkeit bzw. Festlichkeit zu erheben, die „Gemeinschaft“ (statt dissonanter „Gesellschaft“) demonstriert.

Bürgerliches Kulturbewußtsein prägte die Stadt in Form öffentlicher Gebäude, die der Bildung und Erbauung dienten. Unter diesen (etwa Kunsthallen, Museen, Bibliotheken) nahm das Theater, vor allem das Opernhaus, eine herausragende Stellung ein. Feudaler Glanz verband sich mit dem Erlebnis des Ästhetischen. Zum Bahnhofsgebäude als prunkvollem Zeugnis der wirtschaftlich-technischen Kraft dieser Zeit tritt das Opernhaus als Palast kultureller Potenz: Freizeit findet hier ihr erhabenstes Gehäuse.

Mit dem Wachsen der Stadt mehrten sich auch die Freizeitgelegenheiten; Volksfestplätze entstanden, die Jahrmarktvergnügen wurden – etwa im Karussell, das jung und alt faszinierte – technisiert. Der Zirkus erlebte eine besondere Blütezeit; bessere Verkehrsbedingungen förderten seine internationale Qualität. In Tiergärten und Zoos war die exotische Tierwelt zu bewundern; aber auch fremdrassige Menschengruppen mit ihren eigenartigen Sitten und Gebräuchen wurden dort bestaunt. Mit Varietés, Cabarets, den ersten Kinos und vielerlei anderen „Etablissements“, die nicht selten den gängigen Moralvorstellungen widersprachen, entwickelte sich die Flimmer- und Flitterwelt von Metropolis.

Das Leben in den großen Städten, heißt es bei einem zeitgenössischen Kritiker, sei immer raffinierter und unruhiger geworden. „Die erschlafften Nerven suchen ihre Erholung in gesteigerten Reizen, in stark gewürzten Genüssen, um dadurch noch mehr zu ermüden; die moderne Literatur beschäftigt sich vorwiegend mit den bedenklichsten Problemen, die alle Leidenschaften aufwühlen, die Sinnlichkeit und Genußsucht, die Verachtung aller ethischen Grundsätze und aller Ideale fördern; sie bringt pathologische Gestalten, psychopathisch-sexuelle, revolutionäre und andere Probleme vor den Geist des Lesers; unser Ohr wird von einer in großen Dosen verabreichten, aufdringlichen und lärmenden Musik erregt und überreizt, die Theater nehmen alle Sinne mit ihren aufregenden Darstellungen gefangen; auch die bildenden Künste wenden sich mit Vorliebe dem Abstoßenden, Häßlichen und Aufregenden zu und scheuen sich nicht, auch das Gräßlichste, was die Wirklichkeit bietet, in abstoßender Realität vor unser Auge zu stellen.“[11] In der Großstadt lösten sich Sitte und Gesittung auf; moderne Nervosität erfasse die Menschen und mache sie zum Spielball wilder Leidenschaft.

Die Arbeiterinnen, schreibt Minna Wettstein-Adelt in ihrer Reformschrift, hätten eine große Vorliebe für Theater, Zirkus und Tingeltangel; ihr liebster Vergnügungsort sei der Schützenplatz, wo sie eine reiche Auswahl der verschiedensten Genüsse fänden: Karussell, Affentheater, Würfel-, Schlangen- und Zauberbuden, Messeresser. „Das beste Lokal, das ich kannte, war das ‚Colosseum‘ in Kappel; es war ein fein eingerichtetes Konzerthaus mit vorzüglicher Militärkapelle, und am Nachmittag nur von ganz gutem Publikum besucht. Nach Beendigung des Konzerts war Ball, bei welchem das Publikum sich bedenklich zu mischen anfing. Man sah ehrbare Beamtenfamilien mit erwachsenen Töchtern, die die Mutter lebhaft zum ‚Männerfang auf Lebenszeit‘ anhielt, allein gekommene Ladenmädchen, andere mit ihrem ‚Liebsten‘, Lieutenants in Civil, Commis-voyageur, aber auch Dirnen in feinen Balltoiletten; ich halte das Lokal überhaupt für kein solches, in welchem Arbeiterinnen verkehren; die Mädchen, die dort allein verkehren, treiben einen ganz anderen ‚Beruf‘.

Im grellsten Gegensatz zu diesem Etablissement steht die ‚Kaiserkrone‘, ein Lokal, in welchem das schlimmste Gesindel verkehrt . . .

Von allen meinen Mitarbeiterinnen, mit denen ich über die ‚Kaiserkrone‘ sprach, verkehrte auch nicht eine dort; sie äußerten sich durchwegs mit Ekel und Abscheu über dies Lokal, die meisten erklärten, ‚da gehen anständige Mädels nicht hin‘. Ich habe die ‚Kaiserkrone‘ drei Mal besucht in Gesellschaft meines als Arbeiter verkleideten Mannes. Meist befanden sich dort 40–50 Mädchen, verkommene Dienstmädchen, der gemeinste Auswurf der Fabrikarbeiterinnen und zum größten Teil Soldatendirnen. Das männliche Element bestand durchwegs aus Soldaten eines Infanterie-Regiments, die wenigen Civilisten, die anwesend waren, schienen mir die Zuhälter der Dirnen zu sein . . . Es lag über dem ganzen Saal eine Atmosphäre des Schmutzes, des grenzenlosen Lasters, der Bestialität, die den sittlichen Menschen zur Verzweiflung bringt. Die Frauenzimmer, die dort verkehren, sind überhaupt keine Menschen mehr; es sind Reptilien, Pestbeulen des öffentlichen Lebens. Ich sah so manchen blühenden und hübschen jungen Soldaten, den die schmutzigsten und teilweise verlumptesten Frauenzimmer, die alle zwischen 30–40 Jahre sein mochten, in ihre Mitte nahmen und so lange bearbeiteten, bis er mit ihnen verschwand.“[12]

Eine Beschreibung „feinerer“ großstädtischer Etablissements gibt Stefan Zweig in seinem Erinnerungsbuch ‚Die Welt von Gestern‘. Manche, so schreibt er, wollten es gegenüber der Massen-

prostitution auf der Straße bequemer und diskreter haben. „Sie wollten die Liebe behaglicher: mit Licht und Wärme, mit Musik und Tanz und einem Schein von Luxus. Für diese Klienten gab es die ‚geschlossenen Häuser', die Bordelle. Dort versammelten sich in einem sogenannten, mit falschem Luxus eingerichteten ‚Salon' die Mädchen in teils damenhaften Toiletten, teils schon unzweideutigen Negligés. Ein Klavierspieler sorgte für musikalische Unterhaltung, es wurde getrunken und getanzt und geplaudert, ehe sich die Paare diskret in ein Schlafzimmer zurückzogen . . . Äußerlich hatten es die Mädchen in diesen Häusern besser im Vergleich zu den ambulanten Straßenmädchen. Sie mußten nicht in Wind und Regen durch Kot und Gassen wandern, sie saßen im warmen Raum, bekamen gute Kleider, reichlich zu essen und insbesondere reichlich zu trinken. Dafür waren sie in Wahrheit Gefangene ihrer Wirtinnen, welche die Kleider, die sie trugen, ihnen zu Wucherpreisen aufzwangen und mit dem Pensionspreis solche rechnerischen Kunststücke trieben, daß auch das fleißigste und ausdauerndste Mädchen in einer Art Schuldhaft blieb und nie nach seinem freien Willen das Haus verlassen konnte.

Die geheime Geschichte mancher dieser Häuser zu schreiben, wäre spannend und auch dokumentarisch wesentlich für die Kultur jener Zeit, denn sie bargen die sonderbarsten, den sonst so strengen Behörden selbstverständlich wohlbekannten Heimlichkeiten. Da waren Geheimtüren . . ., durch die Mitglieder der allerhöchsten Gesellschaft – und wie man munkelte, selbst des Hofes Besuch machen konnten, ohne gesehen zu werden. Da waren Spiegelzimmer und solche, die geheimen Zublick in nachbarliche Zimmer boten, in denen sich Paare ahnungslos vergnügten. Da waren die sonderbarsten Kostümverkleidungen, vom Nonnengewand bis zum Ballerinakleid, in Laden und Truhen für besondere Fetischisten verschlossen. Und es war dieselbe Stadt, dieselbe Gesellschaft, dieselbe Moral, die sich entrüstete, wenn junge Mädchen Zweirad fuhren, die es als eine Schändung der Würde der Wissenschaft erklärten, wenn Freud in seiner ruhigen, klaren und durchdringenden Weise Wahrheiten feststellte, die sie nicht wahrhaben wollten. Dieselbe Welt, die so pathetisch die Reinheit der Frau verteidigte, duldete diesen grauenhaften Selbstverkauf, organisierte ihn und profitierte sogar daran."[13]

Gegen den „Sündenpfuhl Großstadt" entstanden zur Zeit der Jahrhundertwende Reformbewegungen, die den Perversionen der Zivilisation das Bekenntnis zu einer neuen Natürlichkeit entgegensetzten. Man wollte nicht Pläsier im Schein roter Laternen, nicht zwielichtige Vergnügungen; man wollte Licht, Luft, Sonne, wollte „zurück zur Natur" und diese in neuem Gemeinschaftserlebnis erfahren. Mit Rucksack und Klampfe verließ man „grauer Städte Mauern"; das „Grüne" wurde im besonderen zur Hoffnung der Jugendbewegung. Um 1900 wurde der „Urwandervogel" gegründet; er war ein Protest gegen die Tyrannei der Schule und Absage an die Dekadenz der Großstadt. „Aus den großen Häusermeeren steigt das neue Ideal: Erlöse dich selbst, ergreife den Wanderstab und suche da draußen den Menschen wieder, den du verloren hast, den einfachen, schlichten, natürlichen. Da hatte die Jugend eine neue Heilwahrheit – selber gefunden. – Das Ziel war erkannt und der Losmarsch begann."[14] In Absage an ein „verklemmtes Bierbürgertum" suchte man neue Wege der Freizeitgestaltung. Der Schillerkragen war Zeichen der Offenheit, mit der man dem starken Gegenwind der Zeittendenzen trotzte. Im Wald und auf der Heide, beim Sonnwendfeuer und im Landheim träumte man den Traum einer Jugendkultur, die sich einer neuen Zukunft sicher war. „Die deutsche Jugendkultur hat kein Programm wie eine Partei, sie ist kein Erstens, Zweitens, Drittens, sondern sie ist eine Idee und leistet den Dienst einer Idee, indem sie unserem ganzen Handeln Ziel und Richtung gibt und das Bewußtsein derer, die ihr dienen, mit dem Stolz und der Freudigkeit einer unendlichen Aufgabe erfüllt."[15]

Das Liedgut (1910 erschien Hans Breuers Sammlung ‚Zupfgeigenhansel') spiegelt die Tendenzen der Bewegung und ihre Aufbruchsstimmung. In dieser Jugendkultur waren freilich von Anfang an auch all die Elemente enthalten, die der bürgerlichen Gesellschaft eigen waren, und gegen die die Jugendbewegung in ihren Anfängen aufzubegehren schien, z. B. völkische Überheblichkeit und nationalistischer Sendungsglaube. Trotz des Pathos humanitärer Aufrufe, wie es etwa den ersten freideutschen Jugendtag im Oktober 1913 auf dem Hohen Meißner bestimmte, schlugen Romantik und Sentimentalität, Irrationalismus und Mystizismus schließlich um in ekstatische Kriegsbegeisterung; wenn schon die morsche Welt nicht von innen zu kurieren war, so sollte sie wenigstens durch den Sturm von außen zum Einstürzen gebracht werden. Auf den Hohen Meißner folgte Langemarck: bei dieser belgischen Ortschaft kämpften im Herbst 1914 Freiwilligen-Regimenter, die zum großen Teil aus Studenten und Jugendbewegten bestanden, mit dem Deutschlandlied auf den Lippen und erlitten schwerste Verluste.

Natur – in einem ganz unpathetischen und unideologischen Sinne – gehörte bereits vor der Jugendbewegung zum Repertoire bürgerlicher und proletarischer Freizeitvergnügungen. Die Städte waren mit einem Kranz von Ausflugsstätten umgeben – Ziel sonntäglicher Spaziergänge und Wanderungen. Mit Kind und Kegel zog man „ins Grüne" – zu Fuß, mit der Tram, mit der Eisenbahn, mit dem Fahrrad, einige Wohlsituierte mit dem Auto oder Motorrad; die Natur war freilich oft weniger wichtig als die Geselligkeit und der Tanz am Ausflugsort. „Sonntags hab'n wir Zeit dazu", hieß es in einem populären Lied aus der Posse ‚Wenn der Frühling kommt':

„Hat die ganze Woche man kolossal geschuft',
geht man doch mal ganz gern an die frische Luft!
Im Beruf, o-je-mi-ne, diese Plagerei,
eh' man hat sich umgedreht, ist der Tag vorbei . . .
Aber sonntags, aber sonntags, aber sonntags,
sonntags hab'n wir Zeit dazu, sonntags sind die Läden zu.
Sonntags, sonntags bummeln wir; ich bin dein Kavalier
bis morgen früh um vier!"[16]

Urlaub kannten die Unterschichten nicht. Für die Mittelschichten war der Urlaubsort meist nicht weit vom Wohnort entfernt; die „Sommerfrische" bestand, wenn man nicht bei Verwandten oder Bekannten unterkam, aus einer einfachen Pension oder einem ländlichen Gasthof. Vor allem die Neben- bzw. Vizinalbahnen erschlossen dem Fremdenverkehr viele landschaftlich reizvolle Gegenden. Im ‚Altaich' beschreibt Ludwig Thoma auf humoristische Weise, wie eine bayerische Gemeinde von Sommerfrischlern zu profitieren hofft. Fabrikant Schnaase mit Familie aus Berlin befindet sich auf der Anreise; der Zug fährt durch ein fruchtbares Land, das sich wohlig im Sonnenschein ausbreitet und dem Betrachter alles mögliche von einst und jetzt erzählt.

„Kleine Wege liefen neben der Bahn her, huschten über Brükken, versteckten sich hinter Stauden und Bäumen, kletterten die Hügel hinauf und schlichen sich verstohlen in grüne Wälder. Ein Schloß stand hinter einem Weiher und schaute verächtlich über niedere Häuser weg. Es konnte vielleicht die Zeit nicht vergessen, da es ein gräfliches Lustheim war, mit Genien und Wappen über dem Tore, mit einem auf französische Art geputzten Garten dahinter . . . Schnaase, der den Kopf zum Fenster hinaushielt, mochte, wenn auch nicht das, so doch allerlei denken, und Gedanken sprach er aus.

‚Karline, ich warte nu schon die ganze Zeit und sehe nich die Spur von Industrie. Nischt wie Bauernhäuser un Kirchen un

Kirchen un Bauernhäuser. Die ganze Neuzeit mit ihrem kolossalen Fortschritt ist in dieser Gegend überhaupt noch nicht vorjedrungen. Nich ein Fabrikschlot, nich ein Etablissemank, und wenn ich an so ne Fahrt denke, wie von Berlin nach Leipzig oder Hannover oder nach Halle, denn frage ich mich, wie is es möglich, daß der moderne Geist einfach wie vor ner Schranke halt gemacht hat, und wie is es möglich . . .'

‚Gott, Gustav! Das sagt doch schon Baedeker, daß man in der Fremde nich die gleichen Verhältnisse suchen soll, wie zu Hause.'

‚Ich lasse mir von Baedeker nich das Denken verbieten, und wenn ich vor ner rätselhaften Erscheinung stehe, dann suche ich eben nach ner Erklärung. Als denkender Mensch, nich wahr?'

‚Du bringst dich bloß um den Genuß, weiter nischt. Mir is es doch wirklich mehr wert, daß die Gegend hübsch ist.'

‚Hübsch . . . na . . . ja.'

‚Fängst du schon wieder an? Ich finde diese kleinen Dörfer und überhaupt alles ganz entzückend.'

‚Meinetwegen. Aber Enttäuschung is es und bleibt es, wenn ich mich auf Alpen vorbereite . . . na, laß mal! Ich weiß ja, was du sagen willst, und ich nörgle nich. Ich konstatiere aber die einfache Tatsache, daß hier nich die Spur von Industrie zu sehen ist. Da! Vier, fünf Häuser mit Strohdächern, un daneben wieder ne Kirche! Nee, das is nu mal ne andre Welt.' "[17]

Eine Reise von Berlin nach Bayern – wie sie Fabrikant Schnaase unternimmt – oder aus Süddeutschland an die See konnten sich nur die wohlhabenderen Kreise leisten; ins Ausland fuhren selbst diese kaum; lediglich die Oberschicht war – in Maßen – „welterfahren". Das Fernweh der meisten Menschen, vor allem nach südlichen Gefilden mit strahlend blauem Himmel, singenden Fischern und goldenen Sonnenuntergängen, blieb ungestillt. Dafür erlebte die Reiseschriftstellerei einen großen Aufschwung. Mit Sven Hedin etwa zog man „von Pol zu Pol".

Die Vergnügungen der Epoche haben ein Flair, das die Rückerinnerung nostalgisch macht. Freizeit wurde mit Phantasie und Naivität genutzt; die Geselligkeit schuf heitere Binnenräume, die der Misere des Alltags und Werktags entgegenwirkten. Die Kommunikationsmöglichkeiten (etwa durch Eisenbahn, Straßenbahn, Post, Telephon, Telegraph) brachten auch weit entfernt wohnende Menschen einander näher und förderten so eine neue Qualität von Freizeit und Gemeinschaft. Aber noch war diese Entwicklung nicht so weit fortgeschritten, daß sie sozusagen „veräußerlichend" in die vielfältigen Formen familiären Zusammenseins eingedrungen wäre. Diese Epoche, die sich im Denken und nach den Worten ihrer politischen Spitzen als „große Zeit" empfand, erfüllte sich viel mehr in den kleinen Freiheiten. Freilich, die Not des Lebens hielt die Mehrzahl der Menschen mit ihrer Schwerkraft nieder; der überwiegende Teil der Bevölkerung konnte nur wenig oder nur vom Rande her an dem teilhaben, was die bürgerliche Welt auszeichnete – um mit Sigmund Freud zu sprechen: „die graziöse Kunst, das Leben zu verschönern".

260 Sonntagsreiter, 1907.

261, 262 Im Schöneberger Stadtpark, 1912. Solche Stadtanlagen waren der bevorzugte Treffpunkt der nicht berufstätigen Mütter und Kindermädchen mit ihren Sprößlingen (261). Auch die Herren trafen sich hier zu Spaziergang und Gespräch (262: Auf der Brunnenpromenade).

263 Der obligatorische Sonntagsspaziergang „vollzog" sich im obligatorischen Sonntagsstaat; zum Ritual – besonders bei Verlobten und Jungvermählten – gehörte das „Blumenpflücken". Die Aufnahme stammt aus dem Jahre 1907.

264 Das frühe Photo (um 1875) zeigt eine Familien- und Naturidylle als malerisches Tableau. Links der Freilichtphotograph mit seinem selbstgebauten Laborwagen, dem die gelungene Aufnahme zu danken ist: Vor der Erfindung und Verbreitung der Trockenplatte war die Technik der Photographie kompliziert und benötigte einen großen Materialaufwand – Dunkelkammer, Wannen, Chemikalien und sonstiges Zubehör, und alles in unmittelbarer Nähe des Aufnahmeortes. (Im Dunkeln wurde Kollodium auf die Platte gegossen, diese dann in ein Silbernitratbad getaucht, in die Kamera eingesetzt und rasch belichtet; auch die Entwicklung mußte sofort erfolgen.)

265-267 Schönstes und oft einziges Freizeitvergnügen war der Sonntagsausflug – nach 60 Stunden Arbeit in der Woche. Dann ging es hinaus „ins Grüne", man verließ die Enge der Stadt und die häufig viel zu kleine Wohnung. Ziel waren die Gartenlokale, wo man bei Kaffee, Bier und Limonade das „Mitgebrachte" verzehrte. Oder ein Picknick im Walde. („Statt Jras und wildet Farrenkraut – Stullenpapier und an die Bäume die einjeschnittenen Hängemattenringe", klagte Heinrich Zille.) Meist war man zu Fuß unterwegs, benutzte Straßenbahn oder Eisenbahn zur Anfahrt. Ein Segelboot oder gar ein Auto konnte sich der kleine Mann nicht leisten. Die Bilder entstanden 1894, 1900 und 1907.

268, 269 Hamburger Ostervergnügen, um 1900: mit dem Elbe-Dampfschiff ab St. Pauli-Landungsbrücken ins Alte Land (268). Eine Berliner Spezialität: „Kaeses Rundfahrt" – Besichtigungstour mit dem Pferdewagen, dem „Kremser" (269).

270 Familienausflug per Dreirad (mit Hilfsmotor) und Kutschwägelchen, um 1900.

271 Herrenpartie mit dem „Kremser" (hier mit Sonnendach), einem beliebten „Pferdeomnibus", so benannt nach seinem Erbauer Kremser, einem Berliner Fuhrunternehmer.

272 Ausflug mit dem Automobil. Die elegante Welt fuhr mit dem eigenen ledergepolsterten Wagen ins Grüne.

273–275 Der Schrebergarten mit seinen Lauben hatte auch schichtenspezifische Aspekte: beim Bürgertum (273) überwog die Freude am „Blumenschmuck"; die Unterschicht konnte sich durch ihn – wie eine Werbeschrift es formulierte – „ohne großen Kostenaufwand einen wesentlichen Teil der nötigen Nahrung schaffen" (274). Die „Laubenkolonie" war zudem Ort manchen „Volksvergnügens" (275).

276, 277 Die Badeanzüge (vor allem der Damen) waren alles andere als bequem. Aber in zeitgenössischen Gesundheitsratgebern wurde das Schwimmen als eine der „vorzüglichsten hygienisch-gymnastischen Übungen zur Förderung der Körperkraft, der Gesundheit und des Selbstvertrauens" empfohlen.

278, 279 Schlittschuhlaufen („Eislauf") war ein Volkssport, der, „für die Gesundheit am zuträglichsten, für die Unterhaltung am angenehmsten und an den Geldbeutel die wenigsten Anforderungen stellend, von jung und alt ... betrieben wurde" (278: Polizist auf dem Wannsee, 1908; 279: Eisbahn im Berliner Tiergarten, 1906).

Restauration zur Waldspitze

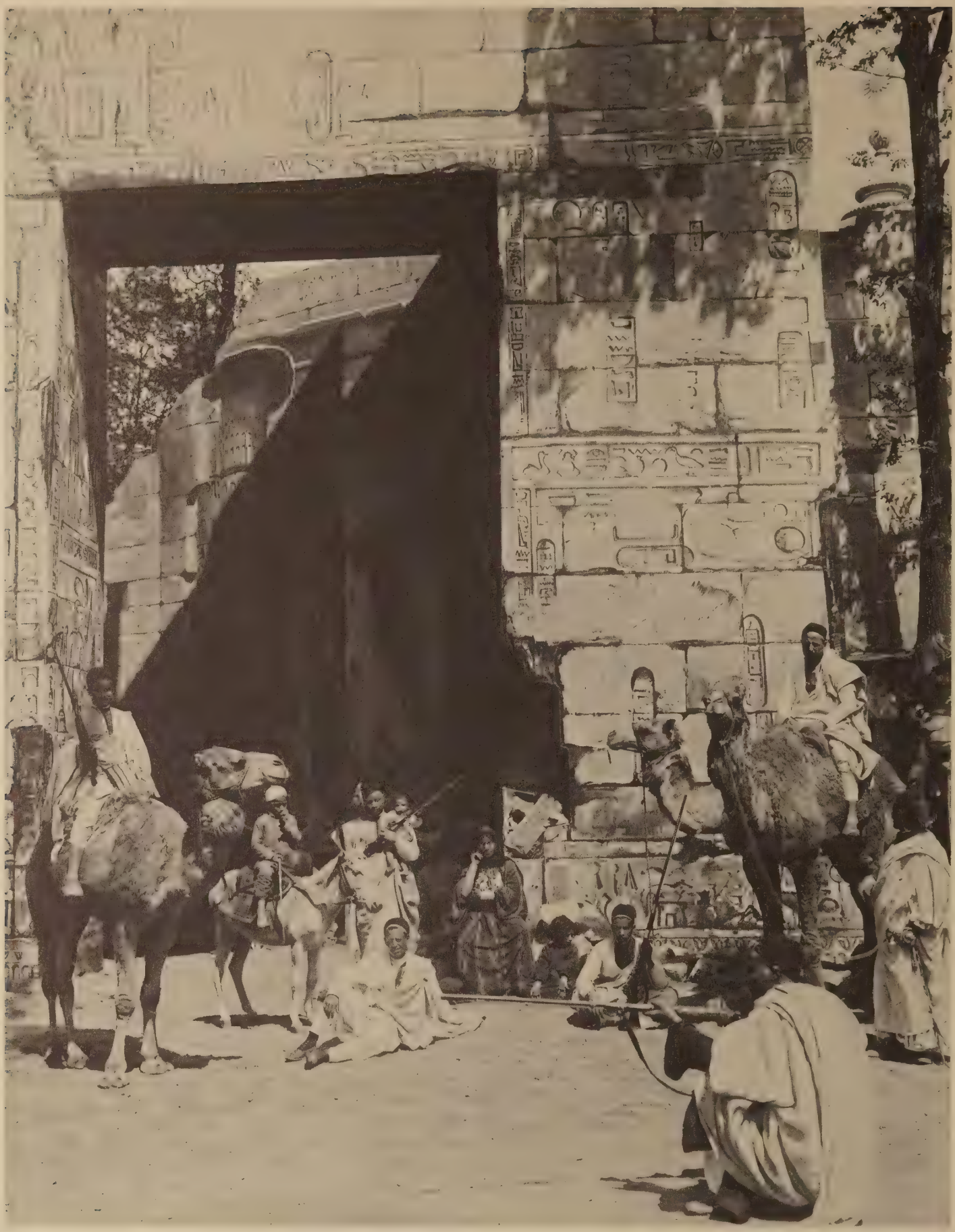
Restauration
Frühstückstube.
Schloss
Brauerei
Franz Mahro's
Bier-Quelle
G. Melde

280–283 Wie seit Jahrhunderten spielte auch im Zeitalter der Industrialisierung die Wirtschaft (neben Rathaus und Kirche der dritte „Gemeindebau") eine entscheidende Rolle für den Alltag in Stadt und Land. Die Wirtschaft war nicht nur „Kommunikationsort", sie wurde immer mehr Fluchtort für den Arbeiter (280: Biergarten in Nürnberg, 1882; 281: Wirtschaft in Nürnberg, 1900; 282: Berliner Speise- und Bierlokal, 1913; 283: Ländliches Gasthaus, 1880).

„Der Alkohol nimmt im proletarischen Leben einen unvergleichlich größeren Raum ein als im Bürgertum. Trinken und Trunkenheit stellen hier kein soziales Stigma dar, sondern sind fast Symbol der Zugehörigkeit zur Klasse . . . Doch es wäre Romantisierung beziehungsweise der reine Zynismus, die Rolle des Alkohols im Proletariat nur als dieses Überleben archaischer Trinkgewohnheiten zu beschreiben. Neben dem Motiv des Trinkens als Symbol der sozialen Zusammengehörigkeit gibt es das mindestens ebenso wichtige Motiv des Eskapismus. Die Arbeiter trinken nicht aus Lebensüberschwang, sondern um für ein paar Stunden sich vom Elend zu dispensieren, in dem sie leben." (Wolfgang Schivelbusch)

284–287 „Die neuzeitlichen Heißgetränke kennen etwas dem Gemeinschaftsritual des Alkoholgenusses Vergleichbares nicht. Kaffee und Tee erweisen sich auch darin als genuin bürgerliche Getränke, daß sie von aller archaischen Bedeutung des Trinkens vollkommen emanzipiert sind. Mit Kaffee und Tee stößt man nicht an, man trinkt sich nicht zu, man lädt einander nicht zu einer Runde ein. Kaffee- und Teetrinker bilden keine innerlich verbundene Gemeinschaft, sondern eine Ansammlung betonter Individuen. Für Kaffeehausbesucher ist es durchaus normal, allein an einem Tisch zu sitzen und Zeitung zu lesen . . . im Kaffeehaus steht das Ich im Zentrum." (W. Schivelbusch). – Was Karl Kautsky 1891 vor allem für die Arbeiterklasse feststellte, galt freilich für die bürgerliche Schicht und ihren Stammtisch gleichermaßen: Ohne Wirtshaus gäbe es nicht bloß kein geselliges, sondern auch kein politisches Leben. (284: Café Möhring am Kurfürstendamm Berlin, etwa 1910; 285: Berliner Kneipe, 1910; 286: Stammkneipe Berliner Droschkenkutscher, etwa 1909; 287: Honoratiorenstammtisch in Kyritz, 1904).

Circus Busch



288 Beduinen im Berliner Zoologischen Garten, 1901. Solche „Heiden" und „Wilden" waren Ausstellungsattraktion für die Masse.

289 Sie spielten für Almosen: Hamburger Straßenmusikanten, 1892.

290 Vorstellung der Seiltänzerfamilie Knie, die später den Schweizer National-Zirkus Knie gründete. Wie Stosch-Sarasani, Hagenbeck, Althoff, Krone und Renz kam auch er zu Weltruhm. Zirzensische Sensationen wurden von jedermann bestaunt: vom kleinen Mann auf der harten Holzbank ebenso wie von den „feinen Leuten" in Frack und Abendkleid, die in den rotsamtenen Logen saßen. Zirkusbesuch war gesellschaftliches Ereignis, aufregender als das Theater.

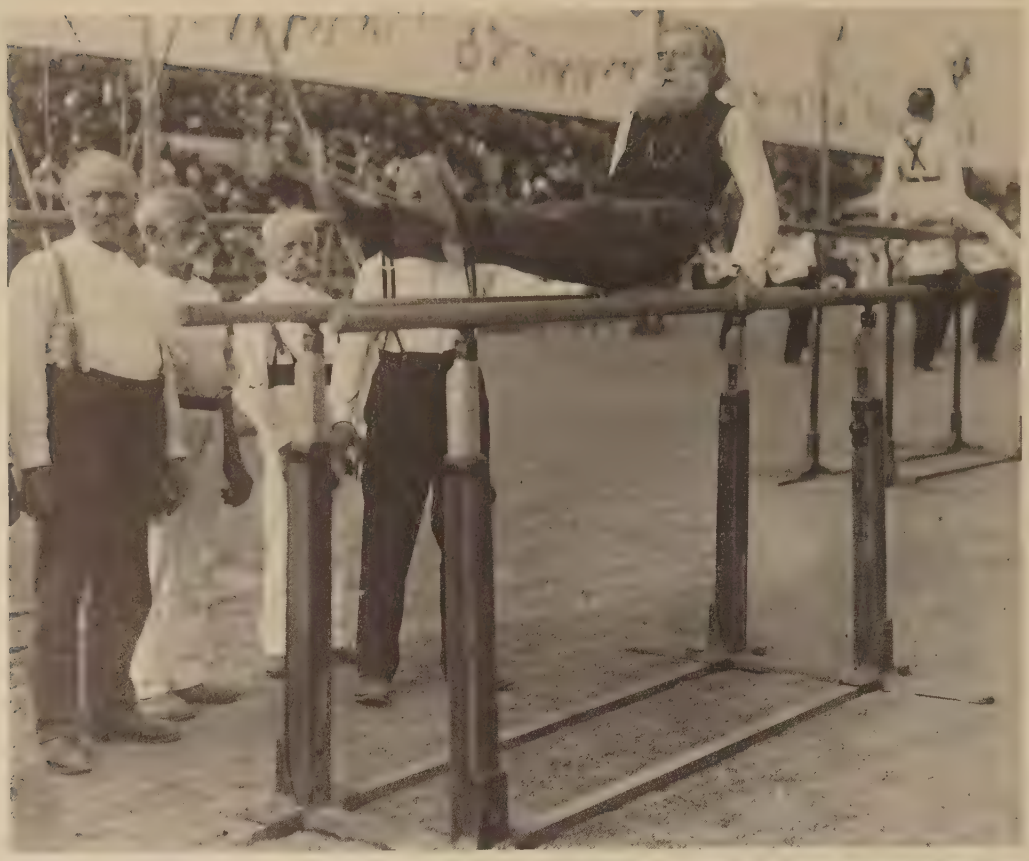
Variété-Arena
L. Knie
Eingang zu den Sitzplätzen

291 Bei sechs Grad Kälte: Anstehen nach Theaterbillets vor der Berliner Staatsoper „Unter den Linden“, 1902.

292–294 Auf dem „Tanzboden", in „Tanzetablissements" und auf „Bällen" vergnügte sich nicht nur ein bürgerliches Publikum; da waren auch die Arbeiter mit ihren Mädchen und Frauen zu finden. Die Tanzstunde (der Tanzunterricht) war noch eher ein Privileg der jungen Leute aus den sogenannten besseren Kreisen; man blieb möglichst unter seinesgleichen (292: Bürgerliche Tanzstunde, 1907; 293: „Generalprobe" für den ersten Ball bei Hofe in Berlin, 1910; 294: Öffentliches Ballvergnügen, 1904).

295 Das Nützlichkeitsdenken der Epoche transzendiert im meist national ausgerichteten Fest mit Festzug auf ein „Höheres" hin; in einer Welt der Preise versichert man sich so der Werte (Hans-Sachs-Fest 1894 in Nürnberg).

296–298 Durch die „zahllosen Festlichkeiten" fühlte die Geistlichkeit die Feiertagsruhe und die Gottesdienstbeteiligung in Frage gestellt. Puritaner sprachen gar von einer „ruinösen" Ausbreitung des Vereinslebens. Aber die Menschen nutzten begeistert die vielfältigen Gelegenheiten, sich in Gemeinschaft von der harten Alltagsarbeit zu entspannen (296: Die Neußer Schützen, 1897; 297: Der Vorstand des Männergesangvereins „Aurelia" Baden-Baden, etwa 1900; 298: Ahrensburger Feuerwehrkapelle, 1897).



299–302 „Bringt Ihr Muskeln, prall gespannt,/ federnde Achillessehnen,/ sichres Auge, feste Hand,/ wie sie sein soll bei den Söhnen / Vater Jahns, der uns gelehrt,/wie der Turner sich bewährt?“ – Um die Jahrhundertwende sahen die Pioniere der modernen Gymnastikbewegung in den Leibesübungen nicht nur eine Möglichkeit zur körperlichen Ertüchtigung, sondern auch zur Selbstbefreiung des Menschen (299: Deutsches Turnfest in Leipzig; 1913; 300: Gymnastische Kampfspiele, Berlin 1901; 301: Langstab-Übung der Berliner Lehrervereinigung bei der Jahn-Turnfeier in Berlin, 1910; 302: Ein Arzt untersucht die Herztätigkeit eines Läufers nach dem Sechsstundenlauf, 1904).

303 Schwimmriege des Aachener Schwimmvereins, um 1900.

304, 305 Fußball, aus England importiert, war anfangs ein vorwiegend von Studenten und Akademikern betriebenes Vergnügen. Mit dem Aufstieg von Schalke 04 wurde der Fußball auch Sache der Arbeiter und ihrer Fußballvereine (304: Sieger der Berliner Fußballmeisterschaft 1897/98, der BFC Frankfurt; 305: Tasmania Berlin stürmt gegen den Berliner Sportclub, 1907).

306 Radfahrverein „Kornblume“ in Dorfmark (Niedersachsen), 1898. Es gab bürgerliche Radsportvereine: deren Dachorganisation, der „Deutsche Radfahrerbund“, hatte 1906 45 000 Mitglieder, in der Hauptsache Juristen, Ärzte, „Beamte aller Art“ und „besserer Mittelstand“; und es gab – wie im Sportwesen insgesamt, vor allem nach Aufhebung der Sozialistengesetze 1890 – proletarische Vereine, die dann, was die „Radlerei“ betraf, nicht „Bicycles“, sondern „Knochenschüttler“ fuhren.

307, 308 Lawn-Tennis und Damen-Hockey, um 1912. Die aus Großbritannien übernommenen Sportarten fanden bei den Damen in Deutschland begeisterte Anhängerinnen.

309, 310 Die Emanzipationsbewegung führte bis Ende des 19. Jahrhunderts zu einer aktiven Teilnahme auch der Frau an den Leibesübungen (309: Mitglieder der Damen-Gymnastikriege Cönnern, 1911); aber erst beim Deutschen Turnfest in Leipzig 1913 durften sich die Turnerinnen zum erstenmal öffentlich – außerhalb von Sporthallen – im Wettkampf zeigen (310: Hechtsprung übers Pferd).

„Wie eine kleine, zaghafte Welle spielte das Frauenturnen anfangs – es mag ein bis anderthalb Jahrzehnte her sein – in die weite Flut des deutschen Turnens hinein, und die Bewegung, welche dadurch in dieser Flut entstand, war so gering, daß man sie kaum bemerkte. Aber je weiter die Welle rauschte, desto mehr gewann sie an Ausdehnung und Stärke und konnte nicht mehr übersehen werden . . . Waren die wenigen Turnerinnen im Reiche seinerzeit kaum zählbar in ihrer Schwäche, so stehen heute bereits rund 30 000 in der Front, die in den Vereinen der Deutschen Turnerschaft turnen, aber außerhalb dieses Rahmens stehen noch Tausende – die Schulmädchen uneingerechnet – hinter diesen 30 000 in fleißiger Arbeit . . . Nicht mit leichtem Sinn dürfen wir Turnerinnen in die Zukunft schauen, denn dort ruhen für uns noch hundert Hindernisse und tausend Sorgen, und solange wir nicht den Flug aus der Schwere dieser Zeit und dieser Verhältnisse in freiere Höhen finden, ist uns nicht Rast gegeben, denn das Ziel ist fern“ – so Martha Thurm, Herausgeberin der ‚Deutschen Turnzeitung für Frauen‘, in der Festausgabe für das 10. Deutsche Turnfest zu Nürnberg 1903.

311–314 Vor 1914 kannte die teuere und vornehme Zeitschrift ‚Sport im Bild' nur ein überragendes Thema: Pferderennen. Erst dahinter folgten Automobilsport, Fliegen und am Rande Segeln, Rudern, Tennis, Fußball. Das Interesse war beim feinen wie beim kleinen Mann gleich groß, wenn auch unterschiedlich. Jener hatte Pferde und ritt selber, dieser wettete. Pferderennen waren eine der seltenen Gelegenheiten, bei denen sich das „Volk" der großen Welt auf Tuchfühlung nähern konnte. War ihm der Spaß zu teuer, dann warf es als „Zaungast" einen Blick aufs Geschehen (311: Beim Rennen in Karlshorst, 1912; 312: Zuschauer beim Grand Prix in Baden-Baden, 1912). Nicht nur Jockeys (313: Hürdensprung beim Ermunterungsrennen in Karlshorst, 1904), auch die Offiziere der Reiterregimeter, vor allem Husaren und Ulanen, rangen im Sattel um Ruhm und Sieg. Für eilige Nachrichten stand der Rennleitung damals kaum das Telephon zur Verfügung. Das erledigten statt dessen die uniformierten „Depeschenjungen" (314: Bei einem Rennen in Grunewald).

315, 316 Auch der Radrennsport erfreute sich großer Beliebtheit (315: Stundenrennen im Sportpark Steglitz, 1905; 316: 2. Deutsches Sechs-Tage-Rennen, 1910 – Fahrer Bettinger).

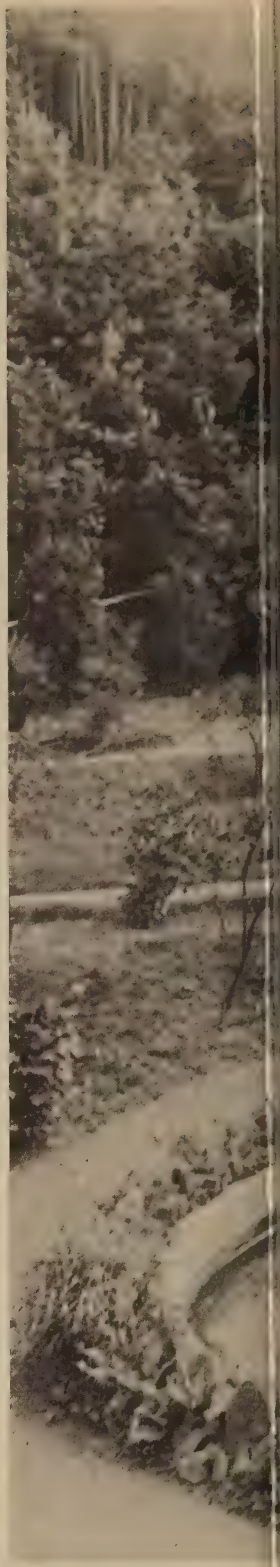
317, 318 Im Jahre 1907 war der Deutsche Aero-Club gegründet worden. Sein Präsident: Kronprinz Wilhelm. Zum Deutschen Rundflug 1911 zogen 600 000 Schaulustige. (317: Der Flieger Emil Jeannin; 318: Am Himmel eine Etrich-Rumpler-Taube, eines der erfolgreichsten Flugzeuge vor 1914).

319, 320 Automobilisten auf „Prinz-Heinrich-Fahrt"; der Bruder des Kaisers (unten, 2. v. r.), Stifter der nach ihm benannten Tourenfahrt.

321–325 Urlaubszeit – Reisezeit (321: Vor dem Stettiner Bahnhof, 1908). Wer Urlaub machen konnte, genoß besonderes Prestige. Zumindest Frau und Kinder schickte man im Sommer ins Ferienquartier. Meist in die unmittelbare Umgebung oder in ein nahe gelegenes Erholungsgebiet: in den Harz, die Fränkische oder Sächsische Schweiz. Eisenbahnen erschlossen dem Touristen auch fernere Gegenden. Süddeutsche fuhren an die See, Nord- und Mitteldeutsche entdeckten den Schwarzwald und die Alpen als ihr Urlaubsdorado.

Auf nach Wonishrafer

326 Bitte, recht freundlich! Ein Gruppenphoto fürs Familienalbum.



327 Anhänger von Licht, Luft und Bewegung vor der Kamera, 1905.

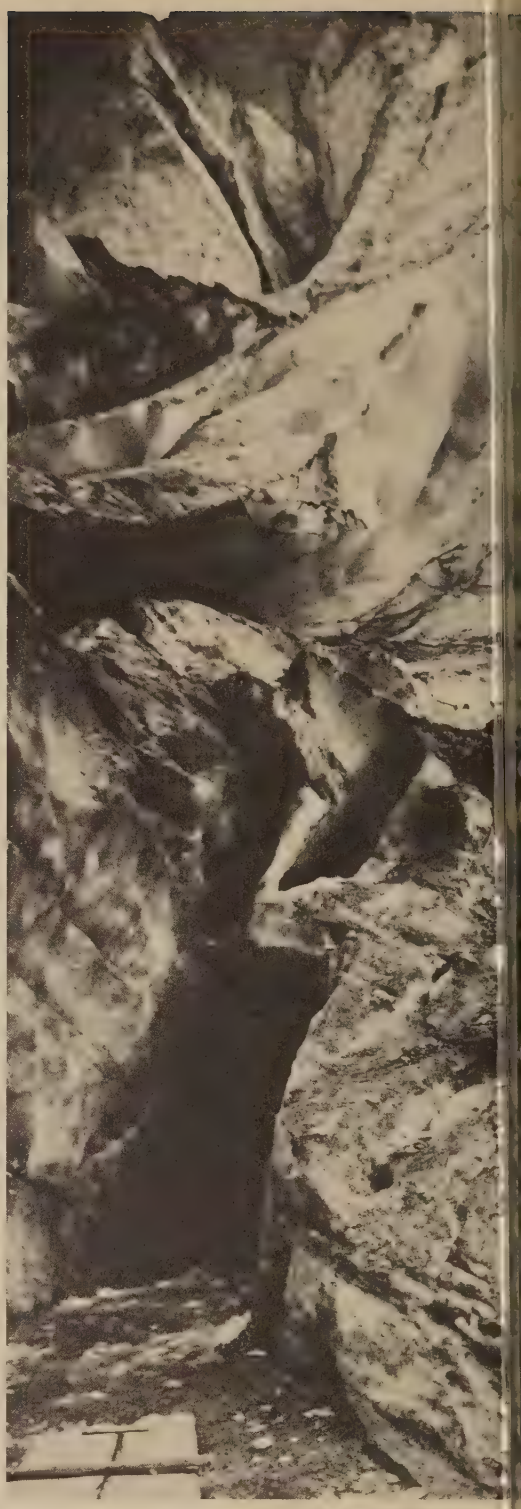
328, 329 Kneipp-Guß und Wassertreten in einem Dorfbach, 1908; Wassertreten im Südharz-Sanatorium Neustadt bei Nordhausen, 1907. Das „Kneipen", von dem Hygieniker Prießnitz (1799–1851) entwickelt und vom Pfarrer Sebastian Kneipp (1821–1897) ausgebaut, war eine „Gesundheitsmode". Fast jedes Leiden schien dadurch heilbar oder vermeidbar. „Gesundheitsratgeber" warnten, daß die Kaltwasserkur für „blutarme, bleichsüchtige, schwächliche und überhaupt in höherem Alter stehende Menschen . . . nichts taugt."

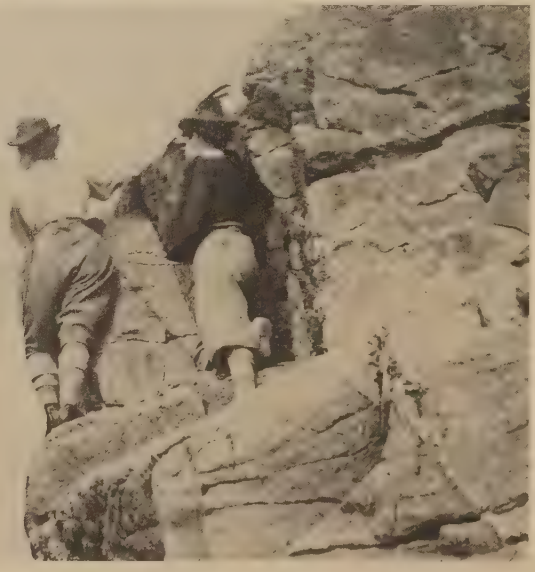
330, 331 Die „Fußwanderung“ war das wichtigste Ferienvergnügen. Schon die Kleidung machte deutlich, daß man als Städter zur Sommerfrische auf dem Land war, also dort nicht „arbeitete“ (erst nach 1910, unter dem Einfluß der Jugendbewegung, kam es zu einer „lockereren“ Bekleidung). Das Wandern, hieß es in einer zeitgenössischen Schrift, sei die ideale Erholungsart, da es die volle Freiheit gewähre. „Man ist an keine Zeit gebunden, kommt nie in die Lage, eine Verkehrsgelegenheit zu verfehlen oder zu versäumen; man kann aufbrechen und innehalten wie, wann und wo man Lust hat, kann auch einmal von dem planmäßig beschriebenen Weg abweichen, etwa um einen Aussichtspunkt aufzusuchen, kann einmal an einem lauschigen Plätzchen rasten, immer ungestört und im vollen Genusse der Freiheit.“

332–337 Badeszenen von der Insel Rügen, von Norderney und Sellin, vor der Jahrhundertwende.

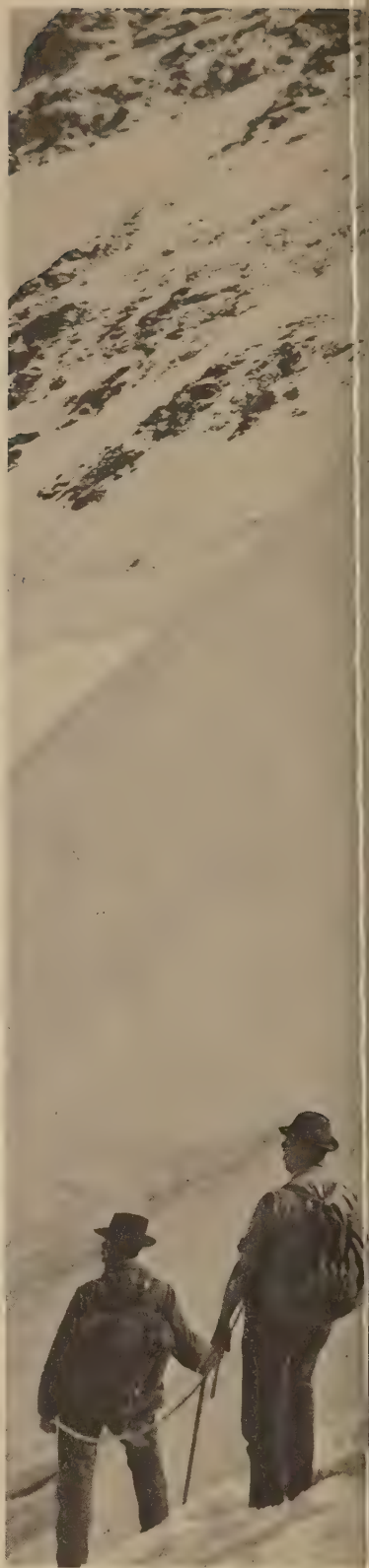
„Die Badeanstalt war eingezäunt, getrennt nach Damen und Herren. Das Bad für die Damen lag so weit von dem der Herren entfernt, daß die Herren schon Operngucker benutzen mußten. Es gab Auskleidekabinen, hölzerne Laufstege und eine Brücke: Besonders Beherzte wagten einen Kopfsprung . . . Der schöne Blick über die vielen Strandkörbe mit dem bunten Wimpelschmuck: blaugelbrot, die Mecklenburger Farben, und schwarzweißrot, die Farben des deutschen Kaiserreiches. Zwischen den Strandkörben lief ein Verkäufer mit Bauchladen umher, auf dem Kopf eine hohe, weiße Konditormütze: Schokolade, Bonbons, Keks! rief er. Und bei ‚Keks' blickte er blitzschnell in einen Strandkorb hinein, daß die Leute auseinanderfuhren: ‚Keks!' Und das hörte sich an, als ob er ‚kieks!' sagte. Draußen, die Fähre, mit aufgeklapptem Maul, eigentlich eine fabelhafte Erfindung, das war ja wirklich zum Staunen. Mein Vater zwirbelte sich seinen Schnurrbart hoch und hielt nach ‚Bekannten' Ausschau, und ich ging Krieg spielen. Unter der Mole waren zwei große Jungensburgen in den Strand gebaut, die eine mit blauweißer Fahne, die andere blaugelb. Die Burgen waren sehr fachmännisch gebaut, mit Lagen von Seetang dazwischen, so daß sich diese Sandgebilde sogar gegen das Wasser hielten. Aus Peddigrohr hatten wir Säbel und um den Arm eine Binde, die abgerissen werden konnte, damit man wußte, wer tot war . . . Die Leitung dieser Übungen hatte ein Herr aus Berlin. Er war 70/71 dabei gewesen: Die Franzosen mit den roten Hosen, wie sie wegliefen, das erzählte er uns, und von Timm, dem mecklenburgischen Husaren, der in den Freiheitskriegen den einzigen französischen Gardeadler erbeutete." (Walter Kempowski)

338 Kabinen-Aufmarsch während der Hauptferienzeit in einem noblen Nordseebad.





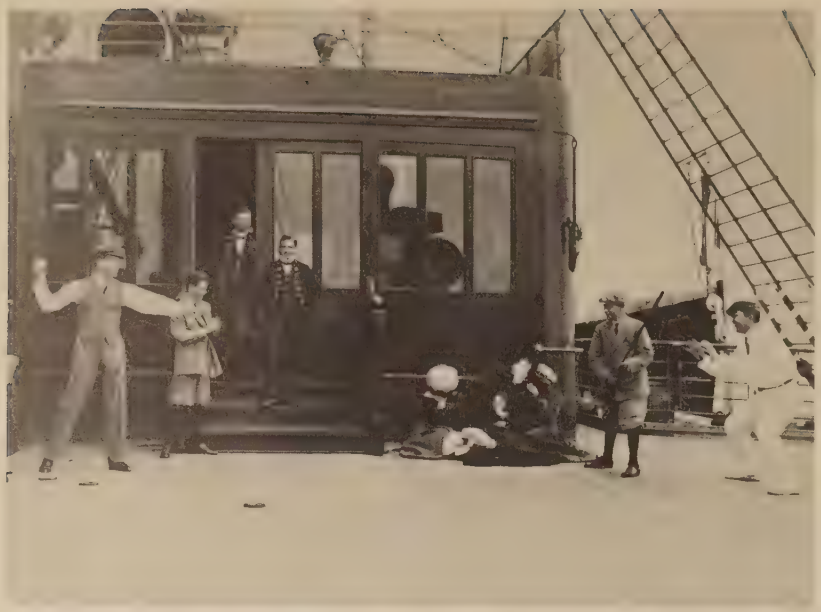
339–342 Gebirgstouren, um 1900. Die touristische Entdeckung der Alpen stand im Zeichen hochgemuter Romantik: „Wer die Berge kennen und lieben gelernt", schrieb Herman von Schmid, „der vergißt sie nie wieder; er beneidet und preist jeden, dem es vergönnt ist, ihnen zu nahen, und die Erinnerung an sie ist ihm ein unerschöpflicher Vorrath, an dem er sein ganzes Leben zehrt – ist es doch ein Zug der Natur, der sich hierin ausspricht, denn die Berge sind die Schatzkammer der Natur, in welcher sie alle einzelne Schönheit von Höhe und Ebene, von Wasser und Land, von Erstarrung und frischgrünendem Leben gesammelt hat ... Allerorten nun sind die Berge, diese Säulen und Grundfesten der Erde, schön, sei es, daß in ihnen das Gepräge wilder Großartigkeit oder anmuthiger Milde vorwalte."

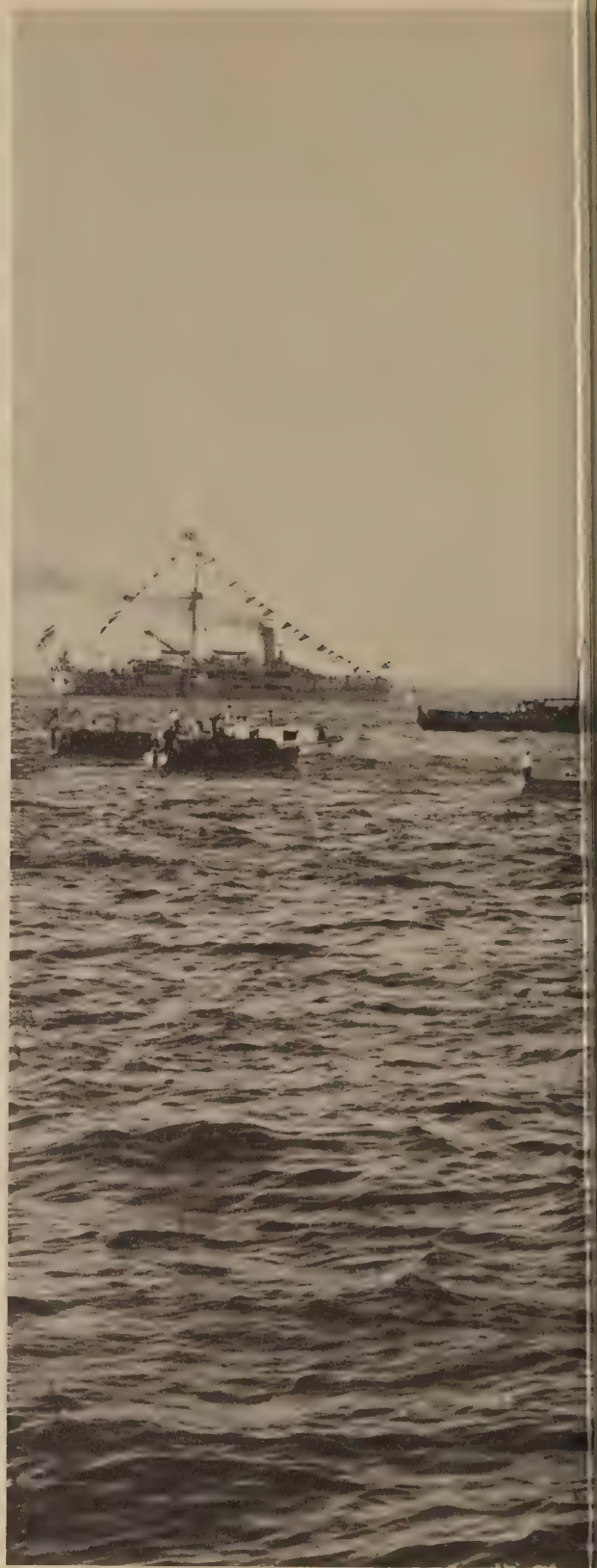


343 Schlittentour, 1907. „In früheren Zeiten war es nur die Jugend allein, die sich auf Bergschlitten an der sausenden Fahrt erfreute, gegenwärtig beteiligen sich aber auch Herren und Damen an diesem Vergnügen, es sind deshalb auch alle möglichen Schlittenarten, ‚Davoser Rennschlitten', ‚Pfeil', ‚Skeletons' in den Handel gekommen."

344 Schneeschuhläufer, 1908. „Mit einem langen Stocke . . . mit Gamaschen, einer warmen Mütze, dicken Handschuhen und einer warmen, enganschließenden Joppe . . . ausgerüstet und wohl verwahrt, kann die Wanderung losgehen, die jedem Schneeschuhläufer . . . einen gesunden Appetit und körperliches wie geistiges Wohlbehagen verschafft."

345 Nach einer Besteigung des Jungfraumassivs, 1907: Abstieg durch das Eislabyrinth der Viescherwand.





346–348 Spiel und Spaß an Deck eines Luxusliners (346); Speisesaal der „Kajüt"-Klasse (1. Klasse) des Vierschornsteindampfers „Deutschland", 1900 in Dienst gestellt von der Hamburg-Amerika-Linie (347); die kaiserliche Luxusjacht „Hohenzollern" (348).

Im Luxusliner gipfelte der „Mythos vom Reisen". Die „schwimmenden Paläste", in Deutschland vorwiegend betrieben von der Hapag (Hamburg-Amerikanische Packetfahrt AG. mit ihrem Generaldirektor Albert Ballin) und dem Norddeutschen Lloyd, waren mit raffiniertem Luxus ausgestattet. Ballin ließ z. B. die „Amerika" (1905 gebaut, 22 225 Bruttoregistertonnen) mit Kaiserzimmer, Staatssuiten und Luxuskabinen von einer Geräumigkeit ausstatten, die selbst die verwöhntesten US-Passagiere in Erstaunen versetzten. „Auch für die niederste Klasse war mehr Platz da: Erstmals gab es Kabinen (mit je sechs Kojen) und einen Speisesaal für das Zwischendeck, das zugleich die Bezeichnung ‚3. Klasse' bekam, um es nach außen hin vom Auswanderermief des vergangenen Jahrhunderts zu befreien. Außerdem waren an Bord 1.-Klasse-Kabinen ‚mit privaten Toiletten' zu bewundern sowie Fahrstühle, elektromedizinische Bäder, ein Wintergarten mit Palmen und Blumenbeeten – und das erste Ritz-Carlton-Restaurant zur See . . . Der Schiffskorrespondent der Hamburger Nachrichten mokierte sich . . .: ‚Jetzt trifft es zu, daß die Überfahrt auf einem großen Ozeandampfer die Mehrzahl aller Reisenden mit weit größerem Kulturraffinement umgibt als sie auf dem Festland gewohnt sind.'" (Ulrich Blumenschein)

349–351 Eine Reise ins Ausland wurde selbst von Wohlhabenden als unerhörter Luxus empfunden. Häufig blieb sie ein einmaliges Lebensereignis: etwa als Hochzeitsreise nach Venedig oder Neapel, als Bildungsreise nach Florenz, Rom, Paris. Baedekers Reisehandbücher wurden mit ihren vielen Länderbeschreibungen zwar zum Begriff; sie waren sehr beliebt – aber wohl mehr als „Sehnsuchtslektüre" (349: Münchner Pilgerkarawane ins Heilige Land, 1886; 350: Venedig, Piazza San Antonio, 1909; 351: Nizza, 1910).

Schulen

6. Schulen

Als er vier Jahre alt war, so berichtete der Dichter Friedrich Hebbel (1813 in der kleinen Stadt Wesselburen als Sohn eines Maurers und einer Arbeiterin geboren, gestorben 1863), wurde er in eine Klippschule gebracht. „Eine alte Jungfer, Susanna mit Namen, hoch und männerhaft von Wuchs, mit freundlichen blauen Augen, die wie Lichter aus einem graublassen Gesicht hervorschimmerten, stand ihr vor. Wir Kinder wurden im geräumigen Saal, der zur Schulstube diente und ziemlich finster war, an den Wänden herumgepflanzt, die Knaben an der einen Seite, die Mädchen auf der andern. Susannas Tisch, mit Schulbüchern beladen, stand in der Mitte, und sie selbst saß, ihre weiße tönerne Pfeife im Munde und eine Tasse Tee vor sich, in einem respekteinflößenden, urväterlichen Lehnstuhl dahinter. Vor ihr lag ein langes Lineal, das aber nicht zum Linienziehen, sondern zu unserer Abstrafung benutzt wurde, wenn wir mit Stirnerunzeln und Räuspern nicht länger im Zaum zu halten waren; eine Tüte voll Rosinen, zur Belohnung außerordentlicher Tugenden bestimmt, lag daneben. Die Klapse fielen jedoch regelmäßiger als die Rosinen, ja die Tüte war, so sparsam Susanna auch mit dem Inhalt umging, zuweilen völlig leer; wir lernten daher Kants kategorischen Imperativ zeitig genug kennen. An den Tisch wurde groß und klein von Zeit zu Zeit herangerufen, die vorgerückteren Schüler zum Schreibunterricht, der Troß, um seine Lektion aufzusagen und, wie es nun kam, Schläge auf die Finger mit dem Lineal oder Rosinen in Empfang zu nehmen."[1]

Als „Klipp"- oder „Winkel"schule bezeichnete man spöttisch Privatinstitute, in denen Lehrer ohne amtliche Anerkennung Elementarunterricht erteilten; der Staat kümmerte sich damals um die erste Erziehung kaum. In der wilhelminischen Epoche hatten sich die Verhältnisse grundlegend geändert. Zwar gab es bis zum Jahre 1919 im Deutschen Reich keine Schul-, sondern nur eine Unterrichtspflicht, das heißt: wer das nötige Geld besaß, konnte seine Kinder auch durch Privatlehrer unterrichten lassen; doch hatte man als Nachfolgerin der Armen- bzw. Landschule die Volksschule geschaffen, in der ausgebildete Lehrer für die schulische Betreuung aller Kinder zur Verfügung standen. Die gesellschaftlichen Klassenunterschiede wurden freilich durch das neue Schulsystem eher verfestigt: die verschiedenen Stände schickten ihre Kinder jeweils in verschiedene Schulen. Ein zeitgenössischer Bericht aus den 80er Jahren erläutert dies am Bildungssystem einer kleinen Stadt im Harz: Da gab es eine erste Bürgerschule, die dem Mittelstand und dem Kleinbürgertum angehörte; die zweite Bürgerschule nahm die Kinder der armen Leute auf („. . . sie mußte sich recken und strecken, um all den Zuwachs in sich aufzunehmen . . . Wir waren dort sechsundneunzig Jungen in der dritten Klasse"); schließlich gab es das humanistische Gymnasium mit der entsprechenden Vorschule: „Die Gymnasiasten verkörperten die Aristokratie und das große Bürgertum."[2]

Mit der Klassenzugehörigkeit war man auf einen bestimmten Bildungsweg fixiert; es wurden quasi die Sozialchancen vorweg zugeteilt. In den einzelnen Strängen des Bildungswesens zeigten sich jedoch fortschrittliche Entwicklungen.

Die Volksschule des 19. Jahrhunderts war darauf ausgerichtet, den Kindern der unteren Schichten das „Allernotwendigste" beizubringen. In den preußischen ‚Regulativen' von 1854 hieß es dazu, daß die Elementarschule die Aufgabe habe, „dem praktischen Leben in Kirche, Familie, Beruf, Gemeinde und Staat zu dienen, und für dieses Leben vorzubereiten, indem sie sich mit ihrem Streben auf dasselbe gründet und innerhalb seiner Kreise bewegt".[3] Der Normallehrplan umfaßte durchschnittlich 6 Wochenstunden Religion, 12 Stunden für Lesen und Schreiben der deutschen Sprache, 5 Stunden für Rechnen und 3 für Gesang; wenn die Verhältnisse es gestatteten, kamen noch Vaterlands- und Naturkunde mit 3 und Zeichnen mit 1 Stunde hinzu. Auf dem Lande war die Elementarschule im wesentlichen einklassig.

Der Schulalltag verlief etwa so – zitiert wird ein Bericht vom ländlichen Schulwesen:

– Zu Anfang und am Ende gemeinsamer Gesang und gemeinsames Gebet (stehend).

– Am Morgen zunächst Religionsunterricht; die Aufgabe bestand darin, die gegebenen Formeln des Katechismus herzusagen und die Erklärungen des Lehrers zu wiederholen, dazu Sprüche aus der Bibel vorzutragen oder vorzulesen.

– Dann die Lesestunde; die Kleinen buchstabierten, die anderen lasen aus der Fibel oder aus der Bibel.

– Pause: dorthin wurden erst die Mädchen, dann die Knaben entlassen.

– Es folgte die Rechenstunde. „In der Oberklasse wurde ebenso wie in der Unterklasse die Sache rein mechanisch vorgemacht: so setzt man bei Lösung einer solchen Aufgabe an, dann macht man dies und dies, dann kommt es so heraus. Hatte man das Schema, dann rechnete man 40 oder 50 Aufgaben aus dem Rechenbuch, und der Lehrer kümmerte sich nicht weiter darum."[4]

– Der Nachmittagsunterricht begann mit der Schreibstunde; die Kleinen schrieben auf die Schiefertafel, die Größeren nach Vorlagen, die ausgeteilt wurden, mit Tinte ins Buch. In der zweiten Stunde wurde das Geschriebene nachgesehen und verbessert.

– Aufregender pflegte die zweite Stunde zu sein; es war die Aufsagestunde: einmal in der Woche wurden die aufgegebenen Gesangbuchverse und Bibelsprüche oder der Katechismus abgehört, der Reihe nach, jeder kam dran. „Und an jeden kam auch, bald öfter, bald seltener, je nach Begabung, für das Aufsagen und aufgewendeten Fleiß die Reihe der Strafen. Bei manchem wußte man es vorher, er war stets unter denen, die sich ihre Last Prügel holten. Mit einer gewissen Spannung, gemischt aus Angst, Schadenfreude und der Aufregung, sah man dem Augenblick entgegen, wo das Tau, ein dickes Schiffstauende, zum erstenmal in Wirksamkeit trat, um dann in der Regel bis zum Schluß der Stunde nicht mehr zur Ruhe zu kommen. Daß durch dieses Universalwerkzeug die Fähigkeit, sich zu besinnen und das Gelernte hervorzubringen, gesteigert worden wäre, glaube ich nicht beobachtet zu haben; eher brachten Geschrei und Tränen und Aussicht auf gleiches Schicksal wohl Gedächtnisschwierigkeiten hervor, die auch den hereinfallen ließen, der sonst mit einem Vers glücklich davongekommen wäre. Gerade die Fleißigen und Ängstlichen litten darunter, die Trägen waren bald abgebrüht. Ein andermal wurde die zweite Stunde zur Gesangübung verwendet. Auch das eine gefürchtete Stunde: zwar das Chorsingen machte keine Schmerzen; aber dann kam das Einzelsingen: auch hier der Reihe nach, ob Gott Stimme und Mut dazu gegeben hatte oder nicht. Für manche war es die größte Pein, sich einzeln vor der ganzen Schule hören zu lassen und durch ihr Krähen sich dem Gelächter auszusetzen: nicht selten ließ sich einer eher schlagen, als daß er einen Laut hervorgebracht hätte.

vorhergehende Seite:
352 Volksschule an der Bismarckstraße in Nürnberg, gebaut 1904.

353 Erstkläßler auf dem Schulweg in Berlin-Friedenau, 1910.

In dieselbe Stunde fiel wohl auch der deutsche Sprachunterricht. Es wurden Deklinations- und Konjugationsschemata hergesagt, Verhältniswörter mit dem zweiten, dritten und vierten Fall auswendig gelernt und vor allem anhaltend Sätze gebildet, mit denen die Zuordnung der Verhältniswörter geübt wurde: Längs des Wassers liegt ein Stein; mittels des Essens werden wir satt usw. Ein Lesebuch besaßen wir nicht; wie wir denn auch kein Gedicht außer den verhängnisvollen Gesangbuchversen gelernt oder gelesen haben.

Die letzte Stunde wurde für Geographie und Naturlehre verwendet. Der geographische Unterricht ging wieder vorzüglich auf das Auswendiglernen von Namen: in monotoner Ordnung wurden Grenzen, Gebirge, Flüsse, Provinzen, Städte jedes Landes gelernt und aufgesagt.

Auch die physische Geographie kam vor, die Kugelgestalt der Erde und die Beweise dafür, die Einteilung durch Parallelkreise und Meridiane: wir mußten sie uns durch Einschneiden von Ringen auf einer Kartoffel verdeutlichen, denn ein Globus war nicht vorhanden. Überhaupt litten wir Mangel an Karten. Die Naturlehre beschränkte sich auf das Vorsagen und Nachbeten einiger Definitionen von Eigenschaften der Körper: Elastizität ist diejenige Eigenschaft der Körper, vermöge welcher usw.

Im Sommer wurde ein oder zweimal ein Ausflug gemacht: dann durfte man dem Lehrer Pflanzen bringen und nach ihren Namen fragen."[5]

1872 wurden die ‚Regulative' durch die ‚Allgemeinen Bestimmungen' abgelöst. Man unterschied nun folgende Typen von Volksschulen:

1. einklassige Volksschulen,
2. Halbtagsschulen,
3. zweiklassige Schulen mit zwei Lehrern,
4. dreiklassige Schulen mit zwei Lehrern,
5. drei- und mehrklassige vollausgebaute Schulen.

Allgemeine Bildungsziele wurden nicht formuliert, doch setzten solche Kaiser Wilhelm II. und sein Kultusminister, als es darum gehen sollte, „die Schule in ihren einzelnen Abstufungen nutzbar zu machen, um der Ausbreitung sozialistischer und kommunistischer Ideen entgegenzuwirken". So sollte der Unterricht in vaterländischer Geschichte klar machen, „daß ein geordnetes Staatswesen mit einer sicheren monarchischen Leitung die unerläßliche Vorbedingung für den Schutz und das Gedeihen des Einzelnen in seiner rechtlichen und wirtschaftlichen Existenz ist, daß dagegen die Lehren der Sozialdemokratie praktisch nicht ausführbar sind, und wenn sie es wären, die Freiheit des Einzelnen bis in seine Häuslichkeit hinein einem unerträglichen Zwange unterworfen würde".[6]

Wenn man – so Peter Lundgreen in seiner ‚Sozialgeschichte der deutschen Schule im Überblick' – den Strukturwandel der Volksschule mit der Kontinuitätslinie staatlicher Normierung vergleiche, dann möchte man annehmen, daß die städtische Entwicklung zu keinem Zeitpunkt den Normen entsprochen habe. Entweder gab es eine Vielfalt von alternativen Bildungsinstitutionen für den Schulpflichtigen zu Beginn des Jahrhunderts, oder eine schon in den 1880er Jahren differenzierte öffentliche Gemeindeschule, nie aber eine einklassige Schule mit verordneter Bildungsbegrenzung. Offensichtlich haben die Kommunen, ob aus liberaler Überzeugung oder als Verwalter städtischer Sozialprobleme, eine Bildungspolitik getrieben oder doch wenigstens eine Schulentwicklung gefördert bzw. gutgeheißen, die sich deutlich von den am agrarischen Vorbild orientierten Normen der preußischen Unterrichtsverwaltung abhob. Der zunehmende Urbanisierungsprozeß sorgte dafür, daß immer mehr Schüler in dieses Schulsystem integriert wurden; schließlich wandelten sich auch die ländlichen Schulen.[7]

Statistisch gesprochen bedeutete dies, daß im Jahre 1882 der Stadt-Land-Gegensatz in der Volksschulstruktur noch extrem war: Drei- und mehrklassige Schulen erfaßten 94% der städtischen Volksschüler, aber nur 20% der ländlichen; auf dem Lande herrschte also immer noch die einklassige Dorfschule vor. In den folgenden drei Jahrzehnten glich sich die Landschule immer stärker dem ausgebauten mehrklassigen städtischen Volksschultypus an, während die einklassige Dorfschule zunehmend verschwand. Gleichzeitig ging der Ausbau der Volksschule, zunächst in den Städten, bis zur achtklassigen Anstalt voran.

Der Wert, den der Staat der Volksschule zumaß, einer Schule für immerhin 93% der Bevölkerung, war im Vergleich zu den höheren Schulen außerordentlich gering. 1906 betrug die Durchschnittsaufwendung für einen Volksschüler im Deutschen Reich 54 Mark, für einen Schüler höherer Lehranstalten 159 Mark. „Die Volksschule", meinte der Weimarer Schulrat Karl Muthesius, „droht eine reine Proletarierschule zu werden. Was sie an Volksbildung vermittelt, wird von der oberen Gesellschaftsschicht als Bildung im eigentlichen Sinne des Wortes nicht mehr anerkannt. Erst wer das sogenannte Einjährige erworben hat, tritt in die Reihe der Gebildeten ein. In der volkstümlichen Einrichtung, in dem auf der allgemeinen Wehrpflicht beruhenden Volksheer, scheidet er sich dann streng von der Masse der Ungebildeten . . . Ist ein Schulwesen, in dessen Organisation das Trennende viel schärfer hervortritt als das Einigende, geeignet, ein sozialer Erziehungsfaktor zu werden?"[8]

Das Gymnasium war die Eliteschule, die mit dem Abitur die Laufbahn zu den beherrschenden Positionen eröffnete. Charakteristisch war die Verquickung von Militär- und Bildungsverfassung. Wer mit der „Mittleren Reife" abging, hatte das Privileg, anstelle eines zweijährigen (später dreijährigen) Wehrdienstes nur einen „einjährig-freiwilligen" Dienst absolvieren zu müssen, allerdings mit der Auflage, Kleidung und Bewaffnung selbst zu stellen; dieser Schulabschluß wurde deshalb das „Einjährige" genannt.

Grundlage des gymnasialen Lehrplans war der Lateinunterricht von der ersten bis zur letzten Klasse; als weitere Sprachen kamen Griechisch und Französisch dazu. Das Hauptgewicht lag auf den Geisteswissenschaften; die Naturwissenschaften spielten demgegenüber nur eine geringe Rolle. Auch darin zeigte sich die elitäre Funktion des humanistischen Gymnasiums, daß selbst größere Städte sich meist mit *einer* derartigen Bildungseinrichtung begnügten; diese langte aus, um die Söhne der tonangebenden Schichten aufzunehmen. Als man sich, zum Beispiel in Nürnberg 1885, wegen der Überfüllung des bestehenden humanistischen Gymnasiums dann doch entschloß, ein zweites zu errichten, wurde dies als Zugeständnis an den „Zeitgeist" empfunden. Als Standort wählte man die unmittelbare Nähe des neuen Bahnhofsgebäudes mit seinem „rauschenden Leben des neuen Verkehrs und der neuen Technik"; denn jetzt drängten ja „die Breiten der neuen Bevölkerungsschichten des Nürnberger Südens und Westens auch zu den Quellen des Humanismus heran". In seiner feierlichen Eröffnungsrede nannte der neue Leiter das Ziel der gymnasialen Erziehung: Gottesfurcht, geistige und leibliche Tüchtigkeit sowie „opferbereite Vaterlandsliebe".[9]

Für die „andrängende Bevölkerung" waren freilich Schulen moderner Prägung wichtiger; die fortschreitende technische und industrielle Entwicklung verlangte nach Bildungsstätten, die entsprechende Qualifikationen vermittelten. Die Realschulbildung kam auf und es entstanden Gewerbe-, Handels-, Berufs- und Fachschulen. Diese bestätigten die beiden Grundzüge, die Friedrich Paulsen für die Bildungsgeschichte des 19. Jahrhunderts als charakteristisch ansah: „Der eine die fortschreitende Verweltlichung und Verstaatlichung des Bildungswesens; der andere die

beständige Ausbreitung schulmäßiger Bildung über immer weitere Kreise, wenn man so will: die Demokratisierung der Bildung.“[10]

Unzweifelhaft zeigt das Bildungswesen dieser Epoche in der Quantität und Differenzierung einen wesentlichen Fortschritt gegenüber den vorangegangenen Jahrzehnten. Eine innere Reform fand dagegen nicht statt; nach wie vor war die Schule eine Anstalt der Repression. Individualität und Personalität des Schülers blieben unbeachtet; ein starres Reglement, das auf die militärischen Tugenden ausgerichtet war, bestimmte den Unterricht. Ein „Schülergelöbnis“ von 1888 kann die Anthropologie, die solcher autoritären Pädagogik zugrunde lag, kennzeichnen:

„Ich gehöre zu den Kindern. Kinder wissen noch nicht viel, und darum müssen sie unterrichtet werden und lernen. Dadurch werden sie verständig.

Ich werde in der Schule von Lehrern unterrichtet. Ich bin meinem Lehrer Dankbarkeit und Gehorsam schuldig. So lange ich unterrichtet werde, bin ich ein Schüler. Ein guter Schüler ist aufmerksam; er hört nur auf das, was der Lehrer sagt, und denkt nur an das, was er tun oder begreifen und behalten soll.

Ein guter Schüler kommt gern in die Schule, ist fleißig, ordentlich, reinlich, sittsam und friedfertig. Er kommt nie zu spät in die Schule, ist nicht wild bei dem Herausgehen aus der Schule, und treibt sich nicht auf der Straße herum, sondern geht auf dem geraden Weg nach Hause. Ich will ein guter Schüler sein.“[11]

Der Grundgedanke, der die bürgerliche Erziehung seit dem 18. Jahrhundert durchzieht, besteht – trotz idealistischer und humanistischer Gegenmodelle – eben darin, daß das Kind „geschunden“ werden müsse, damit es „gedeihe“. ‚Schwarze Pädagogik‘ nennt Katharina Rutschky ihre Quellensammlung zur ‚Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung‘, auf die nachfolgend mehrfach Bezug genommen wird.

Im Kampf um Ruhe, Aufmerksamkeit und Disziplin orientiert sich die Erziehung am militärischen Gehorsam; sie will für eine unbekannte, aber bedrohliche Zukunft trainieren; die Versagungen, die sie auferlegt, verschärfen die Zukunftsangst, die sie durch das Training überflüssig machen will. Inmitten eines geistig-ideologischen Muffs erwartet man Heilung von Sündigkeit durch kaltes Wasser und frische Luft, idealisiert man Entbehrungs- und Leidensfähigkeit, verketzert man den technischen Fortschritt, da dieser die „natürlichen“ Unterschiede der gesellschaftlichen Ordnung zugunsten einer urbanen Mobilität aufzulösen beginnt; nichts aber ist dem repressiven Schulsystem verhaßter als „Beweglichkeit“.

Ihren Höhepunkt findet die autoritäre Erziehung in ihrem Kampf gegen die kindliche und jugendliche Sexualität. „Der zivilisierte Erwachsene, der mit großem psychischen Aufwand seine Triebwünsche verdrängt hält, schafft das Bild von der unschuldigen Kindheit, in der die Triebe keine angstauslösenden Ansprüche stellen. Daß die Kinder der zur Norm erhobenen Asexualität in ihrem konkreten Verhalten so oft widersprachen, gab dem Erzieher Gelegenheit, in der Auseinandersetzung mit dem Kind und dem Jugendlichen seinen eigenen Abwehrkampf erneut aufzunehmen, um sich dabei zugleich die Aktualisierung der Phantasien zu gönnen, gegen die sich der Abwehrkampf richtet.“[12]

Die Aggressionsneigung des Erziehers verwirklicht sich in Körperstrafen. Sein Alibi besteht in der Ritualisierung der Strafe; denn wer gesetzmäßig und affektlos straft, erspart sich Schuldgefühle. In der von K. A. Schmid herausgegebenen ‚Enzyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens‘ (1876) heißt es dazu:

„Auf den eigentlichen Höhepunkt der Strafen gelangen wir mit der energischsten Straftat, der körperlichen Züchtigung. Wie die Rute als Symbol der väterlichen Zucht im Haus gilt, so der Stock als das Hauptwahrzeichen der Schulzucht. Es gab eine Zeit, wo der Stock das Allheilmittel war für alle Schäden in der Schule, wie die Rute im Haus. Diese ‚verblümte Art, mit der Seele zu reden‘, ist uralt und allen Völkern geläufig. Was liegt auch näher als die Regel: ‚Wer nicht hört, muß fühlen!?‘ Der pädagogische Schlag ist eine energische Aktion zur Begleitung des Wortes und Verstärkung seiner Wirkung. Am unmittelbarsten und natürlichsten tritt diese Aktion auf in der Ohrfeige, deren jeweiliger Einleitung durch ein fühlbares Schütteln am Ohr wir uns aus eigener Jugend noch erinnern. Diese mahnt auf unverkennbare Weise an das Vorhandensein des Gehörwerkzeugs und seinen Gebrauch. Sie hat offenbar symbolische Bedeutung, wie die Maulschelle, welche an das Werkzeug der Sprache appelliert und zu besserem Gebrauch desselben mahnt. Beide Arten der körperlichen Züchtigung sind die naivsten und bezeichnendsten, wie schon ihr Name ausweist. Auch die eh und je noch beliebten Kopfnüsse und Haarrupfer treiben noch eine Art von Symbolik, sie sind gleichsam das Anklopfen und Anläuten am Oberstübchen, dessen Bewohner aus Schlaf und Ruhe geweckt werden soll. Doch sind diese fühlbaren Bearbeitungen des Denkorgans zugleich auch die niedrigsten, eben wegen ihrer Natürlichkeit und Unmittelbarkeit. Der Stock ist die künstlich verlängerte Hand des Erziehers, die Fortsetzung des Erziehers, wenn man so will, im Gegensatz zu Schleiermachers Schlagwort: mancher Erzieher sei nur die Fortsetzung seines Stocks. Daß aber gerade der Schmerz, den der Gebrauch des Stabes Weh beabsichtigt, zum Erziehungsmittel gemacht wird, das hat seinen Grund in der innigen Verbindung und Wechselwirkung, die zwischen Leib und Seele besteht. Das leibliche Weh betrübt auch die Seele; es ist daher in der göttlichen Pädagogik vom Paradies an (Schmerz des gebärenden Weibes, Arbeitsschweiß des Mannes) ein Mittel zur Bestrafung der Sünde, zur Verleidung derselben und zugleich zur Hilfe aus ihrer Umschlingung. Jeder Abfall des Mustervolkes Israel wird auch mit leiblichem Übel, mit Vergewaltigung durch Feinde, mit Dürre, Heuschrecken und anderen Landeskalamitäten gestraft.“[13]

Der wichtigste geistige „Erziehungsapparat“ ist die Schulzensur; in streng mathematischer Form wird entschieden, ob jemand vorrücken und damit der „Reife“ sich nähern kann, oder ob er in die „Wiederholung“ zurückgestoßen wird. Der Auslesemechanismus gipfelt im Abiturzeugnis, das in dieser Zeit endgültig den Charakter eines Bildungspatents erhielt:

„Es war zur unumgänglichen Voraussetzung nicht nur für ein Staatsamt, sondern nunmehr auch für jedes akademische Studium und damit für jeden akademischen Beruf geworden. Entsprechend erfuhr auch das Gymnasium einen unvermeidlichen Funktionswandel. Es war, allen gegenteiligen Beteuerungen und Festreden zum Trotz, nun eben nicht mehr eine reine Bildungsanstalt im Sinne Humboldts, sondern übte im Auftrag des Staates eine obrigkeitliche, hochselektive und statuszuweisende Tätigkeit aus. Indem man so dem Reifezeugnis den erwähnten Berechtigungscharakter und der höheren Schule das Recht auf seine Vergabe oder Verweigerung verliehen hatte, erhielt erst die Institution Schulzeugnis jene gesellschaftspolitische Brisanz, die sie bis heute auszeichnet. Denn mit der jetzigen Bedeutung des Reifezeugnisses mußten auch die Zeugnisse unterer Klassenstufen an Wert gewinnen; waren sie doch gleichsam wichtige Etappenziele und Teilberechtigungen auf dem Wege hin zum ganz großen Berechtigungsschein, dem Abitur.“[14]

Angesichts einer solchen „schwarzen Pädagogik“ ist es nicht verwunderlich, daß deutsche Schulzeit in der Rückerinnerung generell mit Angst „besetzt“ ist. Kinder der Unterschicht und unteren Mittelschicht, die vielfach „ungeborgen“ aufwuchsen, haben wegen des Mangels an Vergleichsmaßstäben – erfuhren sie doch auch zu Hause vornehmlich nur die Härte des täglichen

Kampfes ums Dasein – die Unterdrückung durch die Schule nicht so erkannt wie die im Trotz sich sensibilisierenden Söhne und Töchter des Bürgertums. Der Staat, so Stefan Zweig in seinem Erinnerungsbuch ‚Die Welt von Gestern', habe die Schule nur als Instrument zur Aufrechterhaltung seiner Autorität betrachtet. Die Jugend sollte vor allem dazu erzogen werden, überall das Bestehende als das Vollkommene, die Meinung des Lehrers als unfehlbar, das Wort des Vaters als unwidersprechlich, die Einrichtungen des Staates als die absolut und in alle Ewigkeit gültigen zu respektieren. Ein weiterer kardinaler Grundsatz jener Pädagogik, die man auch innerhalb der Familie handhabte, sei gewesen, daß junge Leute es nicht bequem haben sollten. Ehe man ihnen irgendwelche Rechte zubilligte, sollten sie lernen, daß sie Pflichten hatten, und vor allem die Pflicht vollkommener Fügsamkeit. Von Anfang an sollte der Jugend eingeprägt werden, daß sie, weil sie im Leben noch nichts geleistet hatte und keinerlei Erfahrung besaß, einzig dankbar zu sein habe für alles, was man ihr gewährte und keinen Anspruch besaß, etwas zu fragen oder zu fordern.

„Von frühester Kindheit an wurde in meiner Zeit diese stupide Methode der Einschüchterung geübt. Dienstmädchen und dumme Mütter erschreckten schon dreijährige und vierjährige Kinder, sie würden den ‚Polizeimann' holen, wenn sie nicht sofort aufhörten, schlimm zu sein. Noch als Gymnasiasten wurde uns, wenn wir eine schlechte Note in irgendeinem nebensächlichen Gegenstand nach Hause brachten, gedroht, man werde uns aus der Schule nehmen und ein Handwerk lernen lassen – die schlimmste Drohung, die es in der bürgerlichen Welt gab: der Rückfall ins Proletariat –, und wenn junge Menschen im ehrlichsten Bildungsverlangen bei Erwachsenen Aufklärung über ernste zeitliche Probleme suchten, wurden sie abgekanzelt mit dem hochmütigen ‚Das verstehst du noch nicht'."[15]

Von der „Trostlosigkeit" des schulischen Betriebs und der besonders fatalen Rolle der Lehrer heißt es bei Zweig: „Sie waren weder gut noch böse, keine Tyrannen und andererseits keine hilfreichen Kameraden, sondern arme Teufel, die sklavisch an das Schema, an den behördlich vorgeschriebenen Lehrplan gebunden, ihr ‚Pensum' zu erledigen hatten wie wir das unsere, und – das fühlten wir deutlich – ebenso glücklich waren wie wir selbst, wenn mittags die Schulglocke scholl, die ihnen und uns die Freiheit gab. Sie liebten uns nicht, sie haßten uns nicht, und warum auch, denn sie wußten von uns nichts; noch nach ein paar Jahren kannten sie die wenigsten von uns mit Namen, nichts anderes hatte im Sinn der damaligen Lehrmethode sie zu bekümmern als festzustellen, wie viele Fehler ‚der Schüler' in der letzten Aufgabe gemacht hatte. Sie saßen oben auf dem Katheder und wir unten, sie fragten, und wir mußten antworten, sonst gab es zwischen uns keinen Zusammenhang. Denn zwischen Lehrer und Schüler, zwischen Katheder und Schulbank, dem sichtbaren Oben und sichtbaren Unten stand die unsichtbare Barriere der ‚Autorität', die jeden Kontakt verhinderte. Daß ein Lehrer den Schüler als ein Individuum zu betrachten hatte, das besonderes Eingehen auf seine besonderen Eigenschaften forderte, oder daß gar, wie es heute selbstverständlich ist, er ‚reports', also beobachtende Beschreibungen über ihn zu verfassen hatte, würde damals seine Befugnisse wie seine Befähigung weit überschritten, anderseits ein privates Gespräch wieder seine Autorität gemindert haben, weil dies uns als ‚Schüler' zu sehr auf eine Ebene mit ihm, dem ‚Vorgesetzten', gestellt hätte. Nichts ist mir charakteristischer für die totale Zusammenhanglosigkeit, die geistig und seelisch zwischen uns und unseren Lehrern bestand, als daß ich alle ihre Namen und Gesichter vergessen habe. Mit photographischer Schärfe bewahrt mein Gedächtnis noch das Bild des Katheders und des Klassenbuchs, in das wir immer zu schielen suchten, weil es unsere Noten enthielt; ich sehe das kleine rote Notizbuch, in dem sie die Klassifizierungen zunächst vermerkten, und den kurzen schwarzen Bleistift, der die Ziffern eintrug, ich sehe meine eigenen Hefte, übersät mit den Korrekturen des Lehrers in roter Tinte, aber ich sehe kein einziges Gesicht von all ihnen mehr vor mir – vielleicht weil wir immer mit geduckten oder gleichgültigen Augen vor ihnen gestanden."[16]

Pädagogik bedeutete Disziplinierung. Disziplinierung förderte die Entwicklung eines Sekundärtugendsystems, das äußerlichen Drill an die Stelle innerer Gesittung setzte. Das von J. Loos herausgegebene ‚Handbuch der Erziehungskunde' (1906 f.) definierte „Sitte", wie sie in der Schule gelten müsse, als Pünktlichkeit im Kommen und Gehen, Wohlanständigkeit in Haltung und Bewegung, Einhalten der angewiesenen Plätze, Ruhe und Stille während des Unterrichts, Reinlichkeit des Körpers, der Kleidung und der Schulsachen, Unterordnung unter das Kommando oder den Takt beim gemeinsamen Sprechen und Handeln. Zu der Schulsitte gehöre es, daß der Schüler nicht zu früh und nicht zu spät zur Schule komme, daß er geräuschlos eintrete und sich ruhig auf seinen Platz begebe, daß er ihn nicht ohne erheblichen Grund verlasse, daß er sich während des Unterrichts still und anständig verhalte, den Lehrer beständig im Auge behalte, sich zur Antwort durch Aufheben der Hand melde, beim Antworten aufstehe, mit den Mitschülern nicht schwätze, ihnen nichts vorsage, seine Sachen in Ordnung halte, beim Verlassen der Schule sich vor dem Lehrer verbeuge und, ohne sich zu drängen, ruhig den Heimweg antrete. In den Zwischenpausen sei den Schülern eine größere Freiheit der Bewegung und des Umganges zu gönnen, damit die notwendige körperliche und geistige Erholung eintrete; doch auch hier gelte als erste Hauptregel für die Erhaltung der Schulzucht, daß sich der Lehrer gegenwärtig halte und alle Schüler der Klasse fortwährend beaufsichtige.[17] Solche Veräußerlichung von Erziehung zielte auf einen Menschentypus, der nicht Staatsbürger, sondern Untertan war.

Thomas Mann stellte in den ‚Betrachtungen eines Unpolitischen' fest: „Als Knabe personifizierte ich mir den Staat gern in meiner Einbildung, stellte ihn mir als eine strenge, hölzerne Frackfigur mit schwarzem Vollbart vor, einen Stern auf der Brust und ausgestattet mit einem militärisch-akademischen Titelgemisch, das seine Macht und Regelmäßigkeit auszudrücken geeignet war: als General Dr. von Staat."[18]

Der emanzipatorische Ansatz von Erziehung, wie er der vor allem von Wilhelm von Humboldt initiierten humanistischen Bildung ursprünglich zu eigen gewesen war, prägte freilich weiterhin viele einzelne Lehrerpersönlichkeiten, die inmitten eines kindfeindlichen Systems als Vorbilder von vielen Schülerinnen und Schülern akzeptiert und geschätzt wurden.

Ab der Jahrhundertwende „organisierte" sich der Aufstand gegen „herzlose Erziehung" auch in Form von Reformschulen; er fand seinen Resonanzboden besonders im Bildungsbürgertum, das sich in Erfahrung seiner Machtlosigkeit auf einen kulturellen Führungsanspruch konzentrierte und in der ästhetischen Gestaltung des Lebens ein Gegengewicht zur „häßlichen Welt" zu schaffen suchte. „Erziehung zur Kunst" oder „Erziehung durch Kunst" sollten nach den Vorstellungen dieser Reformbewegung die bisherigen Konzepte ersetzen. „Ein neuer sensibler Künstlertypus trat auf, eine neue Form von Innerlichkeit breitete sich aus. Sichtbar wurde eine Grenze zwischen Gebildeten und Nichtgebildeten durch die Art der betont ästhetischen Lebensführung gezogen. Zunächst konnte nur ein kleiner, wohlhabender Teil der Gebildeten ein spezielles Wahrnehmungsinteresse entwickeln, sich den privaten Lebensrahmen künstlerisch durchgestalten lassen und sich damit von der imitativen Ausstattungskultur der Großbourgeoisie abheben, die als nicht mehr angemessen, als kulturell veraltet empfunden wurde. Insoweit hat das Bildungs-

bürgertum das ästhetische Sozialisationsinteresse des modernen wilhelminischen Kapitalismus mit seiner neuen Warenkultur am Ende besser vertreten als die Großbourgeoisie."[19]

Jugendstil wie Jugendbewegung waren über ihre kunst- bzw. kulturgeschichtliche Bedeutung hinaus von großer lebensprägender Kraft. An die Stelle einer repressiv-reglementierenden Erziehung sollten musische Interessenbindung, ein verinnerlichtes Gemeinschaftserlebnis, pädagogischer Eros, Absage an zivilisatorische Dekadenz treten. Eine neue Form des Kunsterziehungsunterrichts, welcher der Phantasie und kreativen Kräften zum Durchbruch verhelfen wollte, stand im Zentrum solcher Reformpädagogik. An seine Seite trat bald der vor allem von dem Pädagogen Georg Kerschensteiner vertretene Arbeitsschulgedanke, der mit Hilfe der Ausbildung von Auge und Hand den Drill der autoritären Schule durch eine nicht-entfremdete und damit lustvolle Form des „Begreifens" ersetzen wollte. Gerade beim Kunstunterricht vermeide man möglichst alles Uniformieren, schrieb Konrad Lange 1893; ein Gymnasiast sei keine Kompanie Rekruten, ein Zeichensaal kein Exerzierplatz; Zeichnen könne nicht durch Zwang und Drillen, sondern nur durch Erwecken des Interesses und durch Anpassen an die persönliche Begabung gelernt werden. Und an anderer Stelle meinte er: „Der Grund für den Verfall des Zeichenunterrichts auf den Gymnasien und Mädchenschulen liegt in dem gewaltsamen Zurückdrängen alles Künstlerischen, in der übertriebenen Betonung des Mathematischen . . . Was die neuen Methodiker Zeichenunterricht nennen, hat mit der Kunst nichts zu tun."[20] Das Fundament der Arbeit sei die Anschauung: künstlerische Erziehung wolle dieses Fundament tiefer begründen. Mehr als der Intellekt und das sittliche Handeln halte sich die künstlerische Tätigkeit wie das künstlerische Genießen in der Sphäre der Sinne. Künstlerische Erziehung ziele darauf ab, dem Kinde feinere Augen und Ohren zu geben, indem sie es anleite, künstlerisch zu sehen und zu hören.

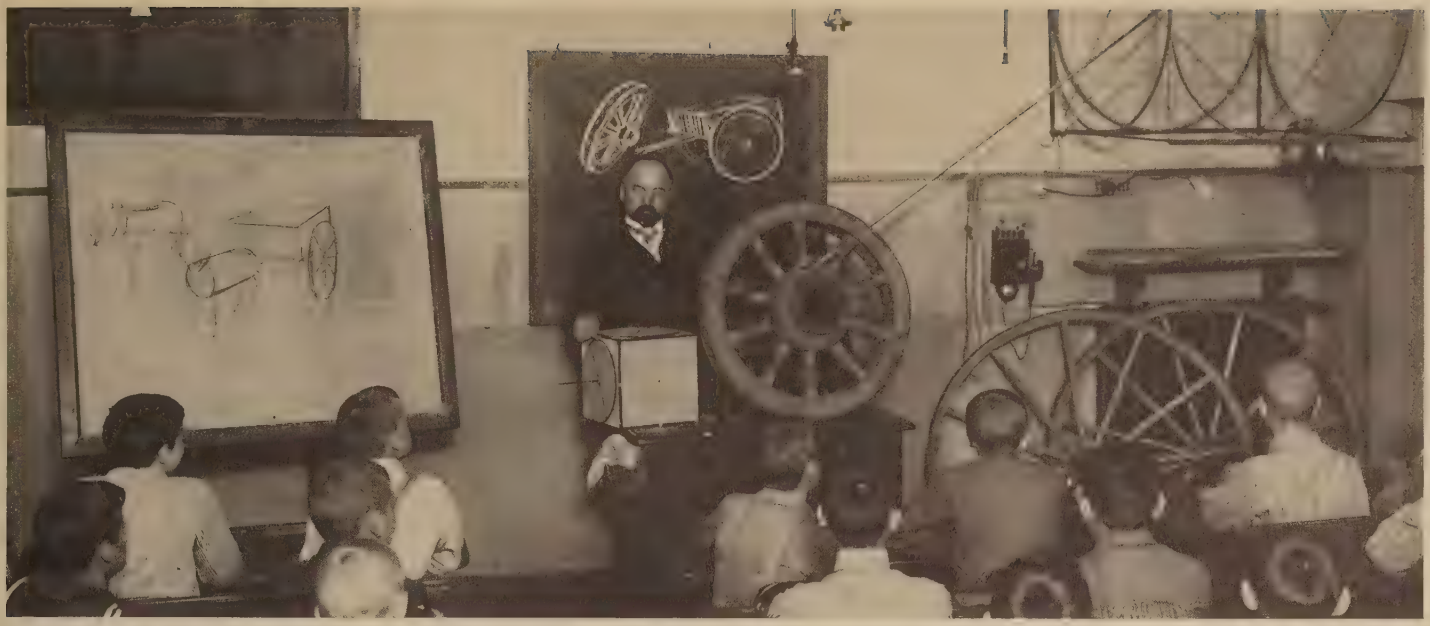
Ästhetische Kultur- und Erziehungsreform sollte alle Tatsachen, die der moderne Industriekapitalismus geschaffen hatte: die Großstadt, die Warenästhetik, die entfremdete Arbeit, die zerstörte Zwischenmenschlichkeit, den Klassenwiderspruch, vor allem die autoritäre Erziehung, vergessen machen oder überwinden helfen. Kunsterziehung als Erziehung zur Kunst oder durch Kunst war und blieb jedoch letztlich eine elitäre, für die Massen uneingelöste Hoffnung. Das Prinzip „vom Kinde aus", wie es Ellen Key 1902 verkündet hatte, beeindruckte zwar das Denken der Reformer und wurde auch in Versuchen praktiziert; für die wilhelminische Alltagssinnlichkeit und Mentalität eröffnete es jedoch keinerlei realistische Bildungs- oder sozialpolitische Perspektiven.

„Die Aktualisierung des Knabenhandfertigkeitsgedankens und die neue Arbeitsschulbewegung signalisierten auch eine denkbar gewordene Einheit von künstlerischer, werktätiger und technischer Erziehung im sinnlich-praktischen Erfahrungslernen. Dieser Entwurf war eine theoretische Errungenschaft der Epoche, in ihm lag der pädagogische Fortschritt auf der Hand. Aber dieser Fortschritt erreichte nicht nur kaum die Praxis, er wurde auch ideologisch eingebunden und aufgehoben. Das Bildungsbürgertum fand in der Kunstgewerbe- und Kunsterziehungsreform und in der durchgehenden Pädagogisierung der Epoche seine große Aufgabe und seinen Existenznachweis. Über die eigene Klasse wirkte diese Reform nicht hinaus. Sie stagnierte noch vor dem Kriege und offenbarte schließlich ihre moralische und politische Wirkungslosigkeit in der Tatsache, daß auch im Kunstunterricht übelste Kriegspropaganda getrieben werden konnte. Die Träger der Reform hatten keine Chance, die von formalen Abrichtungsritualen beherrschte Schulwirklichkeit verändernd aufzubrechen, geschweige denn das autoritär-chauvinistische Lernklima am Vorabend des Ersten Weltkriegs zu verändern."[21]

354, 355 Kindergartenklasse in Nürnberg, 1890; Kinderspielschule in Berlin, um 1900. Vor allem für die Betreuung von Kindern erwerbstätiger Mütter entstanden solche Bewahranstalten, Krippen (erster deutscher Krippenverein: Dresden 1851), Horte (ab 1871) und Kindergärten, die insgesamt als „verhütendes Element der Verwahrlosung" galten: „in unserer Zeit, wo immer zahlreichere Frauen der Arbeiterklasse sich den Familienpflichten entziehen, um nur Geld zu verdienen" (so ein zeitgenössischer Kritiker).

356, 357 Kindergarten um 1900; Kinderpflegerinnen im Pestalozzi-Fröbelhaus, 1906. Methodische Spiele (besonders beliebt waren Baukästen), Gesangsunterricht, leichte Handarbeit und die Gewöhnung an Ordnung und Disziplin sollten den Übergang vom Familienleben in die „Schulzucht" erleichtern. Der Pädagoge Friedrich Fröbel (1782–1852), Anhänger Pestalozzis, hatte 1840 den ersten Kindergarten gegründet; trotz anfänglichen Widerstandes staatlicher Stellen gewann die Einrichtung rasch an Bedeutung und Ansehen.

358–361 Schulkinder im letzten Dezennium vor der Jahrhundertwende. Mit der besseren Bezahlung und Ausbildung der Lehrer hob sich auch das Niveau der Volksschule, vor allem in den größeren Städten. In Berlin z. B. belief sich 1856 die Zahl der Gemeindeschulen auf 147 (gegen 49 im Jahre 1869) mit 190462 Kindern. Nach einer Auszählung von 1894 waren die Eltern zu 32,1 Prozent Lohn- und Fabrikarbeiter; zu 51,6 Prozent gehörten sie dem Handwerk und Gewerbe an; 10,4 Prozent waren niedere Beamte, 3,5 Prozent Kaufleute. Die mittleren und höheren Stände waren kaum vertreten. Ein zeitgenössischer Bericht von 1897 stellte freilich fest, daß die Aufhebung des Schulgeldes (1870) einen außerordentlichen Fortschritt, namentlich für die handarbeitende Bevölkerung bedeutet habe: „Die Gesellschaftsschichten der Volksschulen wurden bessere, die Anforderungen an dieselben größere, und das Zusammensein der Arbeiterkinder mit den Kindern wohlhabenderer Klassen konnte nur günstig auf die ungebildeten Kinder wirken, während dies bei den besser situierten Zöglingen frühzeitig auf eine Ausgleichung der Klassengegensätze Einfluß hatte.“ Auf dem Lande war die ein-, zwei- und dreiklassige Schule der Normaltypus; da die Kinder in der Landwirtschaft arbeiten mußten, blieb die Schulbildung meist auf Lesen, Schreiben, Rechnen und das Einpauken der Bibel beschränkt.



362, 363 Schulklassen um 1900 und etwa 1916. Besonders monoton seien die Schreibstunden mit dem Drill der Sütterlin-Methode gewesen, erinnert sich ein Zeitgenosse. Irgendeine Weisheit wurde dutzendmal „gestochen und stereotyp" zu Papier gebracht: „Diese Sprüche malten wir eintönig die Stunden hindurch. Wenn man Lust dazu hatte, ging man mit einigen fertig geschriebenen Seiten zu dem Lehrer an den Tisch; der Lehrer warf einen müden Blick darauf und setzte mit roter Tinte irgendein Zeichen darunter, das manchmal mangelhaft, manchmal zufrieden, meist gut bedeutete."

364, 365 Neue Unterrichtsmethoden in Berliner Gemeindeschulen, etwa 1912 und 1914. Mit Anschauungsmaterial, Wandkarten, Illustrationen u. a. versuchte man die Eintönigkeit der Schreib-, Lese- und Memorierschule zu durchbrechen. Die Reformbemühungen reichten von der Kunsterziehung, Arbeitsschule und Heimatidee bis zur Persönlichkeits-, Gemeinschafts- und Ganzheitspädagogik; Technik und Industrialisierung förderten das Entstehen „realistischer" Bildungsanstalten, die die Volksschule ergänzten, z. B. Fortbildungs-, Berufs-, Gewerbe-, Handels- und Wirtschaftsschulen.

366 Klassenphoto der Bürgerschule in Minden-Lübbecke aus dem Jahre 1913. Wandertage und Ausflüge waren Höhepunkte des Schullebens. Verkörperten die Gymnasiasten sozusagen die „Aristokratie" der Schülerschaft, so waren die Bürgerschulen, je nach ihrem Einzugsbereich, entweder Unterrichtsstätten für die Kinder des Mittelstandes oder der Arbeiter.

367 Protestantische Mädchen auf dem Weg zur Einsegnung, 1900. In Preußen war die lutherisch-unierte Kirche Staatskirche, mit dem König an der Spitze.

368 Jüdische Bar-Mizwa-Feier: Ein 14jähriger Junge wird an einem Sabbat in die Glaubensgemeinschaft der Erwachsenen aufgenommen.

369–372 Junge Konfirmandin, 1871; Konfirmand, 1902; katholischer Kommunikant, 1899; jüdischer Religionslehrer, 1886. Der Anteil von Katholiken und Juden an hohen Staats- und Verwaltungpositionen war im wilhelminischen Deutschland erheblich niedriger, als es (im Falle der Katholiken) ihrem Bevölkerungsanteil oder (im Falle der Juden) ihrem hohen Bildungsgrad entsprochen hätte.

373, 376 Viele Großbetriebe und Fabriken gingen dazu über, eigene Lehrwerkstätten einzurichten, um sich so qualifizierten Nachwuchs für die industrielle Fertigung ihrer Produkte zu sichern (373: Blick in die Lehrwerkstatt von Bayer Leverkusen, 1900). Öffentliche Gewerbeschulen ergänzten die Fachausbildung (376: Handfertigkeitsunterricht für Tischler, 1905).

374, 375 Neben dem traditionellen Kochunterricht in der Haushaltungsschule (374) besuchten immer mehr Mädchen eine Kaufmannsschule, um schnelles Rechnen, Kurzschrift und vor allem das Maschinenschreiben zu erlernen (375). Mit den neuen Berufen der Sekretärin oder Stenotypistin wurde den Frauen der Zutritt in eine „Domäne" der Männer eröffnet: in die kaufmännischen Büros.

377, 378 Kadettenanstalt Köslin, 1898. In den Kadettenanstalten wurden ausgewählte Jungen auf die Offizierslaufbahn vorbereitet; sehr oft waren es Söhne von Offizieren, die hier billiger als an einem auswärtigen Gymnasium unterkamen; für Unbemittelte gab es Freistellen. Mit etwa 18 Jahren ging der Kadett als Fähnrich ab; meist besuchte er anschließend eine Kriegsschule, war mit 20 Unterleutnant und hatte sein erstes, wenn auch noch nicht ausreichendes Einkommen. Aber „Hochwohlgeboren" war überall salonfähig und konnte zu Hofbällen abkommandiert werden: eine soziale Bevorzugung, die ihre Wirkung auf die jungen Männer nicht verfehlte.

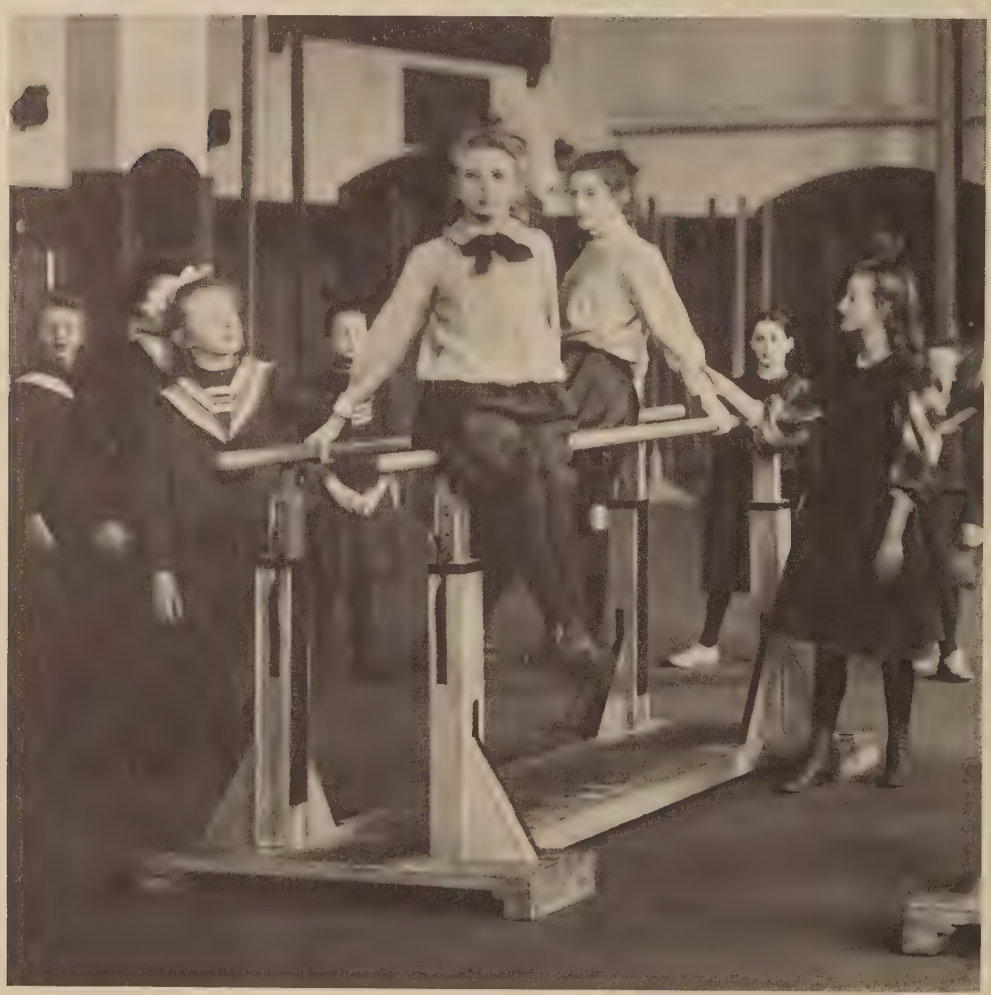
379 Unteroffiziers-Vorschule zu Potsdam. Nur ausgewählte Zöglinge, die Berufssoldaten werden wollten, durften solche Schulen besuchen. Der Andrang war groß, denn um ihren Lebensunterhalt und ihre Bekleidung brauchten sie sich nicht zu kümmern. Dazu gab es ein Taschengeld von 75 Pfennig im Monat. Die Versetzung zur Unteroffiziersschule erfolgte nach zwei Jahren.

380 Die Lehrer des Altonaer Gymnasiums „Christianeum“, 1904.

381 Die Prima des „Christianeums“ bei der Sedanfeier, 1891.

382 Primaner aus Marienwerder bei einem Klassenausflug, um 1918.

Erinnerungen an die Schulzeit waren häufig von Bitterkeit, Ablehnung, ja Haß bestimmt. Der Schriftsteller Hans Bethge schrieb 1912 auf eine Umfrage: „Gestatten Sie mir die Versicherung, daß ich nicht an einen einzigen meiner Lehrer mit Gefühlen der Verehrung zurückdenke. Das ganze Verhältnis zwischen Schüler und Lehrer habe ich auf den zwei Gymnasien, die ich besuchte, immer nur als ein gespanntes, oft genug geradezu als ein feindliches empfunden." Es gab – meint Ludwig Marcuse in seiner Autobiographie – viele Erzieher, aber keine Erziehung. Die abstrakt bürgerliche Moral, die mit Hilfe des deutschen Aufsatzes einexerziert wurde, habe allein einer Vorstellung von Staat gedient, die jede liberale und individuelle Regung zu unterbinden suchte. Zuhause herrschte die mehr oder weniger effektvolle Diktatur der Eltern, in der Schule regierte der Direktor als unumschränkter Polizeipräsident. Wurde das Klassenziel nicht erreicht, so war dies ein kleiner Weltuntergang. Den Gymnasiallehrern wie auch anderen Vertretern geistiger Berufe fiel es bei ihrem schmalen Einkommen nicht leicht, das von ihnen erwartete „standesgemäße Leben" zu führen; dies und die schlechte pädagogische Ausbildung (bei hohem wissenschaftlichen Niveau) waren mitverantwortlich für den monotonen und repressiven Unterrichtsstil, den die Lehrer lustlos praktizierten und die Schüler entsprechend lustlos über sich ergehen ließen.



383–385 „Höhere Töchter", vor 1914: Oberklasse der Höheren Mädchenschule Labenwolfstraße in Nürnberg; Turnstunde in der Höheren Mädchen-Schule Berlin-Grunewald; Schülerinnen eines Pensionats.

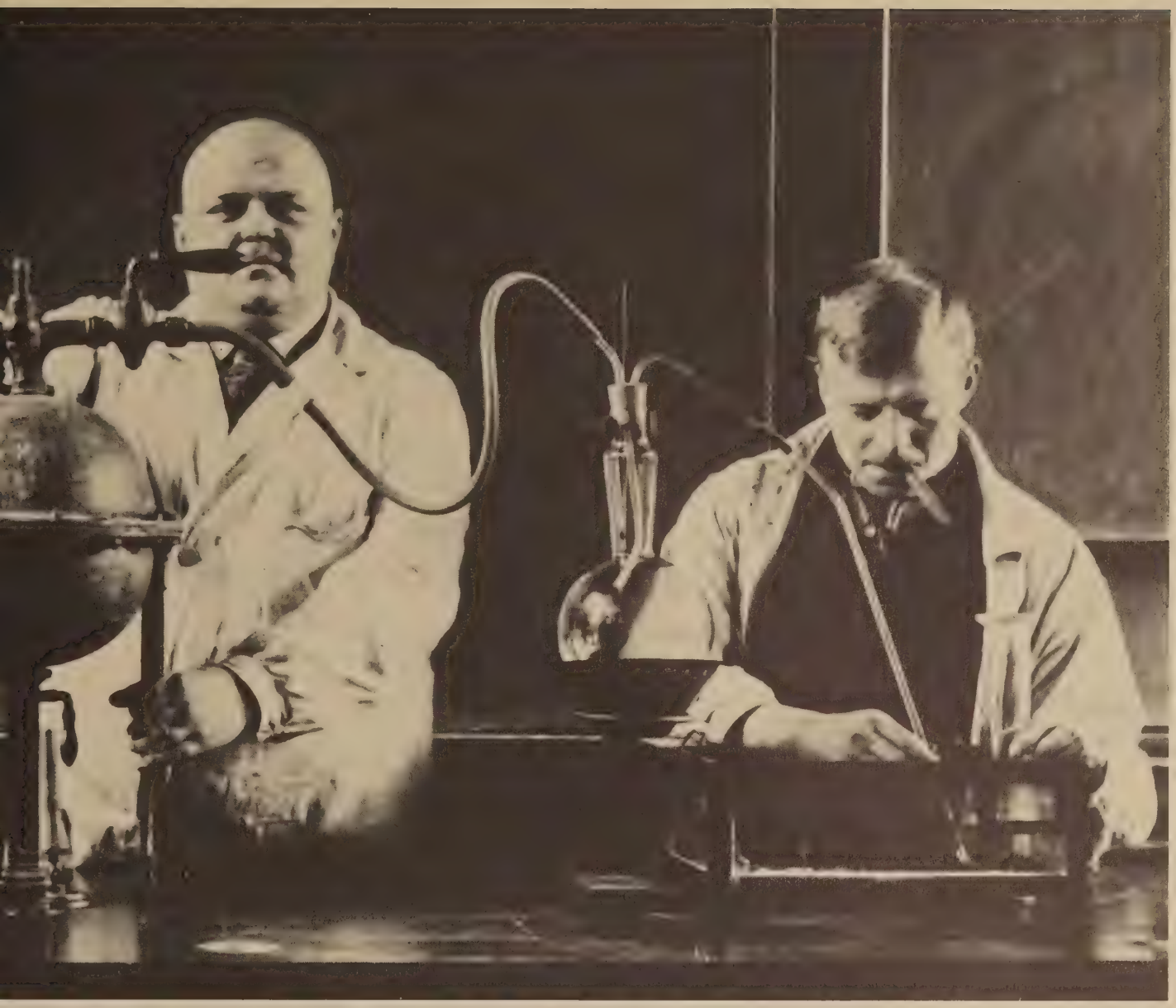
Um die Mädchenbildung und -ausbildung kümmerte sich der Staat wenig; in den Städten gründeten die Bürger deshalb eigene (kommunale) „Höhere Töchterschulen" (Lyceen); oder man schickte die Tochter ins Pensionat. „Schöngeistiges" überwog. Das Ziel der höheren Mädchenbildung wurde auf einer pädagogischen Konferenz in Weimar 1872 wie folgt umrissen: „Es gilt, dem Weib eine der Geistesbildung des Mannes in der Allgemeinheit der Art und Interessen ebenbürtige Bildung zu ermöglichen, damit der deutsche Mann nicht durch die geistige Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit der Frau an dem häuslichen Herd gelangweilt und in seiner Hingabe an höhere Interessen gelähmt werde, daß ihm vielmehr das Weib mit Verständnis dieser Interessen und der Wärme des Gefühls für dieselben zur Seite stehe." Zugleich drängten reformorientierte Pädagogen auf eine Verbesserung der Ausbildung: Angesichts der „bedenklichen Zahl" von sieben Millionen unverheirateter Frauen, unter den „besseren Ständen" über 52 Prozent, müsse man dem weiblichen Geschlecht qualifizierte Berufsmöglichkeiten erschließen (so in einer Kritik von 1890).

386, 387 „Wandervögel". Der Wandervogel entstand um 1900 als Protest gegen die Tyrannei der Schule und als Absage an die Dekadenz der Großstadt. Hans Breuer schrieb: „Erlöse dich selbst, ergreife den Wanderstab und suche da draußen den Menschen, den du verloren hast, den einfachen, schlichten, natürlichen." Der Schillerkragen war Zeichen der Offenheit, mit der man den Stürmen der Zeit trotzen wollte; im Wald und auf der Heide und beim Sonnwendfeuer gab man sich dem Traum einer neuen Jugendkultur hin.

388 Die „Jungenschaft“ des Wandervogels kapselte sich vom anderen Geschlecht meist ab. Mädchen bildeten ab 1907 eigene Gruppen.

389 Universität Kiel, nach der Jahrhundertwende: Professor und Assistenten im chemischen Labor.

390 Anatomiesaal der Universität in Halle an der Saale, Wintersemester 1907.



391 Studentinnen am Mikroskop, um 1907. Noch 1889 sträubte sich der Deutsche Ärztetag gegen die Zulassung von Frauen zum Medizinstudium: Es entstünde kein erheblicher Nutzen für die Kranken, mehr Schaden als Nutzen für die Frauen selbst . . . Aber die Zahl der Studentinnen nahm zu. An der Berliner Universität waren es 1897 rund 200. Doch waren sie Gasthörerinnen: zur Universitätsprüfung in Preußen nicht zugelassen, mußten sie die Genehmigung des königlichen Universitätskuratoriums einholen und um einen Rektoratserlaubnisschein nachsuchen, den es ohne Einwilligung des vorlesenden Professors oder Dozenten nicht gab.

392, 393 Deutscher Musikstudent in seiner Bude in Paris, 1888; auf dem Paukboden, Heidelberg 1903. „Deutsche Universitäten, deutsche Forscher, deutsche Studenten, deutsche Wissenschaft jener Zeit – all das hatte einen lebendigen Klang, schon wenn man es aussprach", heißt es in Rudolf Bindings Autobiographie.

394 Student, 1907. Bezogen auf die preußischen Universitäten gehörten um die Jahrhundertwende 23 Prozent der Studentenväter akademischen Berufen an; 20 Prozent waren untere Beamte und Lehrer, 14 Prozent Grundbesitzer und Bauern; Handel und Industrie waren mit 38 Prozent vertreten, Arbeiter kaum.

Städtischer
Kartoffel-Verkauf

Krieg und Revolution

7. Krieg und Revolution

Weltvertrauen habe die jungen Menschen seit der Jahrhundertwende beseelt, schreibt Stefan Zweig in seinem Erinnerungsbuch ‚Die Welt von Gestern'. Durch vierzig Jahre Frieden sei der wirtschaftliche Organismus der Länder gekräftigt gewesen; die technischen Errungenschaften hätten den Rhythmus des Lebens beschwingt, die wissenschaftlichen Entwicklungen den Geist jener Generation stolz gemacht. Die Städte wurden schöner und volkreicher von Jahr zu Jahr; immer breiter und prunkvoller die Straßen, machtvoller die öffentlichen Bauten, luxuriöser und geschmackvoller die Geschäfte. Man spürte es an allen Dingen, wie der Reichtum wuchs und sich verbreitete. Überall entstanden Theater, Bibliotheken, Museen. Bequemlichkeiten, wie Badezimmer und Telefon, erreichten die kleinbürgerlichen Schichten, und seitdem die Arbeitszeit verkürzt war, konnte auch das Proletariat Anteil nehmen an den kleinen Freuden und Behaglichkeiten des Lebens.

„Überall ging es vorwärts. Wer wagte, gewann. Wer ein Haus, ein seltenes Buch, ein Bild kaufte, sah es im Werte steigen; je kühner, je großzügiger ein Unternehmen angelegt wurde, um so sicherer lohnte es sich. Eine wunderbare Unbesorgtheit war damit über die Welt gekommen, denn was sollte diesen Aufstieg unterbrechen, was den Elan hemmen, der aus seinem eigenen Schwung immer neue Kräfte zog? Nie war Europa stärker, reicher, schöner, nie glaubte es inniger an eine bessere Zukunft."[1] Aber nicht nur die Städte, auch die Menschen seien schöner und gesünder geworden: dank des Sports, der besseren Ernährung, der verkürzten Arbeitszeit und der innigeren Bindung an die Natur. Die Berge, die Seen, die Meere waren nahe gerückt. Das Fahrrad, das Automobil, die elektrischen Bahnen verkleinerten die Distanzen und gaben der Welt ein neues Raumgefühl.

Wen die Not des Lebens nicht ständig an die nämliche Stelle bannte, so Sigmund Freud über die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, der konnte sich aus allen Vorzügen und Reizen der Kulturländer ein neues, größeres Vaterland zusammensetzen, in dem er sich ungehemmt und unverdächtigt erging. Er genoß das blaue und das grüne Meer, die Schönheit der Schneeberge und die der grünen Wiesenflächen, den Zauber des nordischen Waldes und die Pracht der südlichen Vegetation, die Stimmung der Landschaften, auf denen große historische Erinnerungen ruhen, und die Stille der unberührten Natur. Dieses neue Vaterland erschien ihm wie ein Museum, erfüllt mit allen Schätzen, welche die Künstler der Kulturmenschheit seit vielen Jahrhunderten geschaffen und hinterlassen hatten.[2]

Im Rückblick wurde die Sonnenglut des Sommers 1914 – „seidenblau der Himmel durch Tage und Tage, weich und doch nicht schwül die Luft, duftig und warm die Wiesen, dunkel und füllig die Wälder mit ihrem jungen Grün"[3] –, wurde die üppige Schönheit dieses Sommers als gleichnishaft empfunden. Der (freilich vielfach talmihaften) Glückseligkeit der Epoche schlug eine späte Stunde. Jahrzehntelanger Aggressionsstau brach, einem Gewitter gleich, in die sommerliche Heiterkeit ein. Die pubertären Übersteigerungen jugendlicher Gläubigkeit wie jugendlicher Zerrissenheit wurden den Mühlen der Demagogen zu- und damit irregeleitet. Von den großen weltbeherrschenden Nationen weißer Rasse, denen die Führung des Menschengeschlechts zugefallen war, die man mit der Pflege weltumspannender Interessen beschäftigt wußte und deren künstlerische und wissenschaftliche Schöpfungen bewundert wurden, von diesen Völkern hätte man – so Sigmund Freud – erwartet, daß sie es verstehen würden, Mißhelligkeiten und Interessenkonflikte auf anderem denn kriegerischem Wege auszutragen. Aber der Weltenbrand, an den man nicht glauben wollte, brach aus. „Er ist nicht nur blutiger und verlustreicher als einer der Kriege vorher, infolge der mächtig vervollkommneten Waffen des Angriffes und der Verteidigung, sondern mindestens ebenso grausam, erbittert, schonungslos wie irgendein früherer. Er setzt sich über alle Einschränkungen hinweg, zu denen man sich in friedlichen Zeiten verpflichtet . . . Er zerreißt alle Bande der Gemeinschaft unter den miteinander ringenden Völkern und droht eine Erbitterung zu hinterlassen, welche eine Wiederanknüpfung derselben für lange Zeit unmöglich machen wird."[4]

Der Ausbruch des Weltkrieges 1914 ist durch eine verhängnisvolle Automatik gekennzeichnet. Die einmal in Gang gesetzten militärischen Maschinerien waren nicht mehr aufzuhalten; dies hätte fähigerer Staatsmänner bedurft. Abgesehen von Österreich, das seinen alten Vielvölkerstaat gefährdet sah und deshalb den Krieg mit Serbien unverhüllt anstrebte, kann man zu diesem Zeitpunkt von einem allgemeinen Kriegswillen der europäischen Staaten nicht sprechen; doch war durch den Einfluß der jahrzehntelangen imperialistischen Geisteshaltung der Friedenswille der Völker wie der führenden politischen Kräfte erlahmt.

Am 28. Juni 1914 waren Franz Ferdinand, der österreichische Thronfolger, und seine Gemahlin in Sarajewo von serbischen Nationalisten erschossen worden. Der einsichtsvolle Fürst, der das österreichische Nationalitätenproblem durch einen mit Vernunft und Toleranz zu vollziehenden föderativen Staatsumbau lösen wollte, stand der großserbischen Bewegung entgegen: sie wollte die Donaumonarchie Österreich–Ungarn vollständig zerschlagen. Das Attentat, von der serbischen Presse bejubelt, war von Kreisen des serbischen Generalstabes und wahrscheinlich auch vom russischen Militärattaché unterstützt worden. Drei Wochen nach dem Mord enthielt das von Österreich an Serbien gestellte Ultimatum bewußt Forderungen, die, wie es in einer Sitzung des österreichischen Ministerrats hieß, „eine Ablehnung voraussehen ließen, damit eine radikale Lösung im Wege militärischen Eingreifens angebahnt würde" (Einstellung jeglicher Propaganda und aller Aktionen gegen das österreichisch-ungarische Staatsgebilde; gerichtliche Schritte gegen alle am Mordanschlag Beteiligten unter Hinzuziehung österreichischer Beamter).

Deutschland, durch Vertrag mit Österreich „brüderlich verbunden", zeigte sich solidarisch. Kaiser Wilhelm II. erklärte spontan: „Mit den Serben muß aufgeräumt werden, und zwar bald!"; es trat ein, was Bismarck stets hatte verhindern wollen: Deutschland war von Österreich „das Leitseil übergeworfen worden". Als am 28. Juli die Donaumonarchie an Serbien den Krieg erklärte, machte Rußland mobil. Deutschland antwortete mit der Generalmobilmachung aus Furcht, wegen eines schnellen russischen Aufmarsches militärisch in Verzug zu kommen, und erklärte am 1. August an Rußland den Krieg, zwei Tage später auch an Frankreich, das eine von Deutschland verlangte Neutralitätserklärung abgelehnt hatte und keinen Zweifel daran ließ, daß es seine Bündnispflicht gegenüber Rußland erfüllen würde. Die deutsche Politik kapitulierte völlig vor der Automatik der

vorhergehende Seite:
395 Berlin im Ersten Weltkrieg: städtische Kartoffelzuteilung.

396 An der Front: Soldaten einer Werfer-Batterie.

Generalstabsplanung. Als die deutschen Truppen unter Verletzung der Neutralität in Belgien einmarschierten, um die starken französischen Ostbefestigungen zu umgehen (Schlieffen-Plan), erklärte England am 4. August an Deutschland den Krieg.

Von weiten Teilen der deutschen Bevölkerung wurde die bewaffnete Auseinandersetzung begeistert begrüßt. Man fühlte sich in seiner Existenz bedroht und trat die Flucht nach vorne an. Lediglich die Sozialdemokraten hatten noch am 25. Juli einen Friedensaufruf erlassen: Auch wenn man das Treiben der großserbischen Nationalisten verurteile, so fordere doch die „frivole Kriegsprovokation" der österreichisch-ungarischen Regierung den schärfsten Protest heraus. Kein Tropfen Blut eines deutschen Soldaten dürfe „dem Machtkitzel der österreichischen Gewalthaber, den imperialistischen Profitinteressen" geopfert werden.[5]

Die russische Mobilmachung veränderte solche pazifistische Grundhaltung; nun sah man die eigenen sozialen Errungenschaften durch den „schlimmsten Ausbeuter der arbeitenden Klassen", den Zaren, gefährdet; der reine Verteidigungscharakter des Krieges – vor allem gegen Rußland – schien offensichtlich. Verblendet war man auch von dem Ausspruch Wilhelms II.: Er kenne keine Klassen mehr, sondern nur noch Deutsche. So stimmte die sozialdemokratische Reichstagsfraktion für die Bewilligung der Kriegskredite. Man hoffte, durch die „Hingabe an die Nation" die Gleichberechtigung aller Bürger zu bewirken und den Proletarier aus seinem Untertanenschicksal zu erlösen. Karl Bröger schrieb sein ‚Bekenntnis', das das erwachende Nationalbewußtsein der Arbeiterschaft dichterisch überhöhte:

„Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
bloß, wir haben sie nie bei ihrem Namen genannt.
Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort,
auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort
Deutschland . . ."[6]

Während die Arbeiterschaft dennoch insgesamt mit eher zwiespältigen Gefühlen dem Krieg entgegensah, war die Kriegsbegeisterung der bürgerlichen Jugend ziemlich einhellig. Der Idealismus und der Romantizismus der Jugendbewegung schlugen voll durch; zudem hoffte man, daß das „Stahlbad des Krieges" von den Verkrustungen der spießbürgerlichen Welt- und Lebenshaltung befreien und zur inneren Erneuerung führen werde. Die Frustrationen einer „ereignislosen" Friedenszeit schienen nun überwunden. Der Kampf sollte die Hüllen der Konvention abreißen und so den „neuen Adam" zutage treten lassen.

Walter Flex zeichnete in seiner 1917 (im Jahr seines eigenen Kriegstodes) erschienenen autobiographischen Erzählung ‚Der Wanderer zwischen beiden Welten' mit dem Porträt seines gefallenen Freundes Ernst Wurche das unreflektierte Idealbild des aus der Jugendbewegung hervorgegangenen Kriegsfreiwilligen und Offiziers. Der verführte Geist der Epoche tritt als „todessüchtige Lichtgestalt" in Erscheinung:

„Im Wasser und an den grünen Ufern des Flusses wimmelte es von den hellen Leibern badender Soldaten, die lichten Breiten der Netta schäumten von Wasser, Sonne und ausgelassenem Lachen. Die ewige Schönheit Gottes prangte über dem weiten Gottesgarten und leuchtete als Sonne und Schild über dem hellen Bilde des Jünglings . . .

Über den Lärm und Glanz aller Kämpfe und Siege hin glänzt das Bild dieser Stunde in mir nach als der stärkste Eindruck, den ich mit Seele und Sinnen im Leben empfangen habe. Aber am Abend des Tages stand derselbe Mensch im grauen Waffenrock neben mir auf dem dunklen Hochstand im Wipfel einer Doppelfichte, von wo tagsüber unsere Baumposten das Kampfgelände mit Ferngläsern absuchten, und ließ spielend den roten Mond im hellen Strahl seines breiten Seitengewehrs spiegeln. Seine rechte Hand glitt in leiser Unruhe prüfend an der Schneide entlang, und Auge und Hand freuten sich, wie so oft, an der römischen Form der blanken Waffe . . . Wir sprachen, ins Dunkel der Riesenfichte geschmiegt, von den Kämpfen, denen wir entgegengingen. ‚Einen echten und rechten Sturmangriff zu erleben', sagte der junge Leutnant neben mir, ‚das muß schön sein. Man erlebt vielleicht nur einen. Es muß doch schön sein.' Und schwieg und blickte auf den breiten Stahl in seinen Händen nieder . . . Wie er so wach und durstig in eine nahe, waffenklirrende Zukunft hineinhorchte, schien er mir wie das lebendig gewordene Bild des jungen Knappen, der in der Nacht vor der Schwertleite ritterliche Wacht vor seinen Waffen hält.

An diese seltsame, dunkle Stunde wurde ich erinnert, als ich vor Weihnachten die Mutter des gefallenen Freundes in seiner Heimat besuchte. Nach einer Weile des Schweigens fragte sie mich leise: ‚Hat Ernst vor seinem Tode einen Sturmangriff mitgemacht?' Ich nickte mit dem Kopfe. ‚Ja, bei Warthi.' Da schloß sie die Augen und lehnte sich im Stuhle zurück. ‚Das war sein großer Wunsch', sagte sie langsam, als freue sie sich im Schmerze einer Erfüllung, um die sie lange gebangt hatte. Eine Mutter muß wohl um den tiefsten Wunsch ihres Kindes wissen. Und das muß ein tiefer Wunsch sein, um dessen Erfüllung sie noch nach seinem Tode bangt. Oh, ihr Mütter, ihr deutschen Mütter!"[7]

Im Westen stießen die deutschen Truppen über belgisches Gebiet bis zur Oise und Marne vor; Paris geriet dadurch in eine gefährliche Lage. Doch auf dem Höhepunkt der Schlacht ordnete die Oberste Heeresleitung den Rückzug der Truppen an, um den weit vorgeschobenen deutschen Keil vor einer Umklammerung durch englische Truppen zu bewahren. Für die Franzosen war dies das „Marnewunder". Der Bewegungskrieg erstarrte kurz darauf im Stellungskrieg. Mit Hilfe rasch zusammengestellter Kriegsfreiwilligen-Korps versuchte man den Vormarsch wieder aufzunehmen, doch verbluteten die deutschen Regimenter bei Langemarck. 1915 erreichte die Strategie auf beiden Seiten ein Höchstmaß an Menschenverachtung. Nachdem die Versuche, unter massiertem Einsatz von Artillerie zum Durchbruch zu kommen, allenthalben gescheitert waren, wurde die Technik der „Materialschlacht" entwickelt und verwirklicht; „Menschenmaterial" und Kriegsmaterial wurden an besonders befestigten Stellen eingesetzt, um so den Gegner zum „Ausbluten" zu bringen. Bei den Angriffen auf Verdun etwa fielen 240 000 deutsche und 275 000 französische Soldaten. Der ungeheuere Schrecken des Stellungskrieges – die Gräben oft nur einige Meter voneinander entfernt – mit Trommelfeuer, Sturmangriffen, Gasangriffen, Scharfschützenterror, Grabenkämpfen, verschütteten Unterständen, inmitten sterbender, verwundeter, verwesender Soldaten, führte zu einem immer stärker werdenden Fatalismus.

An der Ostfront waren die Russen gleich zu Beginn des Krieges zur Offensive übergegangen; dem damaligen Oberbefehlshaber der im Osten stationierten Truppen, Paul von Hindenburg, und seinem Stabschef Ludendorff gelang es, mit wesentlich schwächeren deutschen Kräften die in Ostpreußen eingedrungenen russischen Armeen zu umfassen und bei Tannenberg völlig zu vernichten. Die „Dampfwalze" des zahlenmäßig weit überlegenen russischen Heeres konnte überall zum Stehen gebracht werden. Die gefährdete österreichische Front wurde durch deutsche Verbände gestützt; nach dem Scheitern des russischen Winterfeldzuges in den Karpaten 1914/15 konnten die Russen aus Polen und schließlich zu einer Linie, die von der Ostsee bis zur rumänischen Grenze reichte, zurückgedrängt werden. Die kommunistische Revolution in Rußland führte 1917 zum Waffenstillstand und zum Frieden von Brest-Litowsk.

Der Kampf an den anderen Fronten, im Westen, auf dem Balkan, in Italien brachte keine entscheidende Wende. Der Seekrieg, vor allem von der deutschen U-Bootwaffe als Blockade gegen

England geführt, bewirkte 1917 den Eintritt der USA in den Krieg gegen Deutschland.

Die Widerstandskraft der Deutschen wurde draußen wie in der Heimat durch die immer größer werdenden Entbehrungen, vor allem durch Hunger, Krankheit, Mangel an Rohstoffen und Arbeitskräften, ausgehöhlt. 1916 mißriet die Kartoffelernte so sehr, daß sie nicht einmal die Hälfte des Ertrages von 1915 erbrachte. An die Stelle der Kartoffel trat die Steckrübe, die den Lebensmitteln in allen möglichen Formen zugesetzt wurde.

In dieser Zeit begannen auch die organisierten Massenspeisungen. Im Oktober 1916 bestanden in 357 Gemeinden umfangreiche Einrichtungen mit insgesamt 1457 Küchen oder Ausgabestellen (Allgemeine Volksküchen, Gemeinde-, Fabrik- und Vereinsküchen). Am Ende des Krieges hatten diese Gemeinschaftsküchen eine Kapazität von 3,9 Millionen Liter Essen pro Tag. Je knapper die Lebensmittel wurden, desto mehr Ersatzlebensmittel wurden hergestellt: Es gab Hunderte von genehmigten Präparaten für Wurstersatz, Kaffee-Ersatz, Bierersatz, Weinersatz etc.

„Schlangestehen" ist das dritte Stichwort (neben „Steckrübe" und „Ersatz"), das die Not der „Heimatfront" zu beschreiben vermag: „Wer in diesen kühlen Frühlingsnächten einen Gang durch die Straßen der Stadt nicht scheut, der wird schon vor den verschiedenen Warenhäusern und Lebensmittelgeschäften Gestalten hin und her schleichen sehen, die mit allerhand Hausgerät bepackt sind. Erst sind es nur wenige, aber mit dem Eintritt der Mitternacht werden die Gruppen zu Ansammlungen ... Endlich beginnt der Verkauf. Und das Ergebnis: je ein armseliges halbes oder, wenn man besonderes Glück hat, ganzes Pfund Fleisch, Schmalz oder Butter für die eine Hälfte der Käufer, während die andere leer abziehen muß."[8]

Um die Lebensmittel, die immer weiter rationiert wurden, zu ergänzen, reisten viele Menschen aufs Land. Gegen den Tausch von Waren versuchten sie, bei den Bauern Eßbares zu ergattern; „Hamstern" nannte man das; und oft genug wurde man dabei „erwischt". (Die Spekulanten und Schieber waren da viel erfolgreicher; ihr Geschäft blühte, je mehr der Mangel zunahm.)

„Wenn früher, in jubelnden Friedenszeiten, Monarchen ausfuhren, glitten sie an einem Spalier von Schutzleuten vorbei; heute erfreut sich das gemeine bürgerliche Individuum, wenn es aufs Land fährt, um sich ‚einzudecken', derselben polizeilichen Fürsorge. Am Dorfausgange steht ein Gendarm, und hast du den durch irgendeinen Zufall glücklich passiert, tritt plötzlich hinter dem Wegweiser an der Chaussee, wenn du dich zu orientieren suchst, eine grüneuniformierte, breitstämmige Gestalt mit rasselndem Säbel und umgeschnallter hellbrauner Säbeltasche hervor und fragt dich lieblich, wie weiland Elisabeth Herrn Lohengrin aus Monsalvath, woher du kommst und wie dein Nam' und Art. Ehe du dich's versiehst, hat er auch schon dein Päckchen, Körbchen, Handtäschchen oder was du sonst auch bei dir hast, betastet und – beschlagnahmt ..."[9]

In der allgemeinen Not hatten die Frauen eine besondere Bürde zu tragen. Sie mußten in weiten Bereichen die Männerarbeit übernehmen und für die Familie sorgen. Sie verzehrten sich in Angst um ihre Angehörigen an der Front. Durch die größere Verantwortung wurde jedoch die weibliche Gleichberechtigung gefördert und soziale Beeinträchtigung gemildert. Die strenge Scheidung zwischen „Herrschaft" und Dienstpersonal zum Beispiel, die vor dem Kriege gang und gäbe war, brach durch den allseitigen Mangel allmählich auf.

Das Jahr 1917 brachte für Deutschland eine Reihe innenpolitischer Krisen. Anfang April führten die Spannungen innerhalb der SPD zur Gründung einer Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei (USPD), in der die Spartakusgruppe um Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg und andere radikale Gruppierungen die Diktatur des Proletariats anstrebten. (Beide Politiker wurden 1919 von rechtsradikalen Offizieren ermordet.) Angesichts der zunehmenden Finsternis am politischen und militärischen Horizont entschloß sich die Reichsregierung gegen den erbitterten Widerstand der Konservativen, das preußische Dreiklassen-Wahlrecht zu reformieren und die Volksvertretung durch eine Parlamentsreform stärker an der Regierungsgewalt zu beteiligen. Während die Rechtsparteien immer noch von einem Sieg und damit von einem Frieden der Annexionen und der Kriegsbeute träumten, vereinigten sich Zentrum, Sozialdemokratie und Liberale, die stets den Verteidigungscharakter des Krieges betont hatten, in einer großen Friedensresolution, die am 19. Juli 1917 als Bekenntnis zum „Verständigungsfrieden" im Reichstag verkündet wurde.

Nach dem Scheitern der deutschen Offensiven vom März/Juli 1918 entschloß man sich auf Drängen der Obersten Heeresleitung am 29. September, die Westmächte um Waffenstillstand zu bitten. Der Krieg war militärisch nicht mehr zu gewinnen, die Friedenssehnsucht der Massen nicht mehr zu stoppen. In der Marine kam es zu ersten Unruhen. Die Mannschaften weigerten sich, weiter zum Einsatz auszulaufen. Am 9. November begann im Reich der allgemeine Aufruhr. Die Monarchie wurde fast ohne Gewaltanwendung in wenigen Tagen beseitigt. Der Sozialdemokrat Scheidemann rief vom Balkon des Reichstages die Republik aus, nicht zuletzt, um eine Radikalisierung und Bolschewisierung zu verhindern. Generalfeldmarschall von Hindenburg und sein neuer Stabschef Groener stellten sich der Regierung des „Rates der Volksbeauftragten" zur Verfügung und begannen, gemäß den Waffenstillstandsbedingungen, das Heer in die Heimat zurückzuführen. Mit größerem Gefolge und umfangreichem Gepäck floh Wilhelm II. nach Holland. „Mein lieber Junge", schrieb er an den Kronprinzen, „da der Generalfeldmarschall mir meine Sicherheit nicht mehr gewährleisten kann und auch für die Zuverlässigkeit der Truppen keine Bürgschaft übernehmen will, so habe ich mich entschlossen, nach schwerem inneren Kampfe das zusammengebrochene Heer zu verlassen."

In der dritten Extraausgabe des 9. November 1918 veröffentlichte der ‚Vorwärts', das Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, eine vom Parteivorstand und dem Arbeiter- und Soldatenrat verfaßten Appell:

„Arbeiter, Soldaten, Mitbürger!

Der freie Volksstaat ist da! Kaiser und Kronprinz haben abgedankt! Fritz Ebert, der Vorsitzende der Sozialdemokratischen Partei, ist Reichskanzler geworden und bildet im Reiche und in Preußen eine neue Regierung aus Männern, die das Vertrauen des werktätigen Volkes in Stadt und Land, der Arbeiter und Soldaten haben. Damit ist die öffentliche Gewalt in die Hände des Volkes übergegangen. Eine verfassunggebende Nationalversammlung tritt schnellstens zusammen. – Arbeiter, Soldaten, Bürger! Der Sieg des Volkes ist errungen, er darf nicht durch Unbesonnenheiten entehrt und gefährdet werden. Wirtschaftsleben und Verkehr müssen unbedingt aufrechterhalten werden, damit die Volksregierung unter allen Umständen gesichert wird. Folgt allen Weisungen der neuen Volksregierung und ihren Beauftragten. Sie handelt im engsten Einvernehmen mit den Arbeitern und Soldaten. Hoch die deutsche Republik!"[10]

Im Laufe der nachfolgenden Jahre zeigte sich freilich, daß die Republik zu wenig Republikaner, die Demokratie zu wenig Demokraten hatte. Die Dolchstoß-Legende kam auf: die Behauptung, daß Deutschland durch Verrat niedergeworfen worden wäre – eine Lüge, wie sie vor allem von rechten Kreisen und von den Nationalsozialisten verbreitet wurde. Der Versailler Friedensvertrag verhinderte eine politische Konsolidierung der Republik; die wirtschaftlichen und sozialen Krisen waren vorprogrammiert.

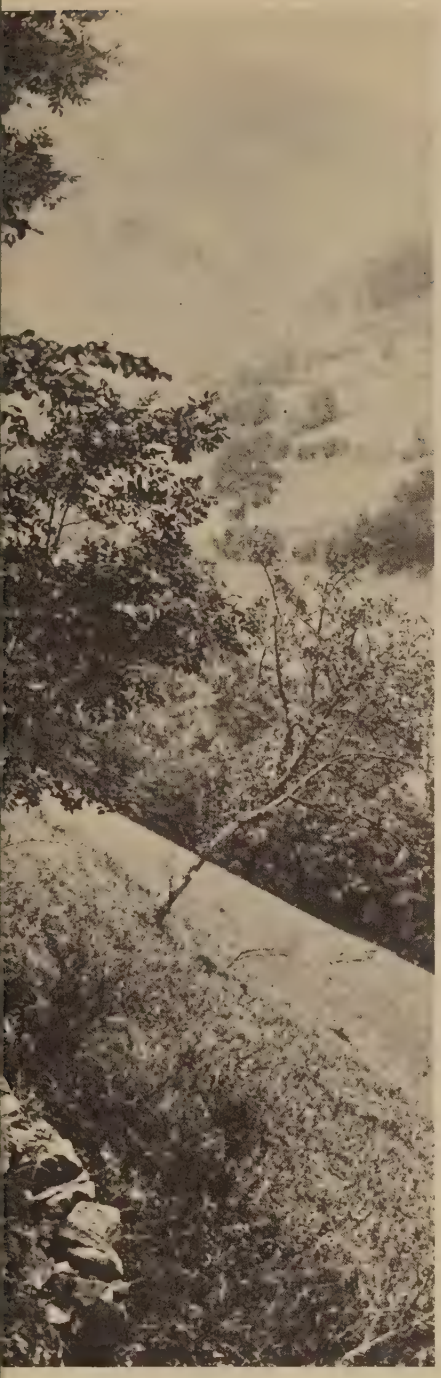
Mobilmachung
in
Leipzig
5

397–400 Bei Kriegsausbruch im August 1914 erfaßte viele Menschen ein Taumel der Begeisterung; obwohl die Sozialdemokraten sich zunächst mit Protestversammlungen gegen den von Österreich begonnenen „Aggressionskrieg" wandten, bewilligte ihre Reichstagsfraktion einstimmig die Kriegskredite: „Wir lassen in der Stunde der Gefahr das eigene Vaterland nicht im Stich." Im Rückblick eines Zeitgenossen (Wilhelm Eildermann) heißt es: „Am 1. August begann auch Deutschland mit der allgemeinen Mobilmachung (397) . . . Der Krieg, über den so viel geredet und geschrieben worden war, dessen Schrecken wir uns noch kurz vorher durch das Buch von Lamszus ‚Das Menschenschlachthaus' in der Phantasie ausgemalt hatten, der Krieg war nun da. Die unerhörte Spannung durch die Unentschiedenheit der Situation, die nervenzerreißende Erwartung wich bei vielen für einen Augenblick dem Gefühl der Befriedigung darüber, daß die Weltgeschichte sich jetzt in Sprüngen entwickeln würde. Wohin? Die Frage blieb noch unbeantwortet." Die ersten Siegesmeldungen, in der Heimat begierig und mit Begeisterung aufgenommen (398, 399), erwiesen sich als trügerisch; die Feldpostbriefe der Soldaten (400) führten rasch zu einer Ernüchterung: „an Weihnachten" war man keineswegs wieder daheim!

401 Nach der Schlacht. Sigmund Freud: Der Krieg „zerreißt alle Bande unter den miteinander ringenden Völkern . . .“

402–405 An der Westfront. „Der Geist der Materialschlacht und des Grabenkampfes, der rücksichtsloser, wilder, brutaler ausgefochten wurde als je ein anderer, erzeugte Männer, wie sie bisher die Welt nie gesehen hatte . . . Überwinder, Stahlnaturen." (Ernst Jünger)

„Die Angriffe wechseln mit Gegenangriffen, und langsam häufen sich zwischen den Gräben die Toten. Die Verwundeten, die nicht sehr weit weg liegen, können wir meistens holen. Manche aber müssen lange liegen, und wir hören sie sterben." (Erich Maria Remarque)



406 Feldgottesdienst in den Vogesen, 1916.

407–409 An der Ostfront (407: Auf Panjewagen werden Schwerverwundete ins Feldlazarett geschafft; 408: Deutsche Soldaten holen verwundete Russen vom Schlachtfeld; 409: In einem deutschen Lazarett in Lemberg).

410 Kriegsverletztenfürsorge: Übungen für Beinamputierte.

411 Soldatenkinder aus einem Berliner Tagesheim.

412, 413 An der „Heimatfront" mußten die Frauen die im Feld stehenden Männer ersetzen (412: beim Zwiebelschälen in einer Armee-Konservenfabrik; 413: an der Werkbank in einer Munitionsfabrik). „Ich werde nie vergessen", schrieb eine Aufseherin in einer solchen Fabrik, „wie Frauen und Mädchen dort am Tag durchschnittlich 12 bis 16 Stunden in den schlecht gelüfteten dunklen und unerträglich heißen Räumen für ein Butterbrot haben schuften müssen, während die Firma Millionen in ihre Tasche gesteckt hat."

414 Schülerinnen einer Höheren Mädchenschule in Berlin. Sie stricken Strümpfe, Pulswärmer und Handschuhe für die Soldaten.

415 Kohleträgerinnen.

416 Frauen als Erdarbeiterinnen beim Bau der Berliner U-Bahn.

417 Schuhmacherin: Der Mann ist „draußen" an der Front; seine Frau führt die Werkstatt weiter.

418 „Liebesgaben" werden zum Transport an die Front verladen; ihr symbolischer Wert war meist größer als ihr Nutzen.

419, 420 Brennholzausgabe; Essenausgabe für die Zivilbevölkerung (420: Die erste „Gulaschkanone" für die Berliner, 1916). „Damals", schreibt Oskar Maria Graf in seinem autobiographischen Bekenntnisbuch ‚Wir sind Gefangene', „zeigte sich auf den Straßen schon sehr deutlich eine allgemeine Kriegsmüdigkeit ... die große, breite Masse der Unteren lebte in einer mürrischen Trägheit dahin. Die täglichen Reihen an den Lebensmittelläden wurden immer länger. Ausgemergelte Gesichter, zerrupfte Gestalten mit hungerbösen Augen waren darunter. Es war, als belauere der eine den andern, daß ja keiner mehr bekomme. Was einst vielleicht wirklich eine einzige öffentliche Bewegung gewesen war, schien nun zerbröckelt zu sein. Alles war wieder einzeln, ganz und gar einzeln geworden. Kein Mensch las mehr die gelben Telegrammanschläge und Frontberichte. Ein Murren ging um. Die Lebensmitteldemonstrationen wuchsen sich zu Friedenskundgebungen aus. Siegen oder Nichtsiegen, Heldentaten, und Schlachten, Kaiserworte, Hindenburg und Zweiundvierziger-Mörser – das alles war mit einem Male nicht mehr wichtig ... Der Hunger drang gewissermaßen auch in die Bezirke der Wohlhäbigeren, wurde Losungswort an jedem Biertisch, wurde Gespenst, unsichtbar, aber überall fühlbar."

421 Berlin am 9. November 1918: Die Revolution ist ausgebrochen. Ein Panzerwagen ist vor dem Schloß in Stellung gegangen.

422 Demonstrationszug von Kriegsbeschädigten auf dem Weg zum Kriegsministerium. Sie fordern höhere Renten.

423 Im Nürnberger Rathaus haben revoltierende Truppen ein Notquartier eingerichtet.

424 Empfang der Fronttruppen in Berlin im Dezember 1918. Die Garde marschiert durchs Brandenburger Tor.

425 Fronttruppen kehren am 10. Dezember 1918 nach Berlin zurück; sie werden von einer riesigen Menge begrüßt; im Vordergrund Friedrich Ebert. Unter Beteiligung der Unabhängigen Sozialdemokraten hatte Ebert den Rat der Volksbeauftragten gebildet, dem auch bürgerliche Fachminister angehörten. Die „aus der Revolution hervorgegangene Regierung" erhielt im Dezember 1918 von der Delegiertenkonferenz der Arbeiter- und Soldatenräte Deutschlands, in der die Linksradikalen unterlagen, alle gesetzgebende und vollziehende Gewalt übertragen. Der Beschluß, Wahlen für eine verfassungsgebende Nationalversammlung auszuschreiben, eröffnete den Weg in die parlamentarische Demokratie der Weimarer Republik. „Im Interesse unseres Landes . . ., im Interesse des deutschen Volkes, besonders der Arbeiterschaft, und im Interesse auch der neu aufzubauenden Menschheitsorganisation vom Standpunkt der Demokratie und des Sozialismus aus brauchen wir die Nationalversammlung, die den Willen des deutschen Volkes feststellt . . . Wir müssen jetzt mit allen Kräften daran arbeiten, daß Heines Wort Wahrheit werde: ‚Deutschland hat einen ewigen Bestand, es ist ein kerngesundes Land!'" (Der Delegierte Max Cohen, Mehrheitssozialist)

Anmerkungen und Zitatnachweis

Hochziffern beziehen sich auf die Kapiteleinleitungen,
kursiv gesetzte Ziffern verweisen auf Zitate in den Bildtexten.

1. Klassengesellschaft

[1] Theodor Fontane: Irrungen Wirrungen. In: Gesammelte Werke. Band 3. Berlin 1915, S. 211 ff.

[2] Fontane: a. a. O., S. 217 f.

[3] Zit. nach Johannes Hohlfeld (Hrsg.): Dokumente der deutschen Politik und Geschichte von 1848 bis zur Gegenwart. Band I. Berlin/München o. J., S. 22.

[4] Vgl. Hanns Hubert Hofmann: Eliten und Elitentransformation in Deutschland zwischen der Französischen und der Deutschen Revolution. In Hanns Hubert Hofmann/Günther Franz (Hrsg.): Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit. Eine Zwischenbilanz. Boppard am Rhein 1980, S. 143 ff.

[5] Werner Conze: Konstitutionelle Monarchie, Industrialisierung. Deutsche Führungsschichten um 1900. In Hofmann: a. a. O., S. 183 f.

[6] Johannes Willms: Von Deutscher Republik oder wozu Preußen heute? Ansichten einer unbewältigten Gegenwart. In: Neue Rundschau, Nr. 3/1981, S. 152 ff.

[7] Zit. nach Hohlfeld: a. a. O. (Band 2), S. 20.

[8] Gerhard A. Ritter/Jürgen Kocka (Hrsg.): Deutsche Sozialgeschichte. Dokumente und Skizzen. Band II: 1870–1914. München [2]1977, S. 243.

[9] Ritter/Kocka: a. a. O., S. 288 f.

[10] Ritter/Kocka: a. a. O., S. 355.

[11] Fontane: a. a. O., S. 294.

Zitatnachweis

2. F. Winkelmann: Der Gendarmerie-Probist. Anleitung zum praktischen Dienstbetrieb und Vorbereitung zum Examen. Berlin [4]1892. Zit. nach Ritter/Kocka: a. a. O., S. 303.

12., 13. Zit. nach Monika Sperr: Das Große Schlager-Buch. Deutsche Schlager 1800–Heute. München 1978, S. 77.

14. Franz Rehbein: Das Leben eines Landarbeiters. Hrsg. und eingeleitet von Paul Göhre. Jena 1911, S. 175.

22. A. v. Tirpitz: Politische Dokumente. Der Aufbau der deutschen Weltmacht. 1924. Zit. nach Harry Pross (Hrsg.): Die Zerstörung der deutschen Politik. Dokumente 1871–1933. Frankfurt am Main 1959, S. 125.

33.–35. Aufsätze über den Streik der Bergarbeiter im Ruhrgebiet. In: Schriften der Gesellschaft für soziale Reform. Jena 1905. Zit. nach Hans Magnus Enzensberger u. a. (Hrsg.): Klassenbuch 2. Ein Lesebuch zu den Klassenkämpfen in Deutschland 1850–1919. Darmstadt/Neuwied 1972, S. 168 f.

36. Zit. nach Ursula Schulz (Hrsg.): Die Deutsche Arbeiterbewegung 1848–1919 in Augenzeugenberichten. München 1976, S. 371 f.

2. Arbeitswelten

[1] Paul Göhre: Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche. Eine praktische Studie. Leipzig 1891, S. 42 ff.

[2] Göhre: a. a. O., S. 42.

[3] Minna Wettstein-Adelt: 3½ Monate Fabrik-Arbeiterin. Eine practische Studie. Berlin 1893, S. 19 ff.

[4] Franz Rehbein: Das Leben eines Landarbeiters. Neudruck. Hrsg. von Karl Winfried Schafhausen. Darmstadt/Neuwied 1973, S. 35 f.

[5] Rehbein: a. a. O., S. 5 f.

[6] Julius Pierstorff: Der Moderne Mittelstand. Staatswissenschaftliche Vorträge der Gehestiftung. Band III. 1911, S. 19.

[7] Gerhard A. Ritter/Jürgen Kocka (Hrsg.): Deutsche Sozialgeschichte. Dokumente und Skizzen. Band II: 1870–1914. München [2]1977, S. 93 f.

[8] Emil Lederer: Die Privatangestellten in der modernen Wirtschaftsentwicklung. Tübingen 1912, S. 98 f.

Zitatnachweis

47. Hermann Kellenbenz: Deutsche Wirtschaftsgeschichte. Band II: Vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. München 1981, S. 248.

52., 53. Zit. nach Andreas Kuntz: Der Dampfpflug. Bilder und Geschichte der Mechanisierung und Industrialisierung von Ackerbau und Landleben im 19. Jahrhundert. Marburg 1979, S. 64.

54.–56. Rehbein: a. a. O., S. 260 ff.

65.–67. Paul Göhre: Das Warenhaus. Frankfurt am Main 1907, S. 104 f.

71. Walter Kempowski: Aus großer Zeit. Hamburg 1978, S. 26 f.

81. Göhre: Das Warenhaus; a. a. O., S. 12.

83. Göhre: Das Warenhaus; a. a. O., S. 36 f.

94. Rudolf Rübberdt: Geschichte der Industrialisierung. Wirtschaft und Gesellschaft auf dem Weg in unsere Zeit. München 1972, S. 311.

113.–115. Zit. nach Hans J. Schütz (Hrsg.): Der wahre Jacob. Ein halbes Jahrhundert in Faksimiles. Berlin/Bonn-Bad Godesberg 1977, S. 66.

117. Ad. Schroot (Hrsg.): Der praktische Universal-Ratgeber. Illustriertes Haus- und Nachschlagebuch für alle Fälle des täglichen Lebens. Stuttgart o. J., S. 17.

118., 119. Zit. nach Marie-Luise Könneker: Mädchenjahre. Ihre Geschichte in Bildern und Texten. Darmstadt/Neuwied 1978, S. 105.

131., 132. Göhre: Drei Monate Fabrikarbeiter . . .; a. a. O., S. 42.

3. Verstädterung

[1] Zit. nach Kurt Pinthus: Menschheitsdämmerung. Ein Dokument des Expressionismus. Berlin 1920. Neudruck Hamburg 1959, S. 179.

[2] Alfred Wolkenstein: Die Friedensstadt. In Pinthus: a. a. O., S. 307.

[3] Georg von Schuh: Die Stadt Nürnberg im Jubiläumsjahre 1906. Nürnberg 1906, S. 371 f.

[4] Paul Göhre: Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche. Eine praktische Studie. Leipzig 1891, S. 23 f.

[5] Karl Scheffler: Der junge Tobias. Eine Jugend und ihre Umwelt; o. O. 1927. Neue durchgesehene und erweiterte Auflage Wiesbaden 1946, S. 29 ff.

[6] Peter Marschalck: Zur Rolle der Stadt für den Industrialisierungsprozeß in Deutschland in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. In Jürgen Reulecke (Hrsg.): Die deutsche Stadt im Industriezeitalter. Wuppertal 1978, S. 64.

Zitatnachweis

139. Marschalck: a. a. O., S. 58.

147.–150. Zit. nach Gerhard A. Ritter/Jürgen Kocka (Hrsg.): Deutsche Sozialgeschichte. Dokumente und Skizzen. Band II: 1870–1914, München [2]1977, S. 249.

157. Theodor Fontane: Frau Jenny Treibel. In: Gesammelte Werke. Band 3. Berlin 1915, S. 308.

166. Volckhammer Archiv. Museen der Stadt Nürnberg.

173.–175. Fritz Deichen: Verhältnisse der Bediensteten und Arbeiter im Straßengewerbe Berlins. Zit. nach Ritter/Kocka: a. a. O., S. 54.

179. Hermann Stegemann: Erinnerungen aus meinem Leben und meiner Zeit. Berlin/Leipzig 1930. Zit. nach Ritter/Kocka: a. a. O., S. 101.

180., 181. Zit. nach Gustav Sichelschmidt: Berliner Leben. Ein Photoalbum aus der Zeit der Jahrhundertwende. Berlin 1977, S. 17.

196. Zit. nach Sichelschmidt: a. a. O., S. 58.

197. Heinrich Paul Dikreiter; zit. nach Friedrich G. Kürbisch (Hrsg.): Wir lebten nie wie Kinder. Ein Lesebuch. Berlin/Bonn 1979, S. 71.

201., 202. Otto Krille; zit. nach Kürbisch: a. a. O., S. 81.

4. Familienleben

[1] Minna Wettstein-Adelt: 3½ Monate Fabrik-Arbeiterin. Eine practische Studie. Berlin 1893, S. 42 ff.

[2] Zit. nach Barbara Beuys: Familienleben in Deutschland. Reinbek bei Hamburg 1980, S. 401 f.

[3] Wettstein-Adelt: a. a. O., S. 45 f.

[4] Wettstein-Adelt: a. a. O., S. 46 f.

[5] Sigmund Freud: Die „kulturelle" Sexualmoral und die moderne Nervosität. In: Studienausgabe, Band IX. Hrsg. von A. Mitscherlich/A. Richards/J. Strachey. Frankfurt am Main 1974, S. 22.

[6] Zit. nach Karl Otto Conrady (Hrsg.): Das große deutsche Gedichtbuch. Kronberg/Ts. 1977, S. 319.

[7] Conrady: a. a. O., S. 319 f.

[8] Walter Benjamin: Berliner Kindheit um Neunzehnhundert. Frankfurt am Main 1950, S. 34 ff.

[9] Adelheid Popp: Jugend einer Arbeiterin. 1909. Neudruck Berlin 1977, S. 25.

[10] Egon Friedell: Kulturgeschichte der Neuzeit. 3. Band. München 1931, S. 359 f.

[11] Zit. nach Gert Selle: Kultur der Sinne und ästhetische Erziehung. Alltag, Sozialisation, Kunstunterricht in Deutschland vom Kaiserreich zur Bundesrepublik. Köln 1981, S. 74.

[12] J. M. Olbrich; zit. nach Selle: a. a. O., S. 75.

[13] Renate Kastorff-Viehmann: Kleinhaus und Mietskasernen. In Lutz Niethammer (Hrsg.): Wohnen im Wandel. Wuppertal 1979, S. 272.

[14] Kastorff-Viehmann: a. a. O., S. 271.

[15] Cornelia Julius: Von feinen und von kleinen Leuten. Alltagsgeschichte in Lebensberichten aus den Jahren 1918–1931. Weinheim/Basel 1981, S. 69 f.

[16] Helmut Häußler: Baugenossenschaft. In Hermann Glaser/Wolfgang Ruppert/Norbert Neudecker: Industriekultur in Nürnberg. Eine deutsche Stadt im Maschinenzeitalter. München 1980, S. 43.

Zitatnachweis

221. Theodor Fontane: Frau Jenny Treibel. In: Gesammelte Werke. Band 3. Berlin 1915, S. 335 ff.

224. ‚Gartenlaube'-Kalender 1915; zit. nach Marie-Luise Könneker: Mädchenjahre. Ihre Geschichte in Bildern und Texten. Darmstadt/Neuwied 1978, S. 214.

230. Friedell: a. a. O., S. 398 f.

236., 237. J. Langbehn: Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen. Leipzig [46]1903. Zit. nach Selle: a. a. O., S. 86.

240. Konrad Fischer: Geschichte des deutschen Volksschullehrerstandes. Band 2. Hannover 1892. Zit. nach Gerhard A. Ritter/Jürgen Kocka (Hrsg.): Deutsche Sozialgeschichte. Dokumente und Skizzen. Band II: 1870–1914. München [2]1977, S. 307.

241. Otto von Leixner: 1888 bis 1891. Soziale Briefe aus Berlin. Mit besonderer Berücksichtigung der sozialdemokratischen Strömungen. Berlin 1891. Zit. nach Ritter/Kocka: a. a. O., S. 276.

244.–247. Ritter/Kocka: a. a. O., S. 175 f.

253. Moritz William Theodor Bromme: Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters. Hrsg. von Paul Göhre. Leipzig 1905. Zit. nach Ritter/Kocka: a. a. O., S. 269.

5. Vergnügungen

[1] Friedrich Schleiermacher: Versuch einer Theorie des geselligen Betragens. In: Werke. 2 Bände. Hrsg. von O. Braun. Leipzig 1927, S. 1 f.

[2] Ingeborg Weber-Kellermann: Die Familie. Frankfurt am Main 1976, S. 100.

[3] Cornelia Julius: Von feinen und von kleinen Leuten. Alltagsgeschichte in Lebensberichten aus den Jahren 1918–1931. Weinheim/Basel 1981, S. 89 f.

[4] Zit. nach Wolfgang Schivelbusch: Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. München 1980, S. 161.

[5] Rudolf Endres: Nach Feierabend. In Hermann Glaser/Wolfgang Ruppert/Norbert Neudecker: Industriekultur in Nürnberg. Eine deutsche Stadt im Maschinenzeitalter. München 1980, S. 211.

[6] Zit. nach Horst Ueberhorst: Deutsche Turnbewegung und deutsche Geschichte. Friedrich Ludwig Jahn und die Folgen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung ‚Das Parlament', 15. 7. 1978, S. 3 f.

[7] Rolf Lindner/Heinrich Breuer: Sind doch nicht alles Beckenbauers. Frankfurt am Main 1978, S. 9.

[8] Peter von Rüden (Hrsg.): Beiträge zur Kulturgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung. 1848–1918. Frankfurt am Main/Wien/Zürich 1979, S. 20.

[9] Zit. nach Rüden: a. a. O., S. 21.

[10] Rüden: a. a. O., S. 27 f.

[11] W. Erb; zit. nach Sigmund Freud: Die „kulturelle" Sexualmoral und die moderne Nervosität. In: Studienausgabe, Band IX. Hrsg. von A. Mitscherlich/A. Richards/J. Strachey. Frankfurt am Main 1974, S. 15.

[12] Minna Wettstein-Adelt: 3½ Monate Fabrik-Arbeiterin. Eine practische Studie. Berlin 1893, S. 81 f.

[13] Stefan Zweig: Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers. Frankfurt am Main 1970, S. 72 f.

[14] Hans Breuer; zit. nach Harry Pross: Jugend. Eros. Politik. Die Geschichte der deutschen Jugendverbände. Bern/München/Wien 1964, S. 62.

[15] Gustav Wyneken; zit. nach Pross: a. a. O., S. 134.

[16] Monika Sperr (Hrsg.): Das große Schlager-Buch. Deutsche Schlager 1800–Heute. München 1978, S. 62.

[17] Ludwig Thoma: Altaich. In: Gesammelte Werke. Band 3. München 1925, S. 656 f.

Zitatnachweis

273.–275. A. Stauder: Über Gartenkolonien. Nürnberg 1909, S. 23.

276., 277. Ad. Schroot (Hrsg.): Der praktische Universal-Ratgeber. Illustriertes Haus- und Nachschlagebuch für alle Fälle des täglichen Lebens. Stuttgart o. J., S. 658.

278., 279. Schroot: a. a. O., S. 638.

280.–283. Schivelbusch: a. a. O., S. 160 f.

284. Schivelbusch: a. a. O., S. 187.

299.–302. A. Schmidt; zit. nach: 10. Deutsches Turnfest. Nürnberg 1903. Festzeitung Nr. 1, S. 1.

309., 310. 10. Deutsches Turnfest. Festzeitung Nr. 14; a. a. O., S. 273 ff.

328., 329. Schroot: a. a. O., S. 334.

330., 331. Schroot: a. a. O., S. 207.

332.–337. Walter Kempowski: Aus großer Zeit. Hamburg 1978, S. 66 ff.

339.–342. Hermann von Schmid/Karl Stieler: Wanderungen im Bayerischen Gebirge und Salzkammergut. Nachdruck München 1976, S. 3.

343. Schroot: a. a. O., S. 636.

344. Schroot: a. a. O., S. 642.

346.–348. Ulrich Blumenschein: Luxusliner. Glanz und Ende der großen Passagierschiffe des Atlantiks. Oldenburg/Hamburg 1975, S. 53 f.

6. Schulen

[1] Zit. nach Martin Gregor-Dellin (Hrsg.): Deutsche Schulzeit. Erinnerungen und Erzählungen aus drei Jahrhunderten. München 1979, S. 109.

[2] August Winnig: Frührot. Ein Buch von Heimat und Jugend. Stuttgart/Berlin 1924. Zit. nach Gerhard A. Ritter/Jürgen Kocka (Hrsg.): Deutsche Sozialgeschichte. Dokumente und Skizzen. Band II: 1870–1914. München [2]1977, S. 281.

[3] Zit. nach Peter Lundgreen: Sozialgeschichte der deutschen Schule im Überblick. Teil II: 1770–1918. Göttingen 1980, S. 90.

[4] Historisches Museum Frankfurt am Main: Schulgeschichte(n) von A–Z. Frankfurt am Main 1977, S. 93.

[5] Historisches Museum Frankfurt: a. a. O., S. 95 ff.

[6] Zit. nach Lundgreen: a. a. O., S. 91 f.

[7] Lundgreen: a. a. O., S. 99.

[8] Zit. nach Akademie der Künste: Puppe, Fibel, Schießgewehr. Das Kind im kaiserlichen Deutschland (Ausstellungskatalog). Berlin 1977, S. 87 f.

[9] Zit. nach Jubiläumsjahresbericht des Neuen Gymnasiums Nürnberg 1978/79, S. 57.

[10] Friedrich Paulsen: Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Leipzig [3]1912, S. 171.

[11] Zit. nach Katharina Rutschky: Schwarze Pädagogik. Quellen zur Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung. Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1977, S. 107 f.

[12] Rutschky: a. a. O., S. 299.

[13] Zit. nach Rutschky: a. a. O., S. 434 f.

[14] Gernot Breitschuh: Zensierte Gesellschaft. Eine Kulturgeschichte des Schulzeugnisses. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18. 4. 1980.

[15] Stefan Zweig: Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers. Frankfurt am Main 1970, S. 37.

[16] Zweig: a. a. O., S. 35.

[17] Zit. nach Rutschky: a. a. O., S. 207.

[18] Zit. nach Peter de Mendelssohn: Der Zauberer. Das Leben des deutschen Schriftstellers Thomas Mann. Band 1: 1875–1918. Frankfurt am Main 1975, S. 1034 f.

[19] Gert Selle: Kultur der Sinne und ästhetische Erziehung. Alltag, Sozialisation, Kunstunterricht in Deutschland vom Kaiserreich zur Bundesrepublik. Köln 1981, S. 71.

[20] Zit. nach Selle: a. a. O., S. 122 f.

[21] Selle: a. a. O., S. 129 f.

Zitatnachweis

354., 355. Ad. Schroot (Hrsg.): Der praktische Universal-Ratgeber. Illustriertes Haus- und Nachschlagebuch für alle Fälle des täglichen Lebens. Stuttgart o. J., S. 344.

358.–361. Ernst Hirschberg: Die soziale Lage der arbeitenden Klassen in Berlin. Berlin 1897. Zit. nach Ritter/Kocka: a. a. O., S. 280.

362., 363. Winnig: Frührot; a. a. O., zit. nach Ritter/Kocka: a. a. O., S. 282.

382. Zit. nach Gregor-Dellin: a. a. O., S. 16.

383.–385. Zit. nach A. Ullrich: Entwurf zur Reorganisation der städtischen höheren Töchterschule in Nürnberg. Nürnberg 1896, S. 2.

386., 387. Zit. nach Harry Pross: Jugend. Eros. Politik. Die Geschichte der deutschen Jugendverbände. Bern/München/Wien 1964, S. 62.

392., 393. Rudolf Binding: Erlebtes Leben. Potsdam 1937, S. 109.

7. Krieg und Revolution

[1] Stefan Zweig: Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers. Frankfurt am Main 1970, S. 145.

[2] Sigmund Freud: Zeitgemäßes über Krieg und Tod. In: Studienausgabe. Band IX. Hrsg. von A. Mitscherlich/A. Richards/J. Strachey. Frankfurt am Main 1974, S. 37.

[3] Zweig: a. a. O., S. 159.

[4] Freud: a. a. O., S. 38.

[5] Zit. nach ‚Vorwärts' 1876–1976. Ein Querschnitt in Faksimiles. Hrsg. von Günter Grundwald und Friedhelm Merz. Berlin/Bonn-Bad Godesberg 1976, S. 32.

[6] Karl Bröger: Sturz und Erhebung. Gesamtausgabe der Gedichte. Jena 1943, S. 15.

[7] Walter Flex: Der Wanderer zwischen beiden Welten. Ein Kriegserlebnis. Neuausgabe Heusenstamm 1977, S. 53 ff.

[8] Berliner Tagblatt, 19. 5. 1916. Zit. nach Georg Kotowski/Werner Pöls/Gerhard A. Ritter (Hrsg.): Das Wilhelminische Deutschland. Stimmen der Zeitgenossen. Frankfurt am Main/Hamburg 1965, S. 153.

[9] Berliner Tagblatt, 16. 8. 1917. Zit. nach Kotowski/Pöls/Ritter: a. a. O., S. 154.

[10] Zit. nach ‚Vorwärts' 1876–1976: a. a. O., S. 41.

Zitatnachweis

397.–400. Wilhelm Eildermann: Jugend im ersten Weltkrieg. Tagebücher, Briefe, Erinnerungen. Berlin-Ost 1972. Zit. nach Wolfgang Emmerich: Proletarische Lebensläufe. Autobiographische Dokumente zur Entstehung der Zweiten Kultur in Deutschland. Band 2: 1914 bis 1945. Reinbek bei Hamburg 1975, S. 92.

401. Freud: a. a. O., S. 38.

402.–405. Ernst Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis. Berlin [4]1929, S. 33.
Erich Maria Remarque: Im Westen nichts Neues. Berlin 1929, S. 127.

412., 413. Zit. nach Emmerich: a. a. O., S. 148.

419., 420. Oskar Maria Graf: Wir sind Gefangene. Ein Bekenntnis. München 1981, S. 314 f.

425. Die Delegiertenkonferenz der Arbeiter- und Soldatenräte Deutschlands in Berlin, 16.–20. Dezember 1918. Zit. nach Johannes Hohlfeld (Hrsg.): Dokumente der deutschen Politik und Geschichte von 1848 bis zur Gegenwart. Band II. Das Zeitalter Wilhelms II. 1890–1918. Berlin/München o. J., S. 424.

Bildnachweis

Die Herausgeber und der Verlag danken allen Archiven und Privatpersonen,
die bei der Suche nach geeignetem Bildmaterial behilflich waren und den Abdruck erlaubten.
Besonderer Dank gilt der Fernsehzeitschrift HÖR ZU,
die den Zugang zu dem einmaligen historischen Photomaterial einer HÖR ZU-
Serie (‚Aus Großmutters Photoalbum') ermöglichte.

Amt für kulturelle Freizeitgestaltung, Stadt Nürnberg: 354
Apitz, Trude / Grub am Forst: 273
Archiv der Stadt Ahrensburg / Holstein: 51, 138, 190, 194, 298

Becher-Wimmer, Hannelore / Villingen: 110
Becker, Mathilde / Berlin: 98
Bildarchiv Dr. Hermann Glaser / Roßtal: 5, 154, 158, 213, 230, 383
Bildarchiv Walther Pützstück / Bremen: 23, 79, 92, 94, 145, 165, 175, 178, 184, 191, 216, 240, 249, 272, 290, 362, 387
Bildstelle des Hochbauamtes der Stadt Nürnberg: 134, 137, 140–143, 146, 152, 159, 162, 166, 172, 173, 193, 197, 203, 258, 274, 283, 352
Bittner, Karl / Bärnau: 371
Borstel, Lissi von / Meldorf: 69, 72, 212
Brand, Margarethe / Lage: 227
Braunschmidt, Dr. Heinz / Kronach: 397
Büttner, Kurt / Frankfurt: 239

Caspers, Brigitte / Krempe: 100
Centrum Industriekultur, Stadt Nürnberg: 129
Christalle, Hedwig / Wiesbaden-Biebrich: 207
Cullmann, Hugo / Aurich: 220, 221, 225

Dauscher, Franziska / Alzey: 322, 328
Dolling, Maria / Wesel: 296
Dörnhaus, Christl / Bochum: 223
Drexler, Käthe / Weiden: 67, 88

Eberhardt, Günter / Velden: 106
Eckart, Hans / Orselina (Schweiz): 228
Ehrhardt, Karl / Bruchhausen: 41
Eichler, Margit / Ratingen: 229
Eifler, Dorothea / Karben: 75
Eisenkrammer, Hildegard / Karlsruhe: 374, 375
Engel-Voellmer, Hildegard / Pirmasens: 3
Enneper, Peter / Hennef: 285

Feigenspan, Günter / Menden: 1, 10, 99, 403
Festschrift ‚Zweihundert Jahre Christianeum', Hamburg 1938: 380, 381
Finette, Franz / Hankensbüttel: 271
Fischer, Margot /Bad Pyrmont: 237

Garthe, Elfriede / Frankfurt: 111
Gehlhoff, Elisabeth / Kassel: 163
Gentner, Ursula / Hamburg: 235
Graap, Hans / Kiel: 74
Gschwender, Dieter / Oberstdorf: 226

Hagedorn, Dieter / Bremen: 16, 214
Hähner, Werner / Rotenburg-Wümme: 282
Haimann, Käthe / Köln: 188
Hamm, Margarete / Dortmund: 234
Hascher, Alfred / Aystetten: 241, 263
Heinen, Resi / Kreuzau: 244
Hempfing, Clara / Sinsheim: 233
Historisches Museum, Frankfurt am Main: 151
Historisches Zentrum Wuppertal, Bildarchiv: 183
Hoffmann, Inge / Wiesbaden: 133
Hoffmeister, Marion / München: 346
Horstmann, Gertrud / Offenburg: 187

Janik, Alfred / Lohmar: 252

Klein, Beate / Berlin: 238
Klein, Walter / Aachen: 303
Klemann, Kurt / Berlin: 66
Klöckner, R. / Plön: 76
Knapp, Annemarie / Lengerich: 236
Kordes, Otto / Kirchhundem: 42, 77

Landesbildstelle Berlin: 150
Landeskirchliches Archiv Nürnberg: 28
Lang, Alfred / Theilheim: 360
Länger, Eduard W. / Nürnberg: 361
Langner, Erna / Moers: 54
Laven, Gerda / Köln: 390, 392
Lichte, Hilde / Schalksmühle: 388
Liefke-Podherny, Marlies / Coburg: 337, 351
Löffler, Else / Gütersloh: 242
Lohrmann, Albert / Aichtal: 359

Mense, Jürgen S. / Schleswig: 247, 327, 329
Merkel, Karola / Ilsfeld-Auenstein: 222
Meyer, Kurt / Berlin: 65
Mindermann, Hildegard / Bremen: 93
Mocken, Hans-Willi / Mönchengladbach: 97
Möhl, Elfriede / Stuttgart: 208, 224, 232
Mortzfeldt, G. / Bad Bevensen: 382
Müller, Anneliese / Hamburg: 68

Neumann, Günter / Essen: 15
Nousch, Herbert / Berlin: 396
Novosel, Jurica / Heusenstamm: 270

Ograbeck, Elltruth / Nörten-Hardenberg: 30
Orgel-Köhne, Liselotte / Berlin: 61

Pappler, Peter (Amt für kulturelle Freizeitgestaltung, Nürnberg): 281
Peter, Heinz / Hamburg: 96
Peters, Jürgen / Berlin: 243
Petrucci, Roswitha / Esslingen: 276
Photoarchiv Lachmund / Hamburg: 268
Probst, Hanns-Henning / Bühren: 95, 109

Rehfuß, Waldemar / Balingen: 89, 90
Reinhardt, Christine / Bielefeld: 248
Rekate, Frieda / Lübbecke: 366
Ritter, Edith / Taunusstein: 324
Röttger, W. / Recklinghausen: 372

Schäffler, Elisabeth / Bremen: 309
Schlegtendal, Friedr.-Wilh. / Murnau: 11, 377, 378
Schmidt, F. / Herten: 71
Schmidt, Margret / Solingen: 331
Schöb, Violetta / Betzdorf: 297
Schöttner, Alma / Flensburg: 118
Schuckmann, Elisabeth / Rimbach: 269, 349
Schwerdberger, Leonhard / Nürnberg: 55, 56, 363
Segler, Ruth / Bückeburg: 264
Sitzler, Thomas / Bergkamen: 306
Spohr, Elfriede / Tann-Rhön: 246
Stadtarchiv Würzburg: 25
Stadtgeschichtliche Museen / Nürnberg: 24, 37, 130, 155, 169, 185, 192, 200, 280, 295, 423
Stauer, Rosemarie / Münster: 253
Stracks, Erika / Hamburg: 308, 389, 391
Strumper u. Co. (Aus der Photomappe ‚Hamburgs Straßen', Hamburg 1892): 57–60, 63, 64, 186, 289

Tenning, Otto / Sindelfingen: 7, 17
Traurig-Gotz, Irmengard / Rimbach: 6
Trümmer, Betty / Volkach: 170, 369

Uhlschmied, Monika / Arnsberg: 250, 350
Ullstein-Bilderdienst / Berlin: 2, 9, 12–14, 18, 19, 22, 26, 27, 29, 31, 32–36, 38, 39, 43–50, 52, 53, 62, 70, 73, 80–87, 91, 101, 102, 104, 107, 108, 112–115, 117, 119, 120–128, 131, 132, 135, 139, 144, 147–149, 153, 156, 157, 160, 161, 164, 167, 168, 171, 174, 176, 177, 179–182, 189, 195, 196, 198, 199, 201, 202, 204–206, 209–211, 215, 218, 245, 251, 254–257, 259–262, 265–267, 275, 277–279, 284, 286–288, 291–294, 299–302, 304, 305, 307, 310–321, 323, 326, 332–336, 338, 340, 341, 343–345, 347, 353, 355–358, 364, 365, 367, 368, 370, 373, 376, 379, 384, 386, 393, 395, 398–402, 404–422, 424, 425

Verkehrsmuseum Nürnberg: 40, 116
Verlag für Behörden und Wirtschaft (Aus dem Photoband ‚Damals', Hof 1980): 103
Vollert, Maria / Bremen: 325

Waldhütter, Annette / München: 78
Wegner, Johanna / Hamburg: 105
Werner, Ursula / Dinslaken: 394
Wieckenberg, Dr. Ernst-Peter / München: 136
Wiese, Barbara / Stuhr: 4
Wilbrandt, Erika / Uelzen: 231
Wilms-Posen, Dr. Heinz / Bonn: 20, 21, 217, 219, 339, 342, 348, 385
Witte, Anni / Dannenberg: 330

Zinnemann, Ralf / Unna: 8